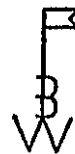


TITUS TAESCHNER

EUROFRIKA

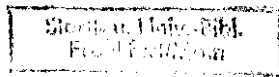
DIE MACHT DER ZUKUNFT



BUCHWARTe

BERLIN

3 17/1395



Der Umschlag entwarf Paul Querschfeld,
Alle Rechte, besonders gegenüber Film und Übersetzung, vorbehalten.
Copyright by Buchverlag Lothar Blanvalet, Berlin SW 11.
Gedruckt bei Max Rau, Lengenfeld i. Vogtl.
Printed 1938 in Germany.

In seinem Arbeitszimmer im Eurofrika-Palast zu Genf schreitet Generalingenieur Dr. Gerth Sörrensen tief in Gedanken versunken auf und ab. Seine Stirn ist umwölkt; denn schwere Sorgen lasten auf seinen Schultern. Er ist ein Hüne von Gestalt mit kantigem Charakterkopf, scharf geschnittenen, eindrucksvollen Zügen und etwas ungelinken Gliedern. Das linke Bein zieht er beim Gehen kaum merklich nach, den Nacken hält er ein klein wenig schief. Hat er doch vor Jahren einen bösen Flugzeugunfall gehabt, von dem ihm ein steifes Bein und ein gekrümmter Nacken blieben. Dieser Unfall hat sein Gemüt verdüstert und ihn rauh und unzugänglich im Verkehr mit Menschen werden lassen. Von Natur aus gutmütig, war er, durch Erfahrungen gereift, ein harter Mann geworden. Neben genialer Schöpferkraft zeichnet ihn eiserne Willensstärke aus. Seine Gegner fürchten und hassen ihn. Seine geistige Überlegenheit läßt sie vor sich selbst unbedeutend erscheinen. Deshalb beneiden und hassen sie ihn. Er ist unerbittlich in der Verfolgung seiner Ziele, nicht nur anderen, sondern auch sich selbst gegenüber. So ist der Mann beschaffen, der, von der Eurofrika-Union mit Generalvollmacht ausgerüstet, das Schicksal aller ihrer fertigen und noch werdenden Werke in Händen hält. Alter Überlieferung gemäß steht er nach dem Tode seines Vaters, der sein Vorgänger war, als Generalingenieur an der Spitze, der von seinen Vorfahren geschaffenen gewaltigsten Bauunternehmung der Welt. Diese hatte zum Ziele gehabt, nachdem es gelungen war, alle im Widerstreit liegenden Europamächte zu gemeinsamem Werk zusammenzuschweißen, Europa mit Afrika durch Dämme bei Gibraltar und Tunis zu vereinigen, das Mittelmeer um zweihundert Meter abzusenken und die Ödländer der Sahara zu kultivieren.

Die damalige Atlantropa-Union war im Laufe der Jahrzehnte zur Eurofrika-Union umgeformt worden. Und was war aus dieser geworden?

Nach Sörrensens Überzeugung hatte die ehemalige Atlantropa-Union einen großen Fehler gemacht, als sie den alten Negerreichen ihre Selbständigkeit wieder einräumte. Der vorherrschende Gedanke war dabei gewesen, den Negerfürsten Gelegenheit zu geben, an der Kultivierung Afrikas tätig teilzunehmen. Ihr Ehrgeiz sollte angestachelt werden, indem sie sich gewissermaßen als Bundesgenossen der Union fühlen sollten. Vertreter der Union waren als Gesandte und Berater an ihre Höfe delegiert worden, denen einige Kompanien Schutztruppen beigegeben waren. Damit sollte ein gewisser Druck auf die Sultane ausgeübt, im übrigen ihnen aber freie Hand gelassen werden. Die anmaßenden Potentaten betrachteten jedoch auch diese leichte Kontrolle als Joch, das sie abzuschütteln trachteten, worin sie durch die von der asiatischen Kominintern entsandten Agenten bestärkt wurden. Diesem Unfug hätte schon längst ein Ende gemacht werden müssen, und er nahm sich im stillen vor, diesen scharfen Trennungsschnitt zu tun, sobald er sich die Ermächtigung hierzu von der Unionsregierung erwirkt hatte. Auf seinen Schultern ruht die alleinige Verantwortung für die endgültige Durchführung der Kultivierung Afrikas, und er hat keine Lust, das große Werk durch Hintertreibungen gefährden zu lassen. Ausgenommen sollte nur Moretanien, das ehemalige Marokko bleiben, ebenso Ägypten, die schon mehr oder weniger zivilisierte Länder waren und die unter der Herrschaft ihrer Sultane bisher gute Fortschritte in der Zivilisation gemacht hatten. Auf Grund neuerlicher ihm hinterbrachter Nachrichten sollten allerdings in Moretanien Dinge im Gange sein, die eine

schärfere Kontrolle als bisher angebracht erscheinen ließen. Da der Eurofrika-Union jederzeit das Recht zusteht, in jedem afrikanischen Reich neben der Landesregierung eigene Statthalter einzusetzen, faßt er den Entschluß, seinen Halbbruder Dr. Carlos nach Marrakena, der Hauptstadt Moretaniens, zu versetzen. Sein Halbbruder Carlos ist ein tüchtiger Verwaltungsbeamter und fähiger Ingenieur, der nur leider etwas zu sehr Lebemann ist. Ihn würde eine selbständige, ernste und verantwortungsreiche Tätigkeit, die ihn aus dem leichtlebigen Genf herausriß, nach Sörrensens Ansicht sehr festigen. Sörrensen klingelte und läßt seinen Bruder zu sich bitten. Der alsbald Eintretende ist ein schöner Mann im Alter von 29 Jahren. Eine bestechende Erscheinung. Groß wie sein älterer Bruder, nur elastischer und in seinem Wesen und Äußeren ansprechender. Fragend sieht Carlos seinen Bruder, der auch sein Chef ist, an, als dieser ihn mit einer Handbewegung auffordert, sich neben ihn zu setzen.

„Ich bin soeben zu einem Entschluß gekommen, der dich angeht, Carlos. Du sollst Statthalter von Moretanien werden. Das ist ein schwieriger und verantwortungsreicher Posten. Aber du bist ein Sörrensen und wirst ihn ausfüllen. Ich halte es für notwendig, daß dem dortigen Sultan schärfer auf die Finger gesehen wird als bisher. Du wirst die Belange der Union besser wahrnehmen können als irgendein anderer. Ich nehme an, daß dir nicht nur diese Auszeichnung, sondern auch die mit deiner Ernennung verbundene Abwechslung Freude machen wird.“

Dr. Carlos Sörrensens Gesicht war bei den Ausführungen seines Bruders länger und länger geworden. Man sieht es ihm an, daß er von der Bestimmung des Generalingenieurs nicht gerade entzückt ist. Er weiß aber auch, daß an einem, von diesem gefaßten Ent-

schluß nicht zu rütteln ist. So sagt er denn mißmutig:

„So — so! Ich soll also fort von Genf? Nun — ich bin es ja schon gewohnt, daß du nach den Wünschen deines Bruders nicht fragst und weiß, daß ich an deinem Entschluß nichts ändern kann. Aber — gern befolge ich deine Anordnung nicht. Wann soll ich reisen?“ fragte er kühl. —

Gerth erhebt sich, klopft dem vor ihm Sitzenden väterlich auf die Schulter und sagt ernst:

„Carlos — hast du mich jemals nach meinen eigenen Wünschen fragen hören? Glaube mir, mein Junge, daß ich dich nicht für diesen Posten vorgesehen hätte, wenn ich einen besseren Vertreter gewußt hätte. Ich brauche in Marrakena einen verlässlichen Mann. Unsere persönlichen Wünsche spielen, wenn es sich um die Interessen Eurofrikas handelt, keine Rolle. Aber es liegt mir daran, daß du mit Lust und Liebe an deine neue Aufgabe herangehest. Tu mir den Gefallen und unterdrücke deinen Unmut, der ja letzten Endes nur auf das bißchen Unbequemlichkeit zurückzuführen ist, die mit solcher Versetzung nun einmal verbunden ist. — Ja — also halte dich in acht Tagen bereit. Inzwischen werde ich den Sultan von deinem Eintreffen und von deiner Mission dort benachrichtigen lassen, und — noch eins, mein Freund! Wahre von vornherein den nötigen Abstand! Der Sultan wird nicht entzückt sein von diesem Schritt. Du bist ein Sörrensen, und ich weiß, daß du den, für eine solche Mission erforderlichen Takt mitbringst. — Also — Lebe wohl, Carlos!“

Am blumigen Gestade des lac leman hatte sich der Asienbund vor nunmehr fünf Jahrzehnten ein stattliches Botschafterpalais errichtet. Mit seiner mattschimmernden Marmorfront bildet es eine Zierde der Fremdenvorstadt in Genf. Damals hatte die ehemalige Atlantropa-Union den im Asienbund vereinigten Ländern hier Asylrecht eingeräumt. Das war auch soweit alles in Ordnung und Ruhe verlaufen, bis die Komintern Asien zu verseuchen begannen. Zwar war das Bestreben des Bolschewismus schon seit über hundert Jahren darauf gerichtet gewesen, die Welt durch Blut und Terror zu erobern. Erst nachdem Europa sich in der Atlantropa-Union zusammengeschlossen hatte und zum Bollwerk gegen den internationalen Kommunismus geworden war, und nachdem auch das europäische Rußland mit dem Bolschewismus aufgeräumt und sich der Union angeschlossen hatte, war das asiatische Rußland zum Hort des jüdisch-bolschewistischen Kommunismus geworden, der im Laufe der Jahrzehnte einen großen Teil Asiens zersetzte. — Insbesondere waren Indien und Nordchina unter bolschewistischem Einfluß geraten und zum fanatischen Gegner Europas und seiner Kulturpolitik in Afrika geworden. Die eigentlichen Drahtzieher blieben jedoch die russisch-jüdischen Finanzgewaltigen. Japan war ein wertvoller Bundesgenosse im Kampfe gegen den Bolschewismus geworden. Auch in Afghanistan, Irak, Siam und dem südlichen China war es der Komintern nicht gelungen, Fuß zu fassen. Vielmehr sahen diese Länder in friedlichen Wirtschaftsbeziehungen zu Europa ihr besseres Teil. Die gründliche Säuberung Europas von den Juden hatte, namentlich in den romanischen Ländern, Jahrzehnte gedauert. Die Juden waren nach Osten abgewandert und hetzten seitdem unablässig gegen den

verhaßten Eurofrikabund, den sie zu Fall bringen wollten mit allen, auch mit den verwerflichsten Mitteln. — Sie wühlten im geheimen, bestachen leitende Staatsmänner, stachelten die Stammesfürsten Afrikas zu Verschwörungen an und versahen sie mit Kriegsmaterial. Ihre Hauptstützpunkte waren Irkutsk, Wladivostock, Kalkutta und — in Europa noch Genf. An der Spitze stehen zur Zeit als führende Leute der Komintern der russische Jude Simonjeff, der in Indien naturalisierte Jude Rabindanathan und der Maharadscha von Weipur-Berapur. In dem Sitzungssaal der asiatischen Botschaft zu Genf sind die prominentesten Vertreter Panasiens zu geheimer Beratung zusammengekommen. So ruhig und vornehm das Palais nach außen hin wirkte, so stürmisch ging es im Innern zu. Hier herrscht eine äußerst gereizte Stimmung. Die Atmosphäre ist wie mit Zündstoff geladen. Mit verächtlichem Achselzucken wendet Simonjeff sich zu dem neben ihm sitzenden General Gorzanoff, nachdem der Vertreter Anams mit ruhiger Würde seinem Mißfallen an dem Verhandlungsthema Ausdruck gegeben hat. Eifrig spricht er auf den russischen General ein — schweigt dann. Seine wulstigen Lippen umspielt ein zynisches Lächeln. Während er mit seinem Bleistift kleine Kugeln auf einen Notizblock malt, huscht sein Blick verstohlen zu dem ihm gegenüberstehenden Rabindanathan. Simonjeff, eine massige Gestalt, wirkt mit dem etwas gekrümmten Rücken, der Speckfalte im Nacken, den, über tiefliegenden Augen zusammenge wachsenen Augenbrauen und seinen schwarzbehaarten Händen brutal. Aus seinen Augen aber sprechen Intelligenz und zähe Willenskraft. Schmächtig wirkt dagegen der hagere indische Jude Rabindanathan. Sein Gesicht ist schmal, die Nase stark gekrümmt, die Augen lebhaft und von zwingender Gewalt, wenn er seinen Blick in die Augen eines anderen taucht. Der neben

ihm sitzende Maharadscha dagegen verkörpert den Rasse-Indier. — Tsen-kötö, ein älterer Mongole, der sich mit seinem beleibten Nachbar, General Yen-wang-tsi, unterhält, macht eine abschließende Handbewegung und sagt bedächtig:

„Ich schließe mich den Ausführungen des Genossen Pnomenhani aus Anam an. China kann sich als Kulturstaat an einer so wilden Sache nicht beteiligen. Wir haben uns mit den afrikanischen Plänen einverstanden erklärt. China hat nichts dagegen, wenn Afrika seine Selbständigkeit wieder erlangen will, und wenn die eingesessenen Sultane ihre Länder selbst regieren wollen. China hat Interesse daran, mit Afrika wieder normale Handelsbeziehungen herzustellen. China kann aber seine Hand nicht dazu hergeben, die im Laufe eines Jahrhunderts geschaffenen Kulturwerke am Mittelmeer gewaltsam wieder zu zerstören.“

„Breifern Sie sich nicht unnötig, Genosse Tsen-kötö“, fällt Simonjeff ihm brüsk ins Wort — „Unser Plan wird durchgeführt, auch ohne Ihr Einverständnis. — Aber“ — fügt er drohend hinzu — „es wäre unklug von China, wollte es versuchen, ihn zu durchkreuzen. Ich erinnere an die Heereszuschüsse — an die Zuschüsse für Unterrichtswesen und andere seitens Rußlands. Es würde schlimm um China bestellt sein, wenn diese Zuschüsse ausfallen würden. Das gleiche gilt auch für Anam, Genosse Pnomenhani!“

„Eine Diskussion über diese Angelegenheit ist überhaupt überflüssig!“ ruft der Maharadscha impulsiv dazwischen. „Über zehn Jahre ist unser Unternehmen schon in Vorbereitung, und — soviel ich weiß . . .“

„chhem!“ räuspert Rabindanathan sich bedeutungsvoll und wirft dem Eifernden einen warnenden Blick zu —

„Eh! — was ich doch sagen wollte“ — fährt der Inder eingeschüchtert fort, „ja — also — ich meine — wir können doch den Sultan nicht aufsitzen lassen.“

„Sie meinten vorhin, Genosse Yen-wang-tsi“, nimmt Simonjeff wieder das Wort — „man könne solche Dinge nicht mitten im Frieden unternehmen. Nun — Sie werden Ihren Krieg haben, Genosse General! Aber dieser muß für Europa völlig überraschend kommen. Wie schon besprochen, müssen unsere Bomber überumpelnd — schlagartig eingesetzt werden. Das wird an einem bestimmten Tag geschehen, zusammenfallend mit einem für Europa ebenso überraschenden Ereignis. Am gleichen Tage werden auch die afrikanischen Verbündeten losschlagen. Unsere zweihunderttausend Bomber, von denen die Hälfte Giftgasbomber sind, dürften genügen, um Europa in Schrecken zu versetzen.“

„Wenn die Sörrensen'schen Zielkraftbatterien nicht wären — und wenn Europa sich so leicht überrumpeln ließe, Genosse Simonjeff“, knurrt unmutig General Tsen-wang-tsi. — „Europa hat einen ausgezeichneten Späherdienst. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß der Union unsere umfassenden Kriegsvorbereitungen verborgen geblieben sein sollten. Dann aber — bauen Sie nicht allzu sehr auf unsere Luftflotte!“

Simonjeff erwidert mit wegwerfender Handbewegung: „Ihre Befürchtungen sind überflüssig.“ Zynisch lächelnd fügt er hinzu: „Ich habe ein Mittel an der Hand, um allen Möglichkeiten vorzubeugen. Doch — lassen wir das jetzt! Unser Aufmarschplan ist folgender: Die Nordluftflotte steht in Nowaja Semlja, wie Sie wissen, schon bereit. Ihr kommt die Aufgabe zu, die Nordstaaten, das westliche Deutschland, Belgien, Frankreich und England anzugreifen. Die russische Südflotte sammelt sich längs des Urals. Sie vernichtet Eurofrika-Rußland. Die mongolischen und ein Teil der indischen

Luftstreitkräfte konzentrieren sich am Kaspischen Meer. Ihnen bleiben Süd-Rußland, Österreich, Süd-Deutschland und die Schweiz vorbehalten. Die Türkei, der Balkan, Nord-Ägypten, Italien, Süd-Frankreich und Spanien bleiben die Aufgabe Anam-Indiens. Der Angriff muß rasch und an allen Fronten gleichzeitig einsetzen. Hauptsächlich müssen die Strahlbatterien an der Ostgrenze durch Giftgase stillgelegt werden. Ihnen, General Urgenjoff, fällt diese . . .“ In diesem Augenblick wird die schwere, schallabgedämpfte Flügeltür zum Vorraum aufgerissen. Umgeben von Offizieren der Union taucht der Generalingenieur auf, der rasch an den Versammlungstisch herantritt, an dem die Asiaten wie gelähmt sitzenbleiben und den Eindringling verständnislos anstarren. Nur Simonjeff springt auf und brüllt Sörrensen wütend an:

„Wie können Sie sich unterstehen in unsere Botschaft einzudringen? Was wollen Sie hier? Sie verletzen unser Territorialrecht, Mann!“ — Sörrensen schneidet ihm mit gebieterischer Handbewegung das Wort ab — sagt kalt:

„Ich hebe im Auftrag der Union hiermit die diplomatische Vertretung des Asienbundes auf und schließe die Botschaft. Ich ersuche die Herren, das Hoheitsgebiet der Eurofrika-Union innerhalb zwölf Stunden zu verlassen!“

„Das ist unerhört!“ schreit Simonjeff wutschnaubend. „Das wird Ihnen teuer zu stehen kommen. Diese Beschimpfung werden wir uns nicht ungestraft bieten lassen.“

„Halten Sie das, wie Sie wollen, Herr Simonjeff. Aber hüten Sie sich! Es ist jetzt 11 Uhr 30“, fährt er auf die Uhr sehend fort, „wenn Sie um 23 Uhr 30 nicht über die Grenze sind, lasse ich Sie einsperren.“

Verschwörer Ihrer Sorte dulden wir in unserem Lande nicht länger.“ Damit schreitet er, ohne sich um die erregten Proteste der Asiaten weiter zu kümmern, zum Ausgang.

„Na warte, Bursche!“ knurrt Simonjeff haßerfüllt, „lange wirst du den aufgeblasenen Herrn nicht mehr spielen!“

Die Zurückbleibenden sehen, daß die Tür weit geöffnet bleibt, sehen, daß das Vorzimmer von Soldaten besetzt ist, und packen zähneknirschend ihre Akten zusammen. Tsen-kötö fragt den im Vorzimmer den Befehl führenden Offizier, ob der Botschaft Zeit für ordnungsmäßige Verpackung des Aktenmaterials und zur Auflösung ihrer Hausstände gelassen werde. Dieser antwortet kurz: „Sie haben zwölf Stunden Zeit, um das Land zu verlassen. Ihr Flugschiff steht bereit. In fünf Stunden können Sie die Grenze erreichen. Eine Fliegerstaffel wird Sie bis Uralsk begleiten.“ Etwas weniger dienstlich setzt er hinzu: „Ich rate Ihnen dringend, die Auflösung und Räumung Ihrer Haushalte zu beschleunigen. Alles, was zurückbleibt, verfällt der Beschlagnahme.“

Das wagt man dem gewaltigen Asienbund zu bieten? Man wirft seine Botschafter einfach hinaus? Wildes Rachegelüst steigt in den also Gemaßregelten auf. Nur der Vertreter Anams, der kurz zuvor zur Mäßigung ermahnt hatte, lächelt befriedigt. Im stillen gönnt er dem anmaßenden russischen Juden Simonjeff die Abfuhr. Schon längst hat seine Regierung den Entschluß gefaßt, dem Asienbund den Rücken zu kehren. Mit Judentum und Bolschewismus will auch sein Land nichts mehr zu tun haben. — Der Generalingenieur hat sich nach Verständigung mit der Zentralverwaltung als deren Beauftragter zu dem radikalen Schritt entschlossen, nachdem er durch seinen Geheimdienst von

dem Eintreffen der kommunistischen Führer und der bevorstehenden Konferenz in Genf unterrichtet worden war. Man ist sich in Genf wohl bewußt, daß der Frieden durch diese Maßnahme gefährdet werde. Aber man hat sich gesagt, daß über kurz oder lang der Bruch mit Asien, soweit es dem Bolschewismus verfallen ist, doch unvermeidlich gewesen wäre. Es ist also klüger, nicht zu warten, bis der kommunistische Asienbund so weit gerüstet ist, um über Europa herfallen zu können. Durch Späher hatte man in Genf erfahren, daß jenseits der Grenzen Luftmanöver von ungewöhnlichem Ausmaße abgehalten wurden, und daß verdächtige Kräfteverschiebungen stattfanden. Also Schluß mit dem Versteckspielen! Hinaus mit den Asiaten aus Europa! — Von nun ab wurden die asiatischen Grenzen Tag und Nacht unter schärfste Beobachtung genommen, um gegen etwaige Überraschungsversuche gesichert zu sein.

Eurofrika ist überdies im Besitz einer furchtbaren Verteidigungswaffe, mit der sie unter Umständen die ganze Welt im Zaume halten könnte. — Das sind seine gefürchteten Zielkraftgeschütze — so genannt, weil sie einen geschützähnlichen Aufbau haben. — Schon der erste Sörrensen, der Schöpfer Atlantropas, hatte seinerzeit die epochale Erfindung gemacht, mit einem von ihm konstruierten Spezialapparat und mittels, durch Atomzertrümmerung gewonnener Kräfte, Magnetfelder von immenser Stärke auf bestimmte Zielobjekte zu konzentrieren. Deren Wirkung so gewaltig war, daß alle beweglichen Metallteile der Objekte, auf die sie eingestellt waren, schlagartig gehemmt wurden. Die Ziele, deren Standort man kennt, ob sichtbar oder unsichtbar, ob nah oder weit entfernt, werden auf Grund einer zentrierten Generalstabskarte genau errechnet und angepeilt. Die aus zwei neben-

einander auf minutiös gearbeiteten Drehgestellen montierten Zielrohre visiert man auf das im Strahlenschnittpunkt liegende Ziel. Die entsandten Strahlen, alle auf ihrem Weg liegenden Hindernisse schadlos durchdringend, üben nur bei ihrem Zusammenprall im Schnittpunkt, ihre verheerende Wirkung blitzartig aus. Im Laufe der Jahre sind nun diese Zielkraftgeschütze derart vervollkommen worden, daß ihre unheimliche Zerstörungskraft auf tausend Kilometer und mehr gesteigert werden konnte. Solche Kraftgeschütze, deren Herstellungsgeheimnis sorgfältig gehütet wird, und das allein Deutschland, des Erfinders Vaterland, in Händen hält, besitzt nur Eurofrika. An dessen Grenzen und Küsten, sowie an allen wichtigen strategischen Punkten im Innern sind sie aufgestellt, deren Strahlen eine Reichweite vom Norden Europas bis zur Südspitze Afrikas haben. Zu höchster Vollendung soll aber erst die Wirkungsweise dieser Waffe durch Sörrensen, den jetzigen Generalingenieur, gebracht werden, indem er derartige Geschütze in gewaltige Luftschiffriesen einbauen lassen will, die die Kraftstromwellen von den großen Kraftwerken bei Gibraltar, von den Sambesierwerken, oder anderen zugeführt erhalten. — Eurofrika wird also gerüstet sein und braucht keinen Feind, von welcher Seite er auch käme, zu fürchten.

3

Im großen Sitzungssaal des Eurofrika-Palastes in Genf waren das Regierungsdirektorium und die Vertreter aller der Eurofrika-Union angeschlossenen Staaten versammelt, einer Einladung ihres Generalingenieurs Folge leistend, um, wie in der Einladung stand, weitere Kultivierungsmaßnahmen in Zentral-Afrika zu beraten.

„Meine Herren!“ fährt Dr. Sörrensen jetzt in seinen Ausführungen fort. „Sie wissen, daß die Hauptaufgaben unseres Eurofrika-Programms der Vollendung entgegengehen, soweit sie im ursprünglichen Plan ins Auge gefaßt waren. Die nördliche Hälfte der Sahara ist kultiviert und besiedelt. Auch in Süd-Afrika sind durch Ausnützung der Wasserkräfte des Sambesi und durch die Schaffung des Binnensees in der Kalahari die ehemals kärglichen Weideländereien, sowie die Ödländer der Wüste in blühende Gefilde verwandelt. Darüber hinausgehend haben wir auch Mesopotamien und einen großen Teil Arabiens durch den Ausbau der Jordanwerke zu Fruchtkammern gemacht. Ich lade Sie heute schon zu einem, demnächst stattfindenden Rundflug um das Mittelmeer ein, damit Sie sich durch Inaugenscheinnahme von dem Geschaffenen überzeugen können. Unser Kulturwerk bliebe jedoch Stückwerk, wenn wir das Herz Afrikas weiter vernachlässigen würden. Ehe ich auf diesen Punkt näher eingehe, will ich einen Übelstand geißeln, der unser Kulturwerk ständig bedroht, vor dessen Beseitigung auch an die Ausführung des Kongo- und des Tsadmeeres nicht herangegangen werden dürfte. Der letzte Aufstand im Lande Kuka hat wiederum deutlich bewiesen, daß unsere Vorfahren einen großen Fehler begingen, als sie den Eingeborenenreichen ihre Selbständigkeit zurückgaben. Anstatt Verbündete im Kampf gegen die Unkultur zu werden, sind sie hoffärtige, anmaßende und unsere Arbeiten ständig störende Potentaten geworden, die trotz unserer Kontrollmaßnahmen durch kommunistische Agenten der asiatischen Komintern aufgewiegelt, ja — wie ich aus guter Quelle weiß — sogar mit modernsten Kriegswaffen beliefert werden. Man kann sich denken, zu welchem Endzweck. Eines Tages werden sie über die Weißen herfallen und sie ermorden. Dem muß ein Ende gemacht werden, und

ich erbitte Ihre Ermächtigung dazu. Ich habe den ersten Schritt schon getan, indem ich den Sultan von Kuka seines Thrones enthob. Aber ich möchte den scharfen Schlußstrich nicht ziehen, ohne die ausdrückliche Zustimmung der heutigen Vollversammlung. Die Vorarbeiten für die Binnenmeere in Zentralafrika, deren Projekte Ihnen seinerzeit zur Prüfung vorgelegt haben, sind vollendet, und es kann nach Bereitstellung der Mittel sofort mit den Bauten begonnen werden. Diese Binnenmeere sind notwendig, wenn wir Afrika fest in die Hand bekommen wollen. Wenn Afrikas Schätze Europa restlos zugute kommen sollen, müssen die Eisenbahnverbindungen im Inneren durch Wasserwege ergänzt werden. Die klimatischen Verhältnisse im Kongobecken bieten nur den Eingeborenen dauernde Lebensmöglichkeiten, so daß diese riesigen Gebiete der Kultur bislang unzugänglich waren. Ebenso unzugänglich war bisher das Tsadseebecken. Und es würde so bleiben, wenn wir ihm nicht Wasser vom Kongo her zuführen würden. Sie wissen, daß nach Ansicht der Geologen das Kongogebiet bereits früher ein Binnenmeer war, das ringsum von hohen Randgebirgen eingeschlossen war. Diesen Zustand brauchen wir nur wieder herzustellen, was verhältnismäßig einfach ist. Bis zum Auslauf des Kongo in den Stanley-Pool verläuft der Strom auf eine Länge von achtzig Kilometer in einer ziemlich engen Felsenschlucht, welche die Anlage von Staumauern begünstigt. Zwischen Lutete und Vivi weist der Unterlauf des Kongo zweiunddreißig Wasserfälle mit zusammen einer Sturzhöhe von zweihundertzwanzig Metern auf. Auf dieser Strecke müssen, um den Strom für Seeschiffe befahrbar zu machen, drei weitere Staustufen errichtet werden. Das Kongomeer würde nach seiner Auffüllung einen Flächenraum von neunzigtausend Quadratkilometer mit sechstausend Kilometer Küstenlänge bedecken. Ein eben-

falls allseitig umschlossenes Becken bildet die Niederung des Tsadsees, der auf zweihundertundvierzig Meter Höhe liegt und bis auf vierhundert Meter Höhe aufgefüllt werden kann. Das Wasser hierzu liefert ebenfalls der Kongo. Dieses Meer wird sogar noch größer sein als das Kongomeer. Beide, in Verbindung mit entsprechenden Kanälen, werden dann einen Großschiffahrtsverkehr von der Kongomündung quer durch Afrika zum Mittelmeer ermöglichen, und die Niederschläge aus diesen beiden großen Süßwassermee ren werden auch die letzten, der Kultivierung bisher unzugänglichen Wüstengebiete in fruchtbares Land verwandeln.“

„Und wo bleiben die Menschen, die auf den zweihunderttausend Quadratkilometer Land wohnen, das Sie wieder ersäufen wollen?“ — rief jemand dazwischen.

Einen Augenblick stutzte der Generalingenieur, fuhr dann aber ruhig fort: „Das Land, welches unter Wasser gesetzt werden soll, ist einesteils schwach bevölkertes Wüstenland, andernteils sumpfiger Urwald, in dem, wie ich bereits sagte, Weiße auf die Dauer nicht leben können. Das Kongobecken ist nur von wilden, der Kultur abholden Negervölkern bewohnt.“

„Das sind auch Menschen“, ließ sich der Zwischenrufer wieder hören. — „Wie wollen Sie es vor der Welt verantworten, diese Beklagenswerten aus ihren, seit Jahrtausenden angestammten Wohnsitzen zu vertreiben?“ — Ein Murren der Entrüstung ließ sich hören. Man sah sich nach dem Störenfried um. Doch Sörrensen ließ sich nicht beirren. Nur seine Stimme klang metallisch scharf, als er erwiderte. „Was für Menschen das sind, haben wir erst kürzlich wieder gesehen. Da haben die Wilden eine ganze Forschungskommission von zwölf Mann tückisch ermordet und

aufgefressen. Gegen solche Bestien ist Rücksichtnahme nicht am Platze. Die Eingeborenen werden auswandern und sich in gesünderen Gegenden neue Wohnplätze suchen. Sie müssen und werden sich mit den veränderten Lebensbedingungen abfinden. Wir haben es in Nordafrika, am Sambesi und am Jordan gesehen, daß es geht. Die Kultivierung Afrikas ist wichtiger als die Frage, was vielleicht jüdische Komintern dazu sagen. Widerstände der Schwarzen sind dabei unvermeidlich. Aber auch diese werden sich mit der Zeit geben — oder beseitigt werden.“

„Jawohl — durch Blut und Mord! Nieder mit dem Größenwahnsinnigen!“

„Nieder!“ schrien jetzt auch andere.

„Was ist das für ein unerhörtes Betragen?“ ruft der Präsident Batinolle schneidend. „Hinaus mit den Störenfriedern!“ Große Unruhe entsteht im Saale — „Türen schließen!“ übertönt Sörrensens harte Stimme den Lärm. „Ich muß Sie ersuchen, Ihre Ausweise vorzuweisen, meine Herren.“ Nun folgt ein unglaubliches Durcheinander. Gellende Piffe — wüstes Gebrüll. Ein Schuß fällt — Scherben klirren. Haarscharf ist die Kugel am Kopf Sörrensens vorbeigepiffen. Gedränge an den Türen — erhobene, fuchtelnde Arme — Stühle. Der Generalingenieur steht unbewegt. — Eine Viertelstunde währt der Tumult. Etwa zwanzig Männer haben sich brutal den Ausgang erkämpft. Geraume Zeit dauert es, ehe die Gemüter sich beruhigen und wieder Ruhe eintritt. Erregt tritt der Präsident an das Rednerpult, spricht Sörrensens sein Bedauern über das unfassliche Geschehen aus. Dann drückt er auf die Glocke. „Bitte um Ruhe, meine Herren!“ Langsam wird es wieder still. — „Dieser ungeheuerliche Vorfall zeigt, daß künftighin die Kontrolle schärfer gehandhabt werden muß. Wie es möglich war, daß kommunistische Un-

ruhestifter selbst in diese erlauchte Versammlung eindringen, wird genauestens nachgeprüft werden. Nun zur Sache selbst. Sie haben die Ausführungen unseres Generalingenieurs gehört. Ich schließe mich ihnen an und schlage vor, die Mittel für die genannten Bauvorhaben unverzüglich bereitzustellen, und ihm auch in bezug auf die Negerstaaterei die gewünschte Vollmacht zu erteilen.“ Die Abstimmung erfolgt. Der Vorschlag des Präsidenten wird einstimmig angenommen. Rascher, als es vielleicht sonst geschehen wäre, waren Sörrensens Forderungen erfüllt und ihm volle Handlungsfreiheit zugebilligt worden. —

4

Mehr, als er sich eingestehen will, beschäftigen den Generalingenieur, nachdem er den Eurofrika-Palast verlassen hat, die Vorgänge im Sitzungssaal. Er schickt seinen Wagen fort, will hinauswandern an den See. Er muß mit seinen Gedanken allein sein. Je mehr er darüber nachsinnt, desto ungeheuerlicher erscheint ihm das Vorkommnis. Sollte etwa der Kommunismus des vergangenen Jahrhunderts in Europa wieder auftauchen? Den gab es doch seit Menschengedenken hier nicht mehr? Und doch waren die heutigen Zwischenrufer Kommunisten. Der Rädelsführer hatte sogar deutsch gesprochen. War er selbst denn unter seiner Arbeitsbürde so weltfremd geworden, daß er nicht mehr merkte, was um ihn vorging? — Sollte das, was der Mann sagte, etwa doch der Ausdruck der öffentlichen Meinung sein? — Unmöglich! sagt er sich. Wenn aber unmöglich, dann müssen diese Störenfriede bezahlte Propagandisten gewesen sein. Wer aber bezahlte sie? Wer allein hat Interesse daran, die Öffentlichkeit ungünstig gegen sein Projekt zu beeinflussen? Doch nur

die asiatischen Komintern, die leider noch immer unter dem Decknamen Asienbund Asylrecht in Genf besitzen — noch besitzen. — Eingreifen, ehe es zu spät ist! Sofort! Ehe die Seuche um sich greift! Seine Züge werden hart. Er wird auch hier Wandel schaffen. Jüdischer Bolschewismus hat in Europa nichts zu suchen. — Tief in Gedanken versunken, seiner Umgebung nicht achtend, prallt er plötzlich mit einer jungen Dame zusammen, gerade als er die aus dem Tunnel heraustretende Ausfallstraße Süd überschreiten will. Mit kurzer Entschuldigung setzt er seinen Weg fort, sieht sich aber nach ein paar Schritten unwillkürlich nach der Dame um, die ihm schon früher irgendwo begegnet sein mußte. — Da bemerkt er, daß auch diese den Kopf wendet, dabei auf dem regenfeuchten Asphalt ausgleitet, gerade in dem Augenblick, als sich ein Auto in rascher Fahrt der Stelle nähert. Geistesgegenwärtig springt er zu, reißt das Mädchen beiseite — im rechten Moment. Ohne seine rasche Hilfe wäre die Unvorsichtige überfahren worden. Kraftvoll stützt Sörrensen das erschrockene Mädchen.

„Das hätte böß ablaufen können“, sagt er ernst. Langsam löst sich die Dame von ihm, entgegnet aufatmend mit erkünsteltem Lächeln: „Besten Dank! Ohne Sie wäre ich jetzt vielleicht tot.“

„Na — ganz so schlimm war es wohl nicht, mein Fräulein.“

„Doch — es war so schlimm. Aber ich war selbst schuld. Ich war unachtsam, weil ich — neugierig war.“

„Eigentlich wäre ich dann der Schuldige. Wäre ich nicht so ungeschickt gewesen, so wäre die Sache nicht passiert.“

„Ach — daran lag es nicht. Ich — also nochmals herzlichen Dank, Herr Doktor!“ Rasch schritt sie davon.

Hm! Herr Doktor hat sie gesagt? Demnach scheint sie ihn zu kennen. Wer mag sie sein? Auch ihm kam sie doch gleich bekannt vor. Irgendwo muß er ihr schon begegnet sein. Und er ertappt sich dabei, wie er der entschwindenden Gestalt abermals nachsieht. Hm! Ein sympathisches Gesicht! — „Ach was!“ brummt er vor sich hin — „hast an andere Dinge zu denken, alter Gerth, als über ein hübsches Mädel nachzugrübeln.“ — Auch dieses beschäftigt sich beim Weiterschreiten mit dem Manne. Im stillen preist sie den Zufall, der ihr diesen Mann wieder einmal in den Weg führte. Schon seit ihrer Kindheit kennt sie ihn. Stand doch beider Stammwiege im selben rheinischen Städtchen, wo er mit seinem Vater öfter im Hause seines Großvaters zu Besuch weilte. Ihr Ahne war einst der väterliche Freund desselben, unter dessen Mitwirkung erstmalig das Atlantropaprojekt der Öffentlichkeit unterbreitet worden war. Mit kindlicher Schwärmerei hatte sie damals zu dem schönen, blonden Jüngling aufgesehen, der so manches Mal ihr blondes Lockenhaar gestreichelt hatte. Später, als Studentin, hatte sie der gereifte Mann nicht mehr beachtet. Nun ja — er hatte sie wohl nie für voll angesehen. Was wußte er davon, wie traurig sie gewesen war, als er den Flugzeugunfall hatte, der den ranken Mann zum halben Krüppel machte. Krüppel? Das war zuviel gesagt. Wie behend war er ihr vorhin beigesprungen. Nein — ein Krüppel ist der Mann nicht. — So dachte Grete Treuen. Fast wäre sie bei ihrer Grübeleien wieder einem Kraftwagen in den Weg gelaufen. — Dann ist sie am Eurofrika-Palast angelangt, dessen gigantischer Bau in seiner eindrucksvollen Formenschönheit sie jedesmal von neuem mit ehrfürchtiger Bewunderung erfüllt. Und dies geschieht täglich; denn hier ist ihr Arbeitsfeld. — Mit dem Fahrstuhl läßt sie sich zum Senderraum emporgleiten, um dort ihren Nachtdienst

anzutreten. Sie ist eine der geschicktesten Funkerinnen. Das geheimnisvolle Tönen der Ätherwellen ist ihr eine vertraute Sprache. Hier ist ihr Element. Keiner versteht es so gut wie sie, die einzelnen Stationen herauszufinden. Sie ist auch eine der wenigen, welche die Geheimzeichen der Union und der einzelnen Staatensender kennt, die sie bedienen muß. Sie liebt ihren Beruf und geht darin auf. Verwundert schaut sie auf, als gegen zehn Uhr nachts der Wecker ihres Telefons anschlägt und ist erstaunt, als ihr Direktor selbst am Apparat ist und sie zu sich bittet. Ihr Vorgesetzter ist der Halbbruder des Generalingenieurs. Diesen schönen, von den Frauen verwöhnten Mann mag sie nicht sonderlich. Ihre fein empfindende Psyche nimmt instinktiv Abwehrstellung gegen ihn ein. Was will der Mann von ihr — mitten in der Nacht? — So wenig sie im allgemeinen mit ihrem Chef in Berührung kommt, so hat sie doch jedesmal die Empfindung, als sähe dieser Mann sie wie abwägend an, wenn er mit ihr sprach.

„Sie wünschen, Herr Doktor?“ fragt sie kühl, als sie bei ihm eintritt.

„Ah! Fräulein Doktor! Aus dem Dienstplan ersah ich, daß Sie heute Nachtdienst haben. Da ich gerade noch hier bin, will ich Ihnen gleich persönlich sagen, was ich mit Ihnen vorhabe. Aber bitte — nehmen Sie doch Platz!“

„Danke, Herr Doktor! Ich darf mich nicht lange von meinem Posten entfernen. Sagen Sie mir bitte schnell, um was es sich handelt!“

Ihr Vorgesetzter zieht leicht die Brauen zusammen. — „Es handelt sich um folgendes: Mein Bruder hat meine Versetzung nach Marrakena angeordnet — als Statthalter von Moretanien. Mein neues Amt dort wird

etwas heikel sein. Deshalb brauche ich an meiner Seite eine durchaus zuverlässige Vertrauensperson. Dabei habe ich an Sie gedacht, Fräulein Doktor. Sie sollen mich begleiten, sagen wir — als meine Geheimsekretärin, hauptsächlich aber als Leiterin des dortigen Sendebetriebes. Ich nehme an, daß Ihnen diese Veränderung, die Sie aus den engen Grenzen Ihres Berufes hier heraushebt, angenehm sein wird.“ — Da er schweigt und sie fragend ansieht, rafft sie sich aus ihrer Bestürzung auf, die sie wie lähmend befallen hat. Diese Wendung kommt ihr zu überraschend. Schwer nur kann sie ihre Enttäuschung unterdrücken. Tonlos erwidert sie:

„Ihr Vertrauen ehrt mich, Herr Doktor. Wäre der mir zugedachte Posten aber nicht besser für eine männliche Kraft geeignet? Solcher Aufgabe fühle ich mich nicht gewachsen. — Außerdem kann mich meine Mutter, deren einzige Stütze ich bin, nicht entbehren.“ — Wohl empfindet sie selbst die Schwäche ihrer Ausrede. Aber alles in ihr lehnt sich gegen diese Verpflanzung in das fremde Land — an der Seite dieses Mannes auf.

„Ihre Mutter lebt, soviel ich weiß, in Deutschland. Ob Sie ihr nun die Unterstützungen von Genf oder von Marrakena aus senden, oder gelegentlich hinfliegen, dürfte sich gleich bleiben. Nein, Fräulein Treuen, dieser Grund ist nicht stichhaltig. Übrigens irren Sie, wenn Sie meinen, daß sich für den in Rede stehenden Posten ein Mann besser eigne. Ein Mann wird nie das feine Fingerspitzengefühl bei kniffligen Dingen haben, wie eine Frau. Auch wüßte ich niemanden, dem ich ein gleich großes Vertrauen schenken könnte, wie gerade Ihnen. Nein, Treuen — sträuben Sie sich bitte nicht. Sie würden mir einen persönlichen Gefallen erweisen, wenn Sie mein Anerbieten an-

nehmen. Es ist keineswegs eine Laune von mir, gerade Sie darum zu bitten. Mir sagt eine gewisse Vorahnung, daß ich dort in der Tat eine verlässliche Hilfe und eine Könnlerin wie Sie brauchen werde.“

„Wenn es so ist, Herr Doktor“, erwidert sie ernst, „bin ich bereit — unter einer Bedingung. Ich muß von meinem Posten zurücktreten können, falls ich erkennen sollte, daß ich mich nicht für denselben eigne — so oder so. Andernfalls müßte ich um meine Entlassung bitten.“

„Aber weshalb denn so ernst? Dafür liegt doch gar kein Grund vor. Also schön! Sie sollen Ihren Willen haben.“

„Gut! Wann soll ich mich bereit halten?“

„Unser Flugzeug startet übermorgen früh. Werden Sie bis dahin Ihre Reisevorbereitungen treffen können?“ Als sie stumm nickt, fährt er gut gelaunt fort: Für die Besetzung Ihres Postens hier habe ich, Ihre Zustimmung voraussetzend, bereits Vorsorge getroffen. Auf Wiedersehen denn übermorgen früh auf dem Flugplatz!“

Sinnend begibt Grete Treuen sich wieder in ihr Amt. Mechanisch legt sie die Hörer um. Zum ersten Male ist sie nicht bei der Sache. Wie unangenehm ist ihr diese Versetzung. Hätte sie das vorher gewußt, als sie mit dem Generalingenieur zusammentraf, dann — dann hätte sie diesen um Rat fragen können. Doch gleich verwirft sie diesen Gedanken wieder. Was wußte dieser Mann von ihrer Existenz? Und wie hätte sie ihm gegenüber ihre Bedenken, weniger wegen ihrer Versetzung nach Marrakena als wegen ihres Chefs äußern sollen, der ja sein Bruder ist? — Sie würde sich nur lächerlich gemacht haben. Hatte ihr Chef nicht recht, wenn er von einer für sie angenehmen Abwechslung

sprach? Ist sie nicht jung und gewitzt genug, um auch schwierigeren Aufgaben gerecht zu werden? Außerdem lernt sie auf diese Weise einmal etwas von den Großbetrieben der Union kennen, und ihre künftige Selbstständigkeit ist auch nicht zu verachten. Kein Grund also, sich zu beunruhigen.

5

Den mit der Festlegung der künftigen Kongomeergrenze beschäftigten Ingenieuren war eine Wolkenballung über dem Urwaldgebiet aufgefallen, die auch bei strahlendem Sonnenschein nie wich. Von den beiden abgesandten Erkundungsflugzeugen war nur eins zurückgekehrt, das nur dem Umstand seine Rettung verdankte, daß der Führer desselben die Besatzung vorsorglich hatte Gasmasken aufsetzen lassen. Nur mit knapper Not aber hatte es sich dem aus der Tiefe wirkenden, starken Soog entziehen können, in welchem das andere Flugzeug abgestürzt war. — Aber nicht nur giftige Gase entströmten diesem Hexenloch, sondern es spie auch eine infernalische Hitzewelle aus, deren Ursprung man sich nicht erklären konnte. —

Um diesem seltsamen Phänomen auf den Grund zu gehen und möglichst eine genaue Aufnahme des geheimnisvollen Kraterloches zu erhalten, wurde eine Vermessungskolonie unter Führung von Ingenieur Marten abgesandt, die auch mit einem Kurzwellensender versehen war, mit dem regelmäßig die täglich aufgenommenen Längen und Routenwinkel gefunkt wurden, bis diese Meldungen plötzlich ohne Grund ausblieben, so daß man befürchtete, es sei der Kolonie irgend etwas Mißliches zugestoßen. Sofort wurde eine zweite stärkere Expedition auf die Fährte der ersten gesetzt, der eine

starke militärische Abteilung unter Führung Oberst von Crammons zum Schutz mitgegeben wurde. War es zuerst leicht gewesen, auf Grund der Aufzeichnung der Fährte der ersten Expedition zu folgen, so stand man plötzlich, als die Aufzeichnungen abbrachen, am Rande eines steilen Abgrundes, in den hinabzusteigen unmöglich war. Der Führer der Expedition ließ seine Leute sammeln, um hier zur Nacht zu rasten, während er mit seinem Stabe und dem Oberst von Crammon mit sorgenvoller Miene über die weiteren Maßnahmen beriet. —

Am nächsten Morgen wurden die Nachforschungen aufs Geratewohl fortgesetzt. Der letzte Richtungszeiger wies in eine Talsenke hinab, die mit baumartigen Farren bewachsen war, durch die sich ein schmaler Negerpfad schlängelte. Seitlich streben hohe Baumkulissen empor, deren Geäst das Tal gewölbeartig überdacht. Durch das wirre Gestäude können sich die Kotlaschmänner mühelos hindurcharbeiten. Ihnen folgen auf dem Fuße Gepäckträger und die Kompanie Askaris. Dahinter marschiert das Gros, während der Rest der Truppe den Schluß bildet. — Auf einmal ertönt von der Spitze her wildes Geschrei, Tumult, heftiges Gewehrgeknatter schallt herauf. Ein Hagel von Pfeilen, von unsichtbaren Schützen abgeschossen, prasselt auf die Marschkolonne nieder — und diese Pfeile sind vergiftet. Wilde Panik bemächtigt sich der Wegbahner und Träger, die in wilder Flucht zurückhasten. —

„Nieder! Deckung suchen!“ brüllt Crammon, „Maschinengewehre Unterholz und Baumwipfel unter Feuer nehmen.“ Unaufhörlich hämmern die MGs. ins Nichts. Kein Feind läßt sich sehen. Aber auch der Pfeilhagel hat aufgehört. Doch da liegt ein Schwarzer. Er lebt noch. Aus zerrissener Halsschlagader springt das Blut.

Bis auf einen schmalen Lendenschurz aus Schlangenhaut ist er unbekleidet. Auf der Stirn zeichnen sich drei weiße Kerbschnittnarben ab, die seinem Gesicht ein seltsam kriegerisches Aussehen geben. Tellerartig gestutztes Haar wird durch einen Messingreif nach oben gepreßt. Es ist ein riesiger Kerl, ebenholzschwarz. Nie zuvor hatte einer der Teilnehmer solchen Wilden gesehen. Als man ihn aufrichten will, verbeißt er sich tückisch mit tierischer Wut und mit solcher Kraft in den Arm des Sanitäters, daß man sein Gebiß mit dem Seitengewehr aufbrechen muß. Dann fällt sein Kopf zurück, und er stirbt, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben. Der heimtückische Überfall hat zwanzig Soldaten das Leben gekostet. Schrittweise läßt der Führer beim Weitermarsch das Gelände in der Schlucht mit Maschinengewehrfeuer bestreichen, um gegen weitere Überfälle gesichert zu sein. Bald macht unpassierbarer Morast den Vormarsch wieder unmöglich. Bäume müssen gefällt, Floßbrücken gebaut werden. Das sumpfige, übelriechende braune Wasser strotzt von riesenhaften Krokodilen und Sumpfschlangen. Donnerndes Brausen, untermischt mit dumpfen Explosionen dringt gewaltiger herüber. Die giftigen Miasmen lassen die Leute zusammenbrechen. — Nein, es geht so nicht weiter. Zurück also!

Dann, am Steilrand wieder angelangt, folgt man diesem weiter, bis zu einer felsigen Schlucht, in deren Tiefe ein reißender Strom tost. Diesem Flußlauf beschließt die Nachexpedition zu folgen. Unter schwierigem Klettern gelangen sie hinauf und gewahren in der Ferne eine Dampfsäule, die sich beim Näherkommen als eine von einem Wasserfall erzeugte Wasserstaubsäule entpuppt, dem sie sprühend entsteigt. Wieder beginnt ein mühsamer Abstieg. Die Ferne ist in weißen Dampf gehüllt. Schattenhafte Gestalten huschen am

jenseitigen Ufer entlang. Sind es Tiere — sind es Menschen? Ohrenbetäubendes Getöse erfüllt den Talkessel. Unerträglich wird die schwüle Hitze. Endlich erreichen die Eindringlinge ein fast baumloses Gelände, das zum Erstaunen aller mit gewaltigen Gerippen völlig übersät ist. Dahinter aber liegt ein brodelndes Chaos. Mit dem Zischen und Poltern in der Ferne, mit dem Brausen des Sturzwassers vermischt sich das widrige Gekrächze Tausender von Aasgeiern, die den Hexenkessel bevölkern. — Durch ein Wunder des Zufalls ist hier anscheinend der sagenhafte Elefantenfriedhof entdeckt worden. Solange der Mensch auf der Fährte des kostbaren Dickhäuters sich befindet, solange kursiert im afrikanischen Urwald nicht nur zwischen den eingeborenen Stämmen, sondern auch den Europäern, die Legende von einem Elefantenfriedhof. Diese ist wohl dadurch entstanden, daß im Urwald noch niemals der Kadaver oder die Überreste eines auf natürliche Weise verendeten Elefanten gefunden worden sind. Nun ist zwar der Elefant ein langlebiges Tier, dessen Alter hundert Jahre übersteigt. Aber selbst das langlebigste Tier muß schließlich einmal sterben, und so ist man zu der Annahme gekommen, daß die sehr intelligenten und eigenbrötlerischen Elefanten an versteckter Stelle im Urwald einen Platz aufgespürt haben, zu dem sie von allen Gegenden heranströmen, um ihn als letzte Ruhestätte aufzusuchen, wenn sie ihr Ende herannahen fühlen. Einen besser versteckten Schlupfwinkel, als den hier von der Suchkolonne entdeckten, konnten die Elefanten zu diesem Zweck wirklich nicht finden. Das eigentliche Bestattungsgeschäft besorgen letzten Endes die Aasgeier, vor allem aber die Ameisen.

Wieder muß unpassierbares Sumpfgelände umgangen werden, das die Brutstätte Hunderttausender von Flamingos ist, die keinerlei Scheu vor den Menschen

zeigen. Und nun liegt vor ihnen ein kochender See, dem in unregelmäßiger Zeitfolge, unter dumpfen Explosionen dampfende Wassersäulen entsteigen. Über dem ganzen schwebt, durch die Vermischung des kalten Stromwassers mit dem kochenden Geisyrspudel erzeugt, eine ewige Dampfwolke, die sich obenhin zu jener giftschwangeren Dunstmasse ballt und dabei einen saugenden Wirbel bildet. Steiler werden die Uferränder. Plötzlich gähnt vor den Männern ein Schlund, in den sich das Wasser des Sees donnernd ergießt. Und dieser Schlund hat keinen auffindbaren Abfluß. Wohin fließen die Wassermassen? — Man steht vor einem Rätsel. Nur wenige Meter kann diese Talsohle schätzungsweise über dem Meeresspiegel liegen, und zwar zwölftausend km vom Atlantik entfernt. Das abströmende Wasser muß sich demnach tief unter der Erde einen Abfluß zum Meere gewühlt haben, dessen Austritt weit unter dem Küstenrand erfolgt. Am jenseitigen Gestade des Sees breiten sich mit üppigem Grün bewucherte Gefilde, auf denen sich, im darüber hängenden Dunstschleier nur schattenhaft erkennbar, Elefantenherden tummeln. Im Gegensatz zum Friedhof hier ihr Eldorado. Vorsichtig wird der See umgangen, um nicht die Aufmerksamkeit der Tiere auf sich zu lenken. Wieder nähert sich die marschierende Kolonne dem Wasserfall. Ein breit ausgetretener Elefantenpfad führt aufwärts. Nach einer Stunde harter Kletterei wird ein verlassenes Negerdorf erreicht. Und hier findet man die schauerlichen Zeugen der Gesuchten — Menschenknochen, von den Ameisen blank genagt, neben den Instrumenten der ermordeten Ingenieure. Schmerzergriffen, erfüllt von Wut und Rachedurst, werden Streifen durch den Wald unternommen — tagelang auf der Suche nach den Menschenfressern — vergeblich. Das Land ist wie ausgestorben. „Niemand können solche Bestien kultiviert werden“, sagte T.

grimmig, „sie müssen und werden ausgerottet werden!“

Die Entdeckung dieses Hölleloches mit den kochenden Geisiren und seinem natürlichen Abfluß wird nicht ohne Bedeutung für das künftige Kongomeer sein. Immer würde dieses Loch mit seinen giftigen Ausdünstungen eine Gefahrenquelle für die Schifffahrt bleiben. Vor dessen Auffüllung müssen natürlich die unermesslichen Schätze an Elfenbein, die sich in unvorstellbarer Zeit auf diesem Elefantenfriedhof angesammelt hatten, geborgen werden.

6

An einem herrlichen Herbstmorgen startet das riesige Luftschiff in Port du Rhone zu dem Rundflug ums Mittelmeer, zu dem der Generalingenieur die Vertreter der Europamächte eingeladen hatte, um ihnen einen Überblick über das bisher Geschaffene zu ermöglichen. In weiter Schleife überfliegt der Luftriese das Hafengebiet von Marseille. Hier sind infolge der Absenkung des Meeresspiegels um hundert Meter so einschneidende Veränderungen vor sich gegangen, daß man sich den früheren Zustand nicht mehr vorzustellen vermag. Die ehemals größte Hafenstadt des Mittelmeeres war schon vor vierzig Jahren zur Binnenstadt geworden. An ihrer Stelle war am neuen Gestade die Hafenstadt Port du Rhone entstanden. In der Umgebung von Marseille hatten sich mehrere größere Stauseen, Etangs genannt, gebildet, die in Verbindung mit den Kanälen und den in diesen eingebauten Schleusenanlagen den Schiffsverkehr mit dem neuen Mittelmeer-Niveau und dem Innern des Landes aufrecht erhielten. Der eigentliche Rhonehafen aber ist Arles geworden, das dadurch an Bedeutung außerordentlich gewonnen hat. Der zwischen ihm und Port

du Rhone geschaffene Stausee Etang de Vaccarde ist Umschlaghafen für alle auf dem Wasserwege ein- und auslaufenden Güter. Von ähnlicher Wichtigkeit ist auch der nordwestlich von Marseille gelegene Etang de Berre, an dessen Gestaden gewaltige Industriewerke entstanden sind. Zwei Schifffahrtskanäle mit je vier Staustufen vermitteln jetzt den Schiffsverkehr. Ein Werkkanal östlich von Port St. Louis mit vier Kraftwerken führt das Wasser vom Etang de Berre zum Meere, während das Überlaufwasser aus dem Etang de Vaccarde über zahlreiche Kaskaden und ein Ausgleichbecken ins Meer verläuft.

Interessante Veränderungen sind auch an der spanischen Küste zu beobachten. In der Ebromündung bei Valencia und am Yucar nutzen gewaltige Kraftwerke die Gefällstufen aus. Das aus dem Meere gewonnene Neuland ist mit üppigen Hainen, wogenden Feldern und Weinplantagen bedeckt. Die Küstenstädte bieten mit ihren zum Meere herabsteigenden terrassenförmigen Ausbauten einen unvergleichlichen Anblick in der zur Neige gehenden Sonne. Dann kommt das Gibraltarwunderwerk. Schon von weitem leuchtet die künstliche Sonne des vierhundert Meter hohen Gibraltar sich das gleißende Band des taghell erleuchteten Dammes. Dumpfes Brausen dringt herauf — immer lauter wird es, je näher man dem Kraftwerk kommt. Auf der Dammkrone flitzen zahlreiche Kraftwagen — ein Afrikaexpress huscht vorüber wie eine feurige Schlange, — und als der Damm erreicht ist, kann man gerade die Durchschleusung zweier großer Überseeschiffe beobachten. Dann kreist das Flugschiff über den Wolkenkratzern Neutangers, der größten Stadt der Welt, die sich in rötlichen Dunst gehüllt unter ihm dehnt, so weit die Blicke schweifen. — Senkrecht steigt es hinauf zum Flughafen. Die erste Tagesetappe ist beendet.

Am nächsten Morgen geht es weiter. Immer der nordafrikanischen Küste folgend, werden die aus dem Meere gewonnenen Landstriche mit den, nach der Küste fächerförmig ausgebauten Städten Melilla, Oran, Algier überflogen. Dem alten, ebenfalls zur Binnenstadt gewordenen Tunis sind jetzt anstelle des früheren Golfes saftig grünende Ländereien vorgelagert. Dem sinkenden Meer folgend hat sich die Stadt auf der Landzunge weiter und weiter vorgeschoben, bis aus Nevtunis die Riesenstadt Metropolis wurde. Nichts in der Welt ist mit dieser Stadt, die sich bis zum Fuß des Tunisdammes erstreckt, zu vergleichen. Tief herabgehend schickt sich nun das Luftschiff an, seinen Insassen den Tunisdamm mit seinen baulichen Anlagen zu zeigen, als sich ein singendes Geräusch hören läßt, das sich anhört, als käme es aus dem Innern der Erde. turmes wie ein glänzender Stern am tiefblauen Abendhimmel. Über den Sendetürmen des gewaltigsten Kraftwerkes der Welt schwebt mattbläulich fahl eine Lichtwolke ausstrahlender Kraftwellen. Tief darunter zieht Dann bricht es mit heulendem Pfeifen aus der Tunnelöffnung unterhalb der Stadt heraus. Die Zuschauer starren wie gebannt auf den langen Lindwurm, der mit tiefem Brummen und knatterndem Geprassel unter ihnen hinwegfegt. Wie ein vorweltliches Fabeltier mutet der Saharablitzzug mit seinem lang vorgestreckten Schnabel, dem weißgrau gebuckelten Panzerrücken und dem flach verlaufenden Schwanzende an. Blau leuchtende Funkenfahnen speien zischend seine Räder. In dem aufheulenden Vakuum am Zugende kreiselnde Steintromben mit sich schleppend. In der Schnelligkeit seiner Bewegung Einzelteile kaum erkennen lassend, ist der Zug den staunenden Augen wieder entchwunden — wie eine phantastische Erscheinung. — Dem Damme folgend überquert das Flugschiff Sizilien, macht eine Schleife über Messina und Reggio, zwischen denen der

kurze Staudamm mit seinem Kraftwerk in eine tiefe Schlucht eingebettet zu liegen scheint, und nimmt seinen Rückweg nach Metropolis, wo die zweite Tagesfahrt endet.

Am nächsten Morgen führt der Reiseweg über Gabes in einem Rundflug über das Dscherid-Binnenmeer. Tausendfältig flimmert die Morgensonne in den vom Sirocco gefurchten Wellen. In raschem Flug wird der vierhundert km breite See überquert und das fruchtbarste, von zahlreichen Kanälen durchfurchte Kulturgebiet der Sahara erreicht. — Verschwunden sind der gelbe Sand und die Dünen des ehemals so trostlosen Ergs. Blühende Pflanzungen, wogende Getreidefelder überall. Man kann beobachten, wie Zwischenpumpwerke das fruchtbringende Wasser in die höher gelegenen, wieder mit Kanälen durchzogenen Gefilde schafft. Güterzüge hasten auf den Dämmen hin und her — Schiffsschleppzüge transportieren ihre Waren auf den Kanälen. — Das Lybische Meer, das dann überflogen wird, gewährt einen noch großartigeren Anblick. Die früher so gefürchtete Libysche Wüste gibt es nicht mehr. Von der tripolitanischen Hammada bis zum Nil — vom Mittelmeer bis zum Sudan dehnt es sich, weit über den anfänglich geplanten Umfang hinaus. Und immer noch speisen die Pumpwerke an der Syrte ihre Wasserfluten hinein, wie sie das nun schon fast ein Jahrhundert lang tun. Die großen Oasenstädte Siwa und Andschilla sind in seinen Fluten versunken. Aber ringsum dehnt sich kultiviertes Land, fruchtbar und eng besiedelt. An den nächsten Reisetagen zeigt der Generalingenieur seinen Gästen dann noch das im Entstehen begriffene Ägyptenkraftwerk an der Nilmündung, die Hafen- und Schleusenbauten bei Neu-Port-Said am verlängerten Suez-Kanal mit seinem gewaltigen Schiffshebewerk, weiter das Gali-

poli-Kraftwerk am Xerxes-Golf, welches die Wasserkräfte des Schwarzen Meeres nutzbar macht. Triest und Venedig, die ebenfalls Binnenstädte geworden sind, werden überflogen. Bei Venedig ist, um den Charakter einer Seestadt zu wahren, ein künstlicher See geschaffen und so angelegt worden, daß er durch einen acht- unddreißig Kilometer langen Staudamm abgeschlossen, dem Auge des Beschauers von der Stadt aus den Eindruck der Unendlichkeit vortäuscht. Die italienische Halbinsel wird nach vollendeter Absenkung der östlichen Hälfte des Mittelmeeres die größte Veränderung auf der Landkarte aufweisen; denn die halbe Adria wird davon in Mitleidenschaft gezogen. Ungeheure Gebiete, die heute noch am Grunde des Meeres schlummern, werden auftauchen, die der günstigen Witterungslage entsprechend später mit zu den blühendsten Ländereien Italiens zählen werden. —

Einen überwältigenden Eindruck empfangen die Reisenden auch von der Stadt Genua. Hoch oben am alten Meeresufer die Altstadt mit dem dort entstandenen Obersee — darunter, fächerförmig sich entfaltend, terrassenmäßig zum neuen Gestade sich entwickelnd, die Neustadt mit ihren Prachtbauten, Esplanaden und Grünanlagen. Zu beiden Seiten der Mittelstadt dehnen sich herrliche Wohnsiedlungen, im Osten mit dem Industriehafen — im Westen mit dem Personenhafen, Luftflughafen, Sportplätzen und Erholungsstätten aller Art am Meeresstrande endigend — fürwahr ein be rauschendes Bild und ein Beweis für die Entwicklungsfähigkeit alter Seeplätze von vormals nur mittelmäßiger Bedeutung. — Auf dem Flughafen von Port du Rohne endet der Rundflug, der den Teilnehmern einen lebendigen Begriff von der Großartigkeit und den gewaltigen Ausmaßen der Atlantropaschöpfungen zuteil werden ließ.

Gleich nach Abschluß der umfassenden Vorarbeiten für das künftige Kongomeer, war an alle im Kongogebiet sesshaften Negerstämme mittels der Trommelsprache ein Erlaß der Union bekanntgegeben worden, daß wegen kultureller Maßnahmen ihres Bleibens an den alten Wohnstätten nicht mehr sein könne, daß sie sich hinter die aufgerichteten Markzeichen zurückziehen müßten, wo ihnen in gesünderer Lage neue Siedlungsplätze angewiesen werden würden. Daraufhin war ein Sturm der Entrüstung unter den Negervölkern ausgebrochen. Unaufhörlich hallten die Palavertrommeln durch den Wald. Angestachelt durch geheime Sendboten der Komintern, welche die Gelegenheit beim Schopfe faßte, um die erregten Gemüter noch mehr zu schüren, ließ der König der Basundi sich verleiten, unter den von der Ausweisung am härtesten betroffenen Stämmen eine Verschwörung anzuzetteln. In der Hauptstadt Jabunda waren die Häuptlinge der Ubangi, Basoko, der kriegerischen Bangala, Wakusu und Wanjema zusammengekommen und hatten sich zu einem Bündnis beschwatzen lassen. Die zivilisierten einsichtsvolleren Baschliongo und Baluba waren jedoch der Einladung zur Teilnahme nicht gefolgt. Ihre Könige hatten vielmehr dringend vor Unbesonnenheiten gewarnt und erklärt, daß es Torheit sei, sich gegen die fortschrittlichen Bestrebungen der Union aufzulehnen und sich dadurch die Europamächte zu Feinden zu machen. Der ehrgeizige König Lolanjo hatte darauf mit Hohn und Spott geantwortet und den Warnern den Krieg erklärt. — Da waren plötzlich gewaltige Flugmaschinen gekommen, die bedrohlich über dem aufrührerischen Kongogebiet kreisten. — Rings um den Stanley-Pool wuchsen wie durch Zauberei Barackenstädte aus dem Boden. Täglich trafen große Trans-

porte fremder farbiger Arbeiter unter Führung weißer Männer ein. Mit Scheu und Staunen sahen die Schwarzen merkwürdige Gerüste mit unheimlichen Maschinen im felsigen Tale oberhalb des Stanley-Pool entstehen. Sie sahen Eisenbahnen durch den Wald wachsen, Transportzüge rollen, wo früher nur Elefantenherden zogen. Militärpostenketten sperrten die Umgebung ab. Und dann waren, von starken Truppenabteilungen begleitete Beamte erschienen, welche die Räumung der Kongoufer befahlen. — Dem Zwang gehorchend hatten die am unteren Kongo hausenden Negerstämme fluchtartig ihre Wohnplätze verlassen. Sobald aber die Soldaten weiter gezogen waren, kehrten sie hartnäckig zurück. Seit Monaten nun rollten dumpfer Donner aus der Schlucht herauf. Baggerungetüme fraßen sich in die Berge hinein, Dämme schoben sich von beiden Seiten in die Schlucht vor — Cyklopenmauern türmten sich. Über den Strom wurden Pontonbrücken gespannt, von denen aus längliche schwarze Ungetüme in die Tiefe des Stromes versenkt wurden. Verständnislos standen die Eingeborenen diesen Dingen gegenüber — bis auf einmal ein Ereignis eintrat, das die abergläubischen Heiden mit Furcht und Grauen erfüllte. — Unter donnerähnlichem Krachen stockte plötzlich der Lauf des Kongowassers, das sich tosend über seine Ufer ergoß und die Säumigen aus ihren Hütten jagte. — Eine wilde Flucht um das nackte Leben begann. Denn das Wasser verebbte nicht wieder, sondern wuchs und wuchs. Am Einlauf des Stromes in die enge Schlucht aber türmten sich kristallene Berge, an denen sich die heranwühlenden Fluten brüllend brachen, stauten und dann in das Land hinein ergossen. Der Kongo war, wie seinerzeit der Sambesi anlässlich der Errichtung der Viktoriasperre, im Eise erstarrt. Wieder einmal war das nun schon oft erprobte, nur wesentlich vervollkommnete Vereisungsverfahren in Anwendung gelangt.

Nur daß es erstmalig mit Hilfe von Minenketten ausgeführt wurde, war neu. — Diese Minen enthalten ein chemisches Gemisch, das zur Explosion gebracht, Wasser in einer zwanzigtausendstel Sekunde um das Sechstausendfache seines Volumens zu Eis erstarren läßt. — Auf diese Weise wird schlagartig eine natürliche, das ganze Strombecken abschließende Staumauer geschaffen, hinter welcher alsdann die eigentlichen Stauwerke fast im Trocknen ausgeführt werden können. — Da der Kongo, verstärkt durch den Zustrom der kurz vor der Sperre im Kwa vereinigten Nebenflüsse Kuango, Kurilu und Kassa, ungeheure Wassermassen, und zwar fünfundfünfzigtausend Kubikmeter in der Sekunde, heranwältzt, so ging nach der plötzlich eintretenden Stauung die Überflutung des westlichen Kongobeckens rasch vor sich. Die Felsenschlucht zwischen der künstlichen Sperre und dem Stanley pool, war nach Abfluß des Stromwassers dagegen bald völlig trockengelegt, so daß der Vordamm mit den Schleusenanlagen störungslos ausgeführt und in verhältnismäßig kurzer Zeit vollendet werden konnte. — Der Verrat aber schlummerte nicht. Ein meuterischer Anschlag war in aller Stille geplant worden, der demnächst ins Werk gesetzt werden sollte. —

Im Senderraum des Hauptsenders von Marrakena hat Grete Treuen soeben einen Radiogrammstreifen niedergeschrieben und versucht nun, das seltsame Kauderwelsch zu enträtseln. Unmutig schüttelt sie den Kopf, als ihr das wieder nicht gelingen will. Was für eine Sprache, oder was für ein Code mag das sein? fragt sie sich grüblerisch. Seit Wochen schon sind ihr derartig verzwickte abgefaßte Sendungen aufgefallen. Ganz

mechanisch hatte sie angefangen, sie mitzuschreiben. Seit Tagen tut sie es bewußt, weil sie leise zu argwöhnen beginnt, daß mit diesen Funksprüchen etwas nicht in Ordnung sei. Sie war überhaupt nervös geworden, nachdem sie eines Tages ihren Chef neben einer auffallend schönen, seltsam fremd anmutenden Frau in dessen Dienstauto gesehen hatte. Schließlich wäre das ja nicht sonderlich bedenklich gewesen — kannte sie doch ihren Chef als Verehrer weiblicher Schönheit. Es mochte sich also auch bei dieser Frau um den üblichen Flirt seinerseits handeln. Und doch war sie eine innere Unruhe seitdem nicht los geworden, die um so größer wurde, als sie in Erfahrung brachte, daß die Fremde eine Fürstin und Verwandte des Sultans sei. Ihr Chef befindet sich hier in einer Sonderstellung, die ihm dem Sultan gegenüber größte Zurückhaltung zur Pflicht machte. Grete Treuen fand es deshalb abgeschmackt von ihm, sich öffentlich mit einer Verwandten des Hofes zu zeigen. Gleich von Anfang an, solange sie hier war, hatte Grete Treuen sich oft im Senderraum eingeschlossen, wo sie sich ein System ausklügelte, mit dem es ihr möglich war, alle angeschlossenen Nebensender zu kontrollieren. So waren ihr auch die merkwürdigen Sendungen aus Bornu und anderen afrikanischen Stationen aufgefallen. Nun will sie sich Gewißheit darüber verschaffen, ob der dabei angewandte Code in Genf oder dem Generalingenieur bekannt sei. Sie schaltet sich in den Wellenkreis des, wie ihr bekannt ist, auf dem Rundflug befindlichen Flugschiffes ein und funkt den, außer ihr nur ganz wenigen bekannten Geheimruf des Generalingenieurs in den Äther. Immer wieder funkt sie das Tii-ti-titi-tii. Ihre Hände zittern ein wenig, als der Angerufene sich meldet und sie den Fernfunzhörer ergreift. „Hier Gi I — wer ist dort?“ — aber sie antwortet nicht — gibt nur das Achtungszeichen und funkt den mysteriösen

Inhalt des zuletzt eingegangenen Radiogramms. Mit verhaltenem Atem lauscht sie. Als sie die ungeduldige Erwiderung hört, daß der Funkspruch unverständlich sei, schaltet sie ab und wiederholt das gleiche Manöver in Genf. Nachdem sie auch von dort die Entgegnung erhielt, daß der Funkspruch unverständlich sei, weiß sie, daß es sich bei den fremden Funksendungen um Geheimbotschaften handelt, also um solche, die zweifellos den Interessen der Union zuwiderlaufen. Da nun alle diese Sendungen nach Marrakena gerichtet waren, der Sultan aber nur allein einen Privatsender benutzen darf, glaubt sie richtig zu vermuten, wenn sie ihn mit diesem undurchsichtigen Spiel in Verbindung bringt, und vermutlich nicht mit Unrecht auch diese schwarzhaarige Fremde. Soll ihr Chef etwa in bedenkliche Intrigen verwickelt werden? fragt sie sich. Darf sie aber diesem Mann mißtrauen — dem Bruder des Generalingenieurs? — Gewiß nicht! — Aber, wenn er nun in die Netze dieser Frau verstrickt wird? Soll sie den Generalingenieur warnen? Nein! — Solange sie nichts Positiveres weiß, ist das zwecklos. Dieser Mann kennt ja die Unzuverlässigkeit der afrikanischen Sultane. Sie kann nur versuchen, hinter das Geheimnis des fremden Code zu kommen. Vielleicht hilft ihr dabei ein günstiger Zufall. Sie wird nun noch umfassendere Vorbereitungen treffen, damit ihr auch nichts entgeht, was mit ihrem Sender zusammenhängt. Auch einen automatisch arbeitenden Fernschreiber wird sie sich einbauen, damit auch in ihrer Abwesenheit die über ihren Sender gehenden Radiogramme registriert werden konnten. Augen und Ohren will sie noch mehr als bisher aufhalten. Sie stellt ihren Sender auf Alarm, verschließt den Raum und begibt sich zu ihrem Chef.

Lauernd ruht der Blick ihrer dunkelgrauen Augen auf dem Gesicht des ihr gegenüberstehenden jungen Mannes, dessen Lider gesenkt blieben. In Fürstin Iras Zügen prägt sich Spannung aus. Nervös spielerisch trommelt Dr. Carlos Sörrensen mit seinen schlanken Fingern auf der Schreibtischplatte. Sonderbar — in der Nähe dieser Frau fühlt er sich immer unsicher. Er, der glaubte Frauenkenner zu sein, weiß nicht, wie er sich dieser bezaubernden Frau gegenüber verhalten soll, die vom ersten Augenblick, als er sie sah, sein Inneres in Aufruhr brachte. — Blitzartig verändert sich der Ausdruck ihrer Augen — wird weich — werbend, als der junge Statthalter jetzt aufsieht. Immer noch befangen sagt er:

„Ich begreife nicht, weshalb der Andschiras-Bergbau-Aktiengesellschaft so viel an der alten Kupfergrube gelegen ist. Die Atalayaminen werfen in den letzten Jahren so gut wie keinen Gewinn mehr ab. Woran das liegt, weiß ich nicht. Aber die Annahme ist wohl berechtigt, daß das Kupfervorkommen erschöpft ist. Ist es da zu verwundern, daß meine Regierung den unrentablen und kostspieligen Betrieb schließen will?“

„Vom Standpunkt der Eurofrika-Union gewiß nicht!“ erwiderte die Fürstin mit einschmeichelnder Stimme. „Sie berücksichtigen jedoch nicht, daß die Andschiraswerke durch den Sultan konzessioniert wurden, und daß dieser sich durch eine eigenmächtige Verfügung der Union, diese Bergbaugesellschaft betreffend, verletzt fühlen muß, weil er sie als Eingriff in seine Hoheitsrechte betrachtete. Unter den obwaltenden Umständen würde die Bergbaugesellschaft sogar auf die bisher von der Union gezahlten Zuschüsse verzichten. Der Sultan hat sich bereit erklärt, solche aus seiner

Privatschatulle zu gewähren. — Warum wollen Sie ihm also in einer, wie Sie selbst sagen — so belanglosen Sache nicht gefällig sein? Wäre dies nicht besser, als ihn durch eine Weigerung zu verärgern? Ich will Ihnen gestehen, lieber Doktor, daß es mir auch persönlich peinlich wäre, meinem hohen Herrn einen abschlägigen Bescheid bringen zu sollen. — Vielleicht tun Sie es — mir zu Gefallen?“ setzte sie leise mit führerischem Lächeln hinzu. Ihr weiblicher Instinkt ließ sie fühlen, daß der Mann ihr gegenüber sie begehre. Rasch fährt sie fort: „Nicht wahr, mein Freund, Sie werden nicht wollen, daß ich Ärgernis habe?“

„Das will ich natürlich nicht“, lenkt Dr. Carlos ein. „Ungelegenheiten möchte ich Ihnen gern fernhalten und für Sie tun, was in meiner Macht steht. — So, wie es sich der Sultan denkt, geht es freilich nicht. Es handelt sich ja nicht um unsere Zuschüsse. Alle unter der früheren Verwaltung geführten Betriebe sollen auf ihre Einträglichkeit hin nachgeprüft werden, und daraufhin, in welcher Weise durch Beseitigung vorliegender Mängel, die Betriebe ertragsfähig gemacht werden könnten. Und nur, wenn, wie im vorliegenden Fall, ein Werk keinerlei Nutzen mehr abwirft, soll es geschlossen werden. Dies zu entscheiden ist Sache unserer Fachspezialisten. Ein solcher Sachverständiger soll deshalb auch bis auf weiteres die Betriebsführung der Atalayaminen übernehmen.“

„Oh!“ fährt die Fürstin ihm sichtlich bestürzt ins Wort — „wollen Sie damit sagen, daß der langjährige Direktor des Werkes seines Postens enthoben werden soll? Das würde aber böses Blut machen, Herr Doktor.“

„So ist das nicht zu verstehen, Fürstin“, beschwichtigt Sörrensen seine Besucherin, im stillen verwundert über deren Erregung. „Unser Ingenieur Freimann wird Ihren Schützling nicht verdrängen, sondern vielmehr

in dessen Interesse und in Erwartung dessen Beistandes die Prüfung vornehmen.“

„Wenn auch — ich halte die in Aussicht genommene Maßnahme für allzu rigoros. Würde es denn nicht genügen, wenn Sie selbst einmal das Kupferbergwerk prüfen? Sie sagten mir einmal, daß Sie Bergfachmann seien. Wenn Sie als höchster Verwaltungsbeamter Moretaniens und Fachmann die Mine begutachten, dann dürfte wohl eine weitere Kontrolle überflüssig werden. Ihre Anweisungen und Vorschläge würden sehr gern befolgt werden. Und — wenn Sie hinreisen, würde ich Sie gern begleiten, wenn Sie es gern sehen würden.“ Tief senkt sie bei diesen Worten ihren lockenden Blick in seine Augen, die der Statthalter verwirrt niederschlägt. Er ist so verblüfft von ihrem Vorschlag, daß er zunächst nur stockend zu erwidern vermag:

„In der Tat — Ihr Vorschlag — könnte — ich werde mir das überlegen“, dann kurz entschlossen: „Ich werde mir das Bergwerk ansehen.“

„Ich danke Ihnen, lieber Doktor! Ich bin froh, meinem hohen Herrn nichts Schlechteres berichten zu müssen.“ Sie erhebt sich und reicht dem jungen Statthalter die Hand zum Abschied, die er länger als üblich festhält. Sinnend schaut er auf die Tür, hinter der die geschmeidige Gestalt verschwunden ist. „Eine sehr verführerische Frau!“ murmelt er, schließt die Augen und vergegenwärtigt sich im Geiste ihre Gestalt, ihre seltsam unergründlichen Augen, die feine leicht gebogene Nase, deren Flügel in der Erregung leicht vibrieren, den wundervoll geschwungenen Mund, das ovale Kinn, die matt pfirsichfarbenen Wangen mit dem Grübchen am linken Mundwinkel — dazu ihre biegsame Gestalt, die in ihrer Straffheit doch so edel wirkt, ihr leicht federnder Gang — ah! eine wundervolle Frau! Hm! Auch die blonde Deutsche ist schön —

aber deren Schönheit ist zu herb — zu — hm! rein. Diese Fürstin dagegen — Himmel man könnte toll werden. Und sie will ihn auf seiner Reise begleiten? Verlockend in der Tat. Weshalb mag sie wohl mit dorthin wollen? Seinetwegen? Gefiel er ihr etwa auch. Eine flammende Röte steigt jäh in sein Gesicht bei diesem Gedanken. — Warum sollte er dieser schönen Frau nicht gefällig sein? Liegt es doch in seiner Hand, dieses lächerliche Bergwerkchen zu halten oder nicht. — Mit solchen Gedanken beschäftigt schreitet er in seinem Büro auf und ab. Ein zufriedenes — fast triumphierendes Lächeln umspielt der Fürstin Mund auf dem Weg zum kaiserlichen Palast. Hat sie doch erreicht, was sie wollte — Wer ist sie, diese Fürstin Ira el Hamman? — Kurz nach dem Dienstantritt des neuen Statthalters war sie am Hofe des Sultans aufgetaucht. Niemand wußte, woher sie kam. Nur der Sultan erfuhr es in geheimer Aussprache, und dann wurde sie als Nichte des Sultans bei Hofe eingeführt. — In Wirklichkeit ist sie die Inderin Ira ban Draman, deren Mutter aus dem maurischen Geschlecht el Hamman stammt. Mütterlicherseits hat sie demnach maurisches Blut in den Adern. Ihre Jugend hat sie in Indien reichlich abenteuerlich verlebt und gilt jetzt als die geschickteste Agentin der asiatischen Komintern, die diesmal mit geheimem Sonderauftrag an den Hof des Sultans Mulah-Hamman geschickt wurde. — In den Gassen der Altstadt Marrakenas, in denen sich die Bazare und Cafés befinden, herrscht noch echt arabisches Treiben, genau wie vor hundert Jahren. Nach wie vor bringen die Bauern ihre Feldfrüchte auf Kamelen oder Eseln in die Stadt zum Markt. Um die alte Stadt herum gruppieren sich dagegen neue Stadtviertel mit breiten asphaltierten Straßen und herrlichen Anlagen, wo sich ein reger Großstadtverkehr abspielt. Prächtige Villen in prunkvollen Gärten und Parks gelegen, dienen im

Westen der Stadt reichen Ausländern, die sich im Laufe der Zeit hier niedergelassen haben, zum Wohnsitz. Einen mauerumrahmten Stadtteil für sich bildet die Residenz des Sultans mit seinen Verwaltungsgebäuden, Marställen, Kasernen und Hofbeamtsiedlungen, die alle im maurischen Baustil ausgeführt sind. Der Palast selbst liegt auf einem weiten, mit machtvollen Fächerpalmen umsäumten, mit blumigen Beeten gezierten Platz, der nur nach Passieren der in den Vorhöfen kasernierten Palastwache betreten werden kann. Der Doppelposten erweist der Fürstin Ira militärische Ehrenbezeugung, als sie durch das Tor fährt, und der Palastchef führt sie respektvoll in den kaiserlichen Empfangsraum, um sie dem Sultan zu melden. — Als leise ein tiefer Gongton ertönt, öffnen die beiden an der Tür zum Allerheiligsten postierten Leibdiener diese weit. Der Sultan, eine stattliche Erscheinung, nach europäischer Art weiß gekleidet, sitzt hinter einem riesigen mit Papieren beladenen Schreibtisch, der mitten in dem saalartigen Arbeitsraum steht. Der Herrscher ist etwa vierzig Jahre alt. Sein scharf geschnittenes, von schwarzem Spitzbart umrahmtes Gesicht von mattbrauner Färbung hätte anziehend genannt werden können, wenn nicht ein hinterhältiger Ausdruck seiner düsteren Augen den Gesamteindruck beeinträchtigt hätte. Bei der Fürstin Eintritt blickt er von seiner Arbeit auf, deutet höflich auf einen der neben dem Schreibtisch stehenden Stühle und sagt, sich halb umwendend, zu dem hinter ihm stehenden Beamten in lässigem Ton: „Sie können gehen. Lassen Sie die Mappe hier.“ — Kaum hat sich die Tür hinter dem Mann geschlossen und ein leise surrendes Klingelzeichen bekundet, daß im Vorzimmer kein Lauscher mehr ist, ändert sich die Haltung des Sultans. Lebhaft fragt er:

„Nun, Ira, was bringst du mir? Hast du mit dem Deutschen gesprochen?“

„Ja, Ali! Ich habe mit ihm gesprochen. Vorläufig bleibt alles beim alten.“

„Vorläufig!“

„Vorläufig! Es hätte eben gar nicht soweit kommen dürfen. Es war unklug, die Kupferförderung der Atalayamine so zu vernachlässigen, daß es sogar in Genf aufgefallen ist. Ihr hättet doch wenigstens eine verschleierte Bilanz vorlegen können. Dann hätte sich kein Mensch um die alte Grube gekümmert. Nun — nachdem das Bergwerk auf der Liste der besonders zu kontrollierenden Betriebe steht, ist es schwierig, die Leute wieder davon abzubringen. Direktor Soliman ist ein unfähiger, durchaus ungeeigneter Leiter einer derart wichtigen Unternehmung. Es bedurfte meiner ganzen diplomatischen Schlaueit, um den Deutschen dahin zu beeinflussen, vorläufig davon abzusehen, den von Genf vorgesehenen Kontrollingenieur anzufordern. Ein Zuviel kann leicht argwöhnisch machen. Möglich, daß Sörrensen bereits stutzig geworden ist. Aber ich hoffe, daß ihn die Liebe blind macht. Er ist nämlich närrisch in mich verliebt.“ — Finster runzeln sich des Sultans Brauen bei ihren letzten Worten, nervös nagt er an seiner Unterlippe — stößt heiser hervor: „Du buhlst mit dem Deutschen?“ Kurz lacht die Fürstin auf.

„Sei nicht töricht, Ali! Bist du eifersüchtig? Dann mache ich dich darauf aufmerksam, daß ich nicht zum Tändeln an deinen Hof kam. Du weißt, daß mir die Aufgabe gestellt wurde, den jungen Statthalter unter allen Umständen und mit allen Mitteln — hörst du? — mit allen Mitteln für uns zu gewinnen. Daß diese Sache mit der Atalayamine dazwischen kommt, ist eure Schuld. Und dieses Intermezzo wird noch ein schweres Problem werden, mein Freund, schwerer als alles

andere. Da gilt es, den Sörrensen so zu betören, daß er blind wird — für alles andere, und nur noch mich sieht.“

„Recht hast du wohl mit deinen Vorwürfen, Ira. Ich bin kein Bergfachmann, verstehe also nichts von den dortigen Arbeiten. Vielleicht ist auch Soliman nicht der richtige Mann für euer Vorhaben. Aber er ist wenigstens treu — absolut zuverlässig. Gewiß war es eine Unbesonnenheit von ihm, schlechte Bilanzen weiterzugeben. Hinter verschleierte Bilanzen wäre man aber mit der Zeit auch gekommen. Und dann wäre es noch weit schlimmer für uns geworden. Wir dürfen nicht allzuviel neugierige Augen dort unten herumspähen lassen, können also die einheimische Belegschaft für den Kupferabbau nicht verstärken. Es ist sowieso schon aufgefallen, daß in dem Bergwerk so zahlreiche Asiaten arbeiten. Die Einheimischen murren darüber. Da gilt es, vorsichtig zu sein mit der Auswahl der Leute. Aber ihr drängt zur Eile — daher der Überfluß an Kulis für die wichtigere Aufgabe. An dem Fehler, der gemacht wurde, ist durch Vorwürfe jetzt nichts mehr zu ändern. Was also ist zu tun? Was hast du erreicht bei dem — hm — verliebten Mann?“

„Der Statthalter wird auf meinen Rat hin das Werk zunächst selbst einer Prüfung unterziehen“, erwidert die Fürstin mit rätselhaftem Lächeln.

Mit einem Ruck erhebt sich der Sultan: „Ira — das ist ein gefährliches Spiel! Sörrensen ist selbst Bergfachmann. Der läßt sich doch nichts vormachen.“

„Das, lieber Ali, laß meine Sorge sein! Ich werde ihn nämlich dorthin begleiten.“

„Du willst ihn begleiten? Wie soll ich das verstehen? Mit welcher Begründung denn?“

„Ich erbot mich, ihn zu begleiten, ohne einen be-

sonderen Grund anzugeben. Mag er es für weibliche Neugier halten. Vielleicht hält er es auch für eine Avance, die ich ihm mache — sicher sogar wird er das glauben — und das soll er ja auch. Ich werde noch viel weitergehen — müssen.“

Durchdringend sieht der Sultan sein schönes Gegenüber an, streicht sich über die Augen und sagt dumpf:

„Vergiß nur dabei nicht, daß Dr. Sörrensen ein Deutscher, also ein Mann ist, der sich durch ein paar schöne Augen nicht so ohne weiteres von dem Wege der Pflicht abbringen läßt. Verführerisch genug bist du ja. Also mag dir deine Absicht vielleicht gelingen. Vielleicht ist auch sein Ehrgeiz noch reizbar. Versuche es denn! Aber wahre dich selbst, Ira! Sörrensen ist ein schöner Mann.“

„Deswegen mache dir keine Sorgen! Ich verliere mich nicht. Ich weiß, was auf dem Spiele steht.“ — Weich — dunkel klingt ihre Stimme. Sie kennt ihre Macht über die Männer, weiß aber auch, daß ihr Spiel mit diesem heißblütigen Maurenfürsten weit gewagter ist, als ihr Flirt mit dem Deutschen. Nie darf der Sultan erfahren, daß auch er nur eine Figur in ihrem Intrigenspiel ist. „In Allahs Namen denn, Ira! Sorge also dafür, daß der Giaur in der Atalaya-Mine nur das sieht, was er sehen darf!“

„Gewiß, Ali!“ nachdenklich fährt sie fort: „Des Statthalters rechte Hand ist ein junges, sehr schönes Mädchen, das ich gern etwas näher kennenlernen möchte. Ich halte es für wichtig, deren Vertrauen zu gewinnen. Es wird ihr schmeicheln, wenn sie zu dem nächsten Hofgartenfest ebenfalls eine Einladung erhält. Veranlasse das bitte!“

Sie erhebt sich und reicht dem Sultan ihre schmale Hand zum Abschied. Dieser drückt auf einen verborgenen Klingelknopf.

„Geleite die Fürstin hinaus, Hassan!“ befiehlt er dem eintretenden Palastchef. „Auf Wiedersehen, Fürstin! Allah sei mit Ihnen!“

Als er allein war, stieß er eine wilde Verwünschung aus, die dem neuen Statthalter galt. Die Inderin hatte sein Blut erhitzt. Er liebt sie bis zur Raserei. Die Eifersucht quält ihn. Wenn sie auch sagt, daß ihr Herz bei dem Flirt mit diesem nicht beteiligt sei, so verhehlt er sich nicht, daß der Mann, wenn erst entflammt, sich Vertraulichkeiten anmaßen könne, die er — der Sultan — allein beansprucht. Andererseits braucht er diesen Mann zur Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne, für die er ihn zu gewinnen hofft — durch die Fürstin. Man kennt in der Leitung der Komintern die Schwäche dieses Sendboten der Union für schöne Frauen. Deshalb hat man ja Ira hergeschickt. Ihm muß Sand in die Augen gestreut und dabei dessen Ehrgeiz angestachelt werden. Er soll glauben, daß sein Plan, Afrika wieder selbständig zu machen, auf friedlichem Wege unter seinem Protektorat durchgeführt werden könne. Zu dem Zweck soll dem Statthalter durch die afrikanischen Fürsten der Posten eines Reichsverweisers der afrikanischen Union angetragen werden — nur zum Schein natürlich. In Wirklichkeit würde er — der Sultan von Moretanien, später das Szepter führen. Um dies große Ziel zu erreichen, hat er sich mit der asiatischen Komintern verbündet, die die Sultane heimlich mit Kriegsmaterial beliefert. Aber die Komintern hat als Gegenleistung seine Hilfe bei dem abscheulichen Werk, das der Zerstörung Europas gilt, verlangt. Nur weil er ohne Asien seinen Lebensplan niemals verwirklichen kann, hat er seine Hand zu deren verderblichen, ihm widerstrebenden Zerstörungswerk reichen müssen. Europa interessiert ihn nicht. Er will nur Afrika den Afrikanern wiedergeben. Aber er sieht ein, daß, wenn

der Plan der Komintern gelingt, auch sein Spiel gewonnen ist. Daß dies ohne blutige Kämpfe nicht abgehen kann, weiß er sehr wohl. Aber das darf eben der Statthalter Sörrensen nicht erfahren. Weit größere Sorge macht ihm dessen Bruder, der Generalingenieur, der nicht nur alles zu wissen schien, sondern auch stets überall da war, wo man ihn am wenigsten vermutete. Dieser Mann ließ sich gewiß nicht täuschen. Der ist die größte, die drohendste Gefahr für seine und der Asiaten Pläne. Deshalb muß er beseitigt werden, so oder so. Es geht ihm auch schon ein Plan im Kopfe herum, wie er dieses Ziel am sichersten erreichen könne. Er ist verwegen dieser Plan und grausam — aber große Ziele verlangen auch große Einsätze. Man würde sehen. Wieder drückt er auf den Klingelknopf und befiehlt dem eintretenden Hassan, seinen Großwesir zu ihm zu rufen.

9

Nachdenklich betrachtet Grete Treuen das mit einer Krone geschmückte Blatt in ihrer Hand, während die Töne aus dem Äther in ihren Kopfhörern singen, die Apparate ticken, Lichtsignale aufglühen. Es ist eine Einladung vom Hofmarschallamt zu einem Gartenfest im Kaiserlichen Schloß. Hatte ihr Chef diese veranlaßt? Kaum — der würde vorher mit ihr darüber gesprochen haben. Kopfschüttelnd legt sie die Einladung beiseite. Zu solchen Dingen hat sie weder Zeit noch Lust. Ihr geht anderes im Kopf herum. Neulich hat sie die Fürstin aus dem Zimmer ihres Chefs kommen sehen. Was die nur bei ihm zu suchen hatte? — Plötzlich horcht sie auf. Trotz ihrer abwegigen Gedanken ist ihrem feinen Hörsinn das Rufzeichen ihres Senders aufgefallen, — ihres Senders,

den sie wie auch die angeschlossenen Nebensender, stets eingeschaltet hat. Bald stellt sie fest, daß der Sondersender ihres Chefs benutzt wird. Nun lauscht sie angespannt. Was sie hört, kann sie nicht verstehen. Deshalb notiert sie rasch die Zeichen. Die Botschaft geht nach Tetuan und ist für die Atalaya-Mine bestimmt. — Was hat das nun wieder zu bedeuten? fragt sie sich. Ja — wie denn? Wie kommt ihr Chef zu jenem rätselhaften Code? Weshalb bedient er sich nicht des Geheimcodes der Union? — Das muß sie sofort in Erfahrung bringen. Rasch schaltet sie den Hauptsender auf Alarm und eilt die Treppe hinab. Sie durchschreitet das Vorzimmer und tritt ohne anzuklopfen bei ihrem Chef ein. Die Tür zu seinem Privatsenderaum ist nur angelehnt. Betroffen bleibt sie stehen, als sie auch hier den Statthalter nicht antrifft. Rätselhaft bleibt ihr, wie denn von hier aus gefunkt werden konnte. Wie ein Blitz kommt ihr der Gedanke, daß es dann einen Schwarzsender geben müsse, von dem sie noch nichts weiß. Sie eilt die Treppe wieder hinauf, prüft abermals die Anschlüsse, die Leitung ihres Chefs steht unter Strom. Der geheimnisvolle Sender muß demnach an die gleiche Leitung angeschlossen sein, und noch immer steht man mit Tetuan in Verbindung. Empört darüber sendet sie minutenlang Störungswellen — horcht und hört jetzt am Radiophon Tetuan sprechen. — Wie gut war es doch, daß sie inzwischen Arabisch gelernt hat; denn sie hört eine männliche Stimme leise auf arabisch fragen: „Sind Sie noch dort? Es war Störung im Sender.“ — Doch Marrakena antwortet nicht. Auf einmal ist die Leitung tot. — Nun weiß sie, daß jemand sich eines an die Hausleitung angeschlossenen Geheimsenders bedient und dabei unverfroren den fremden Code anwendet. Ihr Verdacht bestätigt sich mehr und mehr, daß es hier Geheimnisse gibt, welche die Öffentlichkeit scheuen.

Wo und wie ist dieser Schwarzsender mit dem Sender ihres Chefs gekoppelt? Weiß dieser davon? Der Gedanke widerstrebt ihr — erscheint ihr zu ungeheuerlich — oder doch? grübelt sie. Zweifel kommen ihr — sollte das fremde Weib dahinter stecken?

Und nun besinnt sie sich eines anderen und nimmt sich vor, doch zu dem Hoffest zu gehen — dieser Frau wegen, die sie dort zu beobachten gedenkt, in deren Vertrauen sie sich einschmeicheln will, mit List und Verstellung. Mit weiblicher Schlaueit, ganz gleich mit welchen Hilfsmitteln — wird sie versuchen, deren heimliche Machenschaften zu ergründen. Denn ihr Instinkt sagt ihr, daß die Exotin irgendwie mit diesen in Verbindung steht.

10

Schwefliger Dunst lastet jahraus, jahrein über dem Atalaya-Kupferminengebiet. Zwischen kahlen, von jeder Vegetation entblößten Berghängen eingebettet, liegt das Werk. Dumpfes Brausen, Pochen, Zischen schallt von da herüber. Heute herrscht hier Großbetrieb, denn man erwartet den Besuch des neuen Statthalters von Moretanien. Dieses Kupferbergwerk ist durchaus nicht so klein, wie es den Betriebsergebnissen nach den Anschein erweckt. Am Wadi-es-smir, einem kurzen, aber reißenden Gebirgsflüßchen gelegen, dessen Wasser sich in einen langgestreckten See ergießt, verarbeitet es die Kupfererze, die hier als Machalit, Kupferschiefer und Kupferlasur vorkommen, teils auf nassem, teils auf trockenem Wege. Der Schlieg wird in Flammröstöfen geröstet und zur Schmelzung gebracht. Vor der Einmündung des Smirwassers ist ein Stausee angelegt, aus dem es einem Kraftwerk zugeführt wird,

das den Strom für den maschinellen Betrieb, den elektrolytischen Prozeß und die Beleuchtung liefert. Pumpen fördern das Sickerwasser des Bergwerks zutage, das sich schmutziggrau in steinerner Rinne gurgelnd zu Tal wälzt und übel riecht. Schmalspurbahnen vermitteln den Verkehr zwischen den Betriebsstätten und den Arbeiterlagern. — Soliman-el-Chaman, der Direktor des Werkes, ein ältlicher Maure, steht auf der Terrasse seines abseits des Betriebes liegenden Hauses und sieht den Hantierungen seiner Tochter Myrrha zu, die geschäftig einen Tisch deckt. Unruhig läßt er hin und wieder seinen Blick über die aus dem Tal sich heraufschlängelnde Straße gleiten. Ein grau-meliertter Vollbart umrahmt sein finsternes, wenig ansprechend wirkendes Gesicht. Seine untersetzte Gestalt, das Spiel seiner Nackenmuskeln, überhaupt sein ganzes Auftreten, lassen auf ungewöhnliche Körperkraft schließen. — Das zarte Mädchen, das mit anmutiger Geschäftigkeit den Tisch deckt, will nicht so recht zu diesem Vater passen. Der Schnitt ihres feinen Gesichtchens, das nur leicht gebräunt ist, könnte ebensogut das einer Europäerin sein. Auch ihren rehbraunen Augen fehlt jedes den Orientalinnen eigentümliche Gepräge. Man kann sich nur schwer vorstellen, eine Maurin vor sich zu haben. Schlank und rank ist ihr Wuchs, schmal und zierlich sind Hände und Füße, und ein frohgemuter, unschuldvoller Ausdruck ihrer Augen vollenden den Eindruck mädchenhafter Lieblichkeit.

„Beeil dich, Kind! Gleich müssen sie hier sein. Sei übrigens recht nett zu dem Deutschen! Wir müssen ihn bei guter Laune erhalten, für welche die Fürstin, die ihn begleitet, schon vorgesorgt haben wird“, setzt er brummend hinzu.

„Es ist schon alles bereit. Sieh, Vater! Auch Blumen

habe ich nicht vergessen“, erwidert die Tochter mit kindlichem Stolz. — „Weshalb bist du so unruhig, Vater? Ist denn der Herr Statthalter kein guter Mensch?“

„Ich kenne ihn noch nicht. Böse sind alle Ungläubigen, weil sie uns unterjochen. Daher kann auch dieser Mann nicht unser Freund sein. Und doch müssen wir freundlich zu ihm sein; denn er ist unser Herr — leider — wollte uns von hier vertreiben. — Ihr verdanken wir es, daß wir noch bleiben. Das heißt — gegangen wäre ich doch nicht, hätte es garnicht tun können. Aber so ist's besser.“

„Warum bist du nur so grimmig, Vater? Tut ihr denn hier etwas Unrechtes, daß du Angst vor dem Fremden haben müßtest?“

„Unsinn, Kind! Unrechtes tun wir nicht. Aber ich hasse diese Eindringlinge, die ihre Nase in unsere Angelegenheiten stecken — gerade jetzt — gerade jetzt. Aber davon verstehst du nichts.“

„Sie kommen, Vater!“ ruft Myrrha fröhlich aus und eilt hurtig die Treppe hinab, wie ein Kind, das sich auf lieben Besuch freut. In der Ferne wirbelt eine Staubwolke auf. Ein Auto nähert sich in rascher Fahrt. Als die große Reiselimousine vor der Gartenpforte hält, geht der Hausherr den Aussteigenden entgegen und begrüßt sie mit orientalischer Würde.

„Edle Fürstin — erhabener Gebieter — seid willkommen in unserer bescheidenen Hütte. Soliman-el-Chaman und seine Tochter werden Eure Diener sein. Allah sei mit Euch!“ — Errötend knixt Myrrha vor der schönen Frau und ergreift verschämt die Fingerspitzen der ihr von Carlos Sörrensen gereichten Hand.

„Allah sei mit Euch!“ haucht sie kaum hörbar.

„Weshalb so feierlich, Herr Chaman?“ erwidert Sörrensen launig.

„Vergebt, hoher Herr, wenn ich Euch begrüße, wie es einem Muselmann geziemt. Tretet ein und wollet, wenn Ihr Euch vom Staub der langen Reise gesäubert habt, mit einem bescheidenen Mahle vorlieb nehmen!“ Zwei arabische Diener laden das Gepäck ab, und der Hausherr geleitet seine Gäste in deren Zimmer. Bald darauf sitzen sie an dem freundlich gedeckten Tisch und lassen sich das leckere Mahl munden. Sörrensen ist bei bester Laune, die durch den feurigen Sahelwein noch erhöht wird. Hat er doch eine wundervolle Fahrt an der Seite der schönen Frau hinter sich, die sehr liebenswürdig gewesen war. Er gedenkt auch nicht, sich seine gute Stimmung durch geschäftliche Dinge verderben zu lassen.

„Später, mein lieber Chaman“, hat er diesem das Wort abgeschnitten, als der es an der Zeit fand, auf das Programm des Tages zu sprechen zu kommen.

„Darf ich Sie bei der Besichtigung des Werkes begleiten, lieber Doktor?“ fragt die Fürstin lächelnd. „Mich interessiert alles Wissenswerte sehr.“

„Ich habe nichts dagegen, Fürstin. Nur wird es Ihnen nicht zu beschwerlich sein, in ein Bergwerk einzufahren?“

„Es wird kaum beschwerlich sein“, fällt der Direktor ein. „Von der Schachtsohle fahren wir mit der elektrischen Bahn bis vorort.“ Ein flüchtiger Blick zuckt dabei zu der Fürstin hinüber. „Schutzanzüge liegen bereit.“

„Also abgemacht, lieber Doktor! Ich darf überall mit hinkommen.“

Als dann die beiden unter Solimans Führung durch die Werkanlagen wandern, wird auch das Interesse des Fachmannes in Sörrensen rege. Seine Kritiken lassen den Direktor bald erkennen, daß dieser Mann

sich so leicht nichts vormachen lassen werde. — Als bald fallen dem kritisch um sich Schauenden auch die hohen Geröllhalden auf, die sich weit in den Smirsee hinein erstrecken.

„Nach diesen Ablagerungen zu urteilen, müßte das Verhüttungsergebnis eigentlich ein ganz anderes sein“, meint Sörrensen kopfschüttelnd. — Soliman begründet die Ansammlung dieser Schuttmassen mit der Stärke toter Geschiebe, dem Vortrieb von Versuchsstollen. Aber befriedigt ist der Statthalter von dessen Erklärungen nicht. Soliman ist schlaue genug, auf Vorschläge und Wünsche seines hohen Besuchers bereitwillig einzugehen. Sinnend betrachtet dieser nun die Entwässerungsanlage des Bergwerkes, wo ihm eine verschleußte Wasserzuführung ins Auge fällt. Wozu diese sei? fragt er den finster blickenden Direktor und erhält die Erklärung, daß diese aus früherer Zeit stamme, wo vorort Spülwasser erforderlich gewesen sei. Wiederholt versucht die Fürstin, den scharf beobachtenden Ingenieur durch harmlos neugierige Fragen abzulenken. Sie und Soliman atmen erleichtert auf, als Sörrensen endlich zur Einfahrt drängt. Dieser findet die Schachtanlage technisch vollkommen. Auch die geräumige Betriebsstätte auf der Schachtsohle, die Stollenführungen, Gleisanlagen, die Frischluftmaschinen, Exhauster, Signaleinrichtungen und Sicherungsanlagen machen sichtlich Eindruck auf den Inspizierenden. Redegewandt und dienstbeflissen erläutert ihm der Alte alle Anlagen. Langsam fahren sie durch die Stollen. Bei einer Abzweigung läßt der Direktor halten:

„Dies hier“ — sagt er, in die Finsternisweisend — „war früher der Hauptstollen. Seit Jahren ist er stillgelegt. Jetzt ist er versumpft. Die Geleise habe ich liegenlassen.“ Während seiner Erläuterungen hat der

Direktor seine Gäste an einen Wassertümpel herangeführt. Sörrensen wendet sich unmutig an ihn:

„Weshalb führen Sie mich dann hierher? Stillgelegte Betriebe interessieren mich nicht. Zeigen Sie mir die Arbeiten vorort! Übrigens wundert es mich doch“, sagt er plötzlich, „weshalb Sie die Geleise hier haben liegenlassen.“

„Ach so!“ erwidert unbefangen Soliman. „Den Abbau habe ich mir erspart, weil wir Schienenmaterial in Fülle haben.“

„Pfui! Hier ist es abscheulich!“ mischt sich die Fürstin jetzt ein. „Wollen wir nicht weiterfahren, meine Herren?“

„Gehen wir!“ sagt Sörrensen kurz.

Vorort arbeiten etwa hundert halbnackte Mauren. Dr. Carlos Sörrensen prüft das gebrochene Erz, eine wasserhaltige Kupferlasur und findet das Material ausgezeichnet und durchaus abbauwürdig. Er ist zufriedengestellt und gibt den Befehl zur Rückfahrt. Seine Begleiter sind froh, als sie oben wieder angelangt sind. Wieder wechseln die beiden verstohlen einen Blick. Allah sei Dank! Das Geheimnis der Tiefe ist gewahrt geblieben. Hätte Sörrensen geahnt, was jener trübe Tümpel an dem angeblich stillgelegten Stollen in Wahrheit bedeutet, hätte er gesehen, wie in derselben Nacht noch auf dem technisch so vollkommenen Förderkorb gewaltige Massen Felsgeröll zu Tage gefördert und abtransportiert wurden, dann hätte er weniger heiter das üppige Abschiedsmahl eingenommen — hätte weniger strahlend in die Augen der verführerischen Inderin geschaut, die so lockend zu ihm sprachen.

Im Park des Kaiserlichen Palastes bewegt sich bei den Klängen der Musik eine festlich geschmückte Menge. Es war ein heißer Tag, der sich zu Ende neigt. Die Toiletten der Damen sind sehr luftig, und die Herren sind fast ausnahmslos weiß gekleidet. Nur wenige prunkvolle Uniformen sieht man bei den Offizieren der Kaiserlichen Leibgarde. Nicht mehr wie in vergangenen Jahrhunderten ist das weibliche Geschlecht von solchen Festlichkeiten ausgeschlossen. Auch sind die Orientalinnen nicht mehr in sackartige Gewänder gehüllt und kein Schleier verbirgt mehr ihr Gesicht. Offen zeigen sie ihr Angesicht, und ihre gutgewachsenen Körper sind in stilvolle Kleider gehüllt, die in nichts mehr ihren weißen Geschlechtsgenossinnen nachgeben. Anspruchsloser wirkt dagegen Grete Treuen in ihrem geschmackvoll einfachen Kleid. Auch die Fürstin Ira zeichnet sich durch ihr schlicht gearbeitetes, dabei aber doch ihren herrlichen Wuchs raffiniert betonendes Gesellschaftskleid vorteilhaft aus. Mit bestrickender Liebenswürdigkeit hatte sie Grete Treuen begrüßt, sie dann dem Sultan und mehreren Offizieren vorgestellt, die sich ihr geflissentlich widmeten. Ein stattlicher Oberst bemüht sich besonders aufmerksam um das blonde Mädchen. Anfänglich tat er es auf einen Wink der Fürstin hin. Bald aber gefiel ihm die Deutsche so gut, daß er nicht mehr von ihrer Seite weicht. Grete spielt das, durch die Einladung zu diesem Vergnügen erfreute Mädchen so geschickt, daß selbst die Fürstin sich dadurch täuschen läßt. Jedenfalls glaubt sie ihren Zweck erreicht zu haben, dieses Mädchen während der Dauer des Festes vom Sender fernzuhalten. Während Grete Treuen die Harmlose spielt und den offenkundigen Schmeicheleien ihres ständigen Begleiters scheinbar interessiert Gehör schenkt, beob-

achtet sie die Fürstin scharf. Geschickt weiß sie ihren ritterlichen Verehrer immer wieder in die Nähe dieser Frau zu lenken. Als sie sieht, daß die Exotin sich mit ihrem Chef in die dunkleren Gänge des Parkes verliert, schlägt sie dem Oberst ebenfalls einen Gang durch die Parkanlagen vor, worauf dieser bereitwilligst eingeht. Die Fürstin, die immer wieder das silberne Lachen des Mädchens hört, glaubt ihre bisherige Vorsicht außer acht lassen zu können. Die labyrinthartig verschlungenen Laubgänge, mit ihren dichten Kulissen aus Myrten- und Feigenbüschen, mit ihren Wänden aus Pelargonien und Mimosen, waren für Pärchen, die sich neugierigen Blicken entziehen wollen, sehr geeignet. Grete zeigt sich nicht prüde, duldet sogar kleine Vertraulichkeiten. Nur als der verliebte Offizier an einer dunklen Wegbiegung seinen Arm um ihre Hüfte legt und sie küssen will, wehrt sie, die Verschämte spielend, ab. — „Mich fröstelt!“ sagt sie plötzlich, als sie die Fürstin aus den Augen verloren hat, — würden Sie so gut sein, Herr Oberst, mir meinen Shawl aus der Garderobe zu holen? Ich werde auf der nächsten Bank auf Sie warten“, flüstert sie lachend. Dienstbereit eilt der Verliebte fort. Sie aber hastet tiefer ins Dunkel der Laubgänge, biegt, als sie das Paar wieder vor sich sieht, in einen Seitengang ab, um diesem den Weg abzuschneiden, und verbirgt sich in einem dichten Pelargoniengebüsch hart an dem Weg, den die beiden entlang kommen müssen. Vielleicht, daß sie etwas erlauschen kann von deren Gespräch. Und sie hat Glück. Denn gerade vor ihrem Versteck bleibt das Paar stehen, und — fast will ihr der Herzschlag stocken — die beiden küssen sich. — „Hah! diese Schlange!“ denkt Grete zornig — „so weit ist es also schon gekommen.“ Eine Zeitlang hält das Paar sich umschlungen.

„Genug, mein Freund!“ hört sie die Fürstin nun sa-

gen. Es ist Zeit, daß ich gehe.“ Der verliebte Mann drängt sie, noch zu bleiben. Aber sie bleibt fest. „Du weißt doch, daß ich die Sache heute noch erledigen muß — in deinem Namen. Also sei vernünftig. In einer halben Stunde bin ich wieder zurück. Morgen früh mußt du dann selbst das Radiogramm aufgeben, wie verabredet. Aber laß es nicht deine Sekretärin tun! — Übrigens“ — fährt sie nach kurzer Pause fort — „später, wenn deine Angelegenheit erst im richtigen Geleise ist, magst du die Blonde heimschicken. Sie könnte vielleicht unbequem werden.“

„Ach, die Treuen!“ erwidert er wegwerfend, „die stört uns nicht. Eurem Plan kann doch nur mein Bruder unbequem werden.“

„Deines Bruders wegen Sorge dich nicht, Carli! Wir werden einen Weg finden, ihn zu be —, ihn umzustimmen.“ Das sind die letzten Worte, welche die Lauscherin hört. Die beiden sind weitergegangen. Was hat sie da eben mit anhören müssen? Klang das nicht fast wie eine Verschwörung, in die irgendwie auch der Generalingenieur hinein verstrickt werden soll? — Was kann sie gegen das nahende Unheil tun? Unheil ist es bestimmt — das fühlt sie. Wohin mag die Fürstin jetzt wollen? Was hat diese so spät am Abend noch so Dringliches zu erledigen? — Ah! — Sie muß ihr folgen. Immer im Schatten der Bäume sich haltend, huscht sie dem Paare nach. Und abermals hat sie Glück. Gerade noch sieht sie, wie die Fürstin in ihrem Wagen davon fährt. Rasch holt sie sich aus der Garderobe ihren dunklen Umhang, und es gelingt ihr, auf dem Parkplatz ihr eigenes Kabriolett unbeobachtet zu starten. Bald sieht sie den Wagen der Fürstin wieder vor sich und kann ihm vorsichtig folgen. Plötzlich hält dieser vor dem, in einem Vorgarten gelegenen Häuschen, das unmittelbar neben ihrem Dienstgebäude liegt,

und das sie bisher für unbewohnt hielt. Tief über ihr Steuerrad gebeugt, fährt sie an dem haltenden Auto vorüber, sieht noch, wie die Verfolgte das Tor zur Einfahrt öffnet und wie die Frau den Wagen hineinfährt. Nun hält auch sie an, wartet eine Weile und hastet dann zurück. Das Gartenhaus bleibt dunkel. — Da blitzt es wie eine Offenbarung durch ihr Hirn — der Geheimsender — die Fürstin wird ihn benutzen wollen — und dieser wird mit dem Sendeapparat ihres Chefs in Verbindung stehen. Eilig betritt sie durch den Nebeneingang das Dienstgebäude, in dem ebenerdig die Diensträume des Statthalters liegen. Dann sitzt sie am Sender desselben — lauscht mit verhaltenem Atem. — Da — richtig „Ti-ti-tii-ti“ beginnt dieser zu arbeiten. Sie vermeint die Schläge ihres wild pochenden Herzens zu hören, so erregt ist sie, und sie erblaßt vor Schreck, als sie das streng geheim gehaltene Rufzeichen des Generalingenieurs in ihr Ohr tönen hört. Ihre Nerven sind bis zum Bersten gespannt. Ruhe — Ruhe! befiehlt sie sich an. Jetzt um Gottes Willen die Nerven nicht verlieren! „Ti-ti-tii-ti“ singt immer wieder der Sender — und jetzt — hat der Ruf ihn erreicht. Er gibt das Empfangszeichen. Mit zittriger Hand schreibt Grete die im Eurofrika-Code aufgegebene Sendung mit. — Die Buchstaben tanzen vor ihren Augen, als sie die Botschaft entziffert. „Verschwörung bedroht unmittelbar Stanley-Pool-Werke — stop — Gi I Anwesenheit dringend erforderlich — stop — S.St. — stop —“ Der Sender schweigt. Grete springt auf, verschließt die Apparatur. S.St. das Geheimzeichen des Statthalters — also auch dieses ist der Fürstin bekannt. „Verräter — Verräter!“ stammelt sie fassungslos. Dann eilt sie wie gejagt zu ihrem Wagen. Muß sie doch vor der Fürstin wieder im Kaiserlichen Schloß sein. — Noch hält das Auto im Nachbargarten abgeblendet. Die Straße hier draußen ist um diese Zeit

fast menschenleer. Wieder gelingt es ihr, den Parkplatz im Schloßhof ungesehen zu erreichen. Die Chauffeure sitzen alle beim Nachtmahl. Dem noch immer schläfrig bei der Garderobe hockenden Wächter wirft sie ihren Umhang zu und mischt sich, als sei nichts geschehen, wieder unter die Gesellschaft. Mit ihrem sorgenbeschwerten Herzen muß sie die Harmlose spielen — muß, als sie den Oberst trifft, diesem ihr Verschwinden plausibel machen und ihn zu versöhnen suchen. Und als die Fürstin wieder auftaucht, führt sie ihren Verehrer hart an ihr vorüber, damit diese hören kann, wie sie sich verabschiedet. Sie will fort, sie kann und mag sich nicht mehr verstellen — muß allein sein, um nachzudenken, was nun zu tun sei. — Doch die Fürstin hält sie zurück — liebenswürdig drängend, doch an ihrem Tisch zu speisen, und sie muß sich weiter als Unbefangene geben und sich zu gleichgültiger Unterhaltung mit der scheinheiligen Frau und dem verräterischen Statthalter zwingen. — Als ihr Chef aber die Fürstin Ira zum Tanz führt, benutzt sie diese Gelegenheit, um sich rasch von dem Oberst zu verabschieden und das Fest zu verlassen. Befreit atmet sie auf, als sie in ihrem Wagen heimwärts fährt, und die kühle Nachtluft sie umweht. Gottlob, daß sie das hinter sich hat, und doch ist sie froh darüber, der Einladung zu diesem Fest gefolgt zu sein. Hat sie doch einen Einblick in eine Intrige erhalten, deren Fäden ihr freilich noch sehr verworren erscheinen. Grübelnd sitzt sie dann vor ihrem Sender. Die Tatsache, daß die Fremde die sorgfältig gehüteten Geheimnisse der Union-Code und der Geheimrufe des Generalingenieurs und ihres Chefs kennt, beweist, wie tief dieser in die Netze der schwarzen Hexe verstrickt ist, daß deren Einfluß ihn sogar zum Verräter machen konnte. Vermutlich hat die Fürstin auch ihren Schwarzsender mit seinem Wissen an seinen Dienstsender ange-

schlossen. Haß gegen den Schwächling, der der Bruder des von ihr so bewunderten Generalingenieurs ist, steigt in ihr auf. Diesen muß sie gleich am nächsten Morgen veranlassen, Code und Geheimruf zu ändern. Es ist einfach ihre Pflicht, einzuschreiten, wenn sie damit auch ihren Chef bloßstellen muß. Narr, der er ist, sich von dieser gefährlichen Frau betören zu lassen, vor der ihr Instinkt sie von Anfang an warnte. Oder sind ihre Befürchtungen übertrieben? Handelt es sich etwa doch nur um harmlose Dinge, von denen sie nichts versteht? — Nein — so einfach läßt sich der Umstand nicht erklären, daß eine Vertraute des Sultans die Geheimnisse der Union kennt. Und geradezu ungeheuerlich erscheint es ihr, daß diese im Namen ihres Chefs das seltsame Radiogramm an den Generalingenieur übermitteln durfte. — Eine Verschwörung am Kongo? So etwas war doch nichts Neues. Mußte man deshalb Eurofrikas wichtigsten Mann behelligen? Sieht das nicht fast so aus, als ob man diesen an einen bestimmten Ort locken wolle? — Ach, Grete! — schilt sie sich — zu was für wilden Sachen schweifen deine Gedanken ab. Das sind ja Hirngespinnste — geh schlafen! — Aber der Schlaf flieht sie. Irgendwie peinigt sie die Empfindung, als habe sie etwas Wichtiges verabsäumt.

*

Auch Grete Treuen hört das leise Surren und erschrickt so heftig, daß ihrer Hand das Bund Dietriche entfällt, mit dem sie soeben den Schreibtisch im Landhaus der Fürstin geöffnet hat. Es ist bereits das dritte Mal, daß sie sich in dieses Haus eingeschlichen hat, aber erst heute ist es ihr geglückt, bis in dieses Zimmer zu gelangen. Der Verdacht gegen die Fürstin hat sie zur Einbrecherin werden lassen, um hinter deren

Schliche zu kommen. Planmäßig hat sie diesen Einbruch vorbereitet. Einfach war es gewesen, eines Nachts den Wachsabdruck des Haustürschlosses zu nehmen. Der Obermeister des Hauptsenders, ein biederer Schweizer hatte sie über seine Brille hinweg sonderbar angesehen, als sie ihn bat, einen Schlüssel nach dem Wachsabdruck anzufertigen, da sie ihren Hausschlüssel verloren habe. Der Mann hatte ihr den Schlüssel gemacht. — Bänglicher war ihr schon zumute gewesen, als sie in der darauffolgenden Nacht mit dem Nachschlüssel in das verdächtige Haus eindrang. Von der Diele gingen drei Türen ab, die verschlossen waren. Beim Strahl ihrer Taschenlampe nahm sie auch von diesen Türschlössern Wachsabdrücke. Wie gehetzt war sie dann, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß sie unbeobachtet blieb, davongeeilt. — „Äberli“, — hatte sie tags darauf kleinlaut zu dem Schweizer gesagt, „ich muß Ihnen etwas im Vertrauen sagen. Ich habe Ihnen nämlich etwas vorgeflunkert, als ich Ihnen sagte, daß ich meinen Hausschlüssel verloren hätte. Ich brauche nämlich noch mehr Schlüssel, weil ich einer Niederträchtigkeit auf der Spur bin, der ich auf den Grund gehen möchte. Zu dem Zweck muß ich auch in die Zimmer des Hauses eindringen, für das Sie mir den Nachschlüssel gemacht haben. Wollen Sie mir helfen, Äberli?“

„Aber gewiß doch, Fräulein Doktor!“ hatte der Mann schlicht geantwortet, „wird gemacht! Aber hören Sie mal, liebes Fräulein — seien Sie vorsichtig! Wir sind hier in einem Lande, wo man nicht viel Federlesens mit einem Menschen macht, der gewissen Leuten unbequem wird. Lassen Sie sich nicht erwischen. Ich habe Sorge um Sie. — Daß ich schweige wie das Grab, ist klar. Kann ich Ihnen nicht sonstwie behilflich sein — ich meine — darf ich nicht dabei sein bei dem Ding, das Sie drehen wollen?“

Und sie hatte erwidert: „Nein, Aberli, das geht nicht. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit. Aber da werden wohl auch noch andere Schlösser zu öffnen sein, von denen man keine Wachsabdrücke nehmen kann.“

„Ich verstehe! — Na — da nehmen Sie mal dies hier mit!“ damit hatte er in einem Kasten gekramt und einen Bund zierlicher Dietriche herausgeholt. Es sei ganz leicht, mit den Dingen umzugehen. Sie möge es gleich mal an dem Werkzeugkasten, der ein Kunstschloß habe, probieren. So hatte sie unter seiner Anleitung gewisse Kniffe bei der Handhabung von Dietrichen erlernt.

Heute hat sie sich nun in das verlassene Haus geschlichen. — Gleich beim ersten Versuch fand sie das Arbeitszimmer der Fürstin. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß kein Licht durch die heruntergelassenen Rolljalousien und die dicht zugezogenen Samtvorhänge nach außen dringen konnte, schaltete sie kühn die auf dem Schreibtisch stehende Lampe an und schaute sich im Zimmer um. Im Hintergrunde steht eine breite Bibliothek. Neben dem Schreibtisch hängt an der Wand eine gerahmte Silberplakette mit eingravierter Sure des Korans „Allah ist groß und Mohamed ist sein Prophet“ — darunter in kleiner Schrift „Sure 12“ — Eben hatte sie die Schreibtischschublade geöffnet, als das sie erschreckende, surrende Geräusch sich hören läßt. — Sie überlegt, nachdem sie sich gefaßt hat, ob das Surren ein Telefonsignal sein könne, nimmt leise den Hörer ab, lauscht. Nichts ist zu hören. — Halt! fällt ihr ein — vielleicht ist es das Rufzeichen des Schwarzsenders der Fürstin. Aber — wo mag der sich befinden? — Am Telefonsockel sind mehrere Knöpfe. Wieder nimmt sie den Hörer ab, läßt suchend ihre Finger über die Knöpfe gleiten. Nichts!

— Enttäuscht legt sie den Hörer wieder auf, wobei ein Finger noch achtlos auf einer Taste ruhte. Plötzlich hört sie neben sich ein schwaches Knacken und sie sieht, daß sich die Plakette von der Wand gelöst hat und in einem Scharnier herabhängt. Ein Wandschränchen ist damit geöffnet, in dem ein zierlicher Sendeapparat verborgen ist. Augenblicklich legt sie die glitzernde Hörvorrichtung um: „Ti-ti-ti-ti“ In der Tat — es wird gefunkt. Rasch nimmt sie den auf dem Schreibtisch liegenden Notizblock und schreibt mit. Es ist eine lange Botschaft, die sie wieder nicht entziffern kann. — Während sie noch damit beschäftigt ist, vernimmt sie deutlich, wie nach kurzer Zeit aus Marrakena geantwortet wird. — Als der Sender schweigt, legt sie die Hörmuscheln wieder an ihren Ort, drückt die Klappe zum Wandschrank zu — überlegt. — Wie eine Eingebung kommt es ihr da — Sure 12 — Sure 12? — diese muß etwas zu bedeuten haben. — Wenn sie einen Koran hätte. Ihr Blick fällt auf die Bibliothek — vielleicht? Der Schrank ist verschlossen, aber mit Hilfe der Dietriche bald geöffnet und — wahrhaftig — da steht auch ein Koran. Fieberhaft erregt schlägt sie die 12. Sure auf — ihre Blicke fliegen über die krausen Buchstaben. Da entdeckt ihr scharfes Auge kleine Pünktchen unter gewissen Buchstaben, und als sie diese nebeneinander reiht, entziffert sie die geheimnisvollen Worte: „Bedenke das Ende!“ — das Ende — was für ein Ende? vielleicht des Kapitels? Wieder blättert sie — nach dem Ende des Kapitels sucht sie. — Da — am Ende der Seite erblickt sie eine dünne Zahlenreihe: $\frac{3-16-7-60-27-57-14}{19-33-6-11-33-72-13}$. Noch sagen diese Zahlen ihr nichts, aber sie fühlt, daß sie auf der richtigen Spur ist. Ihr Herz hämmert. Mit zitternder Hand schreibt sie die Zahlenreihe ab. Der Einbruch hat sich gelohnt. Fort nun! Sorglich tut sie

alles wieder an seinen Platz, verwischt jede Spur ihres nächtlichen Besuches, verschließt die Türen — schleicht geräuschlos davon. — Morgen früh muß sie sich einen Koran verschaffen. —

Nach einer unruhig verbrachten Nacht begibt sich Grete Treuen auf die Suche nach einer Buchhandlung. Bisher hatte sie sich um die Geschäfte in den Bazarstraßen nicht gekümmert, entsinnt sich aber dunkel, irgendwo einmal einen Buchladen gesehen zu haben. Bald hat sie auch einen gefunden. Der Buchhändler ist nicht wenig erstaunt, als die schöne junge Dame einen Koran fordert, ist es doch das erste Mal in seiner langjährigen Praxis, daß eine Dame — eine Ausländerin obendrein — das heilige Buch der Rechtgläubigen zu kaufen wünscht. — In der antiquarischen Abteilung findet sich denn auch noch ein Exemplar in arabischer Sprache, und Grete eilt, ihres Kaufes froh, nach Hause. Sofort geht sie an die Arbeit. Lange Zeit ist ihre Mühe umsonst, bis sie auf den Gedanken kommt, daß die Zahlen der oberen Reihe Suren, die darunter stehenden aber Wortnummern bedeuten könnten. Als sie es mit der 3. Sure und dem 19. Wort versucht, ergibt sich ein Wort, das arabisch soviel wie gehen bedeutet. Bei der 60. Sure und dem 11. Wort weiß sie, daß sie der Lösung des Rätsels nahe ist; denn die gefundenen Worte heißen: „Gehe rückwärts deinen Weg!“ Sie ist in ihre Arbeit so vertieft, daß sie Essen, Trinken und die Zeit vergißt. Es dunkelt bereits, als sie aufatmend ihren Bleistift aus der Hand legt. Der geheimnisvolle Code ist entziffert — jetzt wird sie die kauderwelschen Botschaften leicht enträtseln können. Der Richttext lautet: „Gehe rückwärts deinen Weg. Nach jedem Schritt bete stammelnd die erste Sure des Koran!“ Das kann nur heißen, daß man den Text der Botschaften von rückwärts zu lesen und nach bestimmten

Buchstabenabschnitten eine Silbe der ersten Sure einzuschalten, bzw. auszumerzen habe. Die in der Nacht vorher erlauschte Botschaft lautet: „Nenoalitamlarof-nhietrstawregnetosrtnasugulf dmihemonna dhanesime-erebdiocarsttnhasebliinwggue przuglopftimhea kuktanirell“ — Nun, wenn der Weg von rückwärts beginnen soll, dann müssen auch die gestammelten Gebetsilben von hinten, also bei dem vorliegenden Text von vorn, angefangen, eingeschaltet sein. Nach dem vierten Buchstaben findet sie die Silbe „al“. Sollte jeder Schritt vier Buchstaben lang sein? Richtig — nach weiteren vier Buchstaben kommt die Silbe „la“ und so fort. Nach kurzer Zeit sind die Silben ausgemerzt, und als sie das so Erhaltene umkehrt, liegt die Botschaft entziffert vor ihr: „er in Kuka mit Flugzeug — will Bahntrace bereisen — dann Heimflug antreten — erwarte Instruktionen.“ — Zunächst ist Grete Treuen über das Ergebnis verblüfft. — Wie naiv — wie unglaublich kindlich erscheint ihr dieser Geheimcode, der ihr soviel Kopfschmerzen gemacht hat. Zweifellos bezieht sich diese Botschaft auf den Generalingenieur. Was aber hat es damit auf sich? Wozu überhaupt diese Geheimniskrämerei? — Nun nimmt sie die Antwort aus Marrakena vor und ist höchlichst erstaunt, als es ihr nicht gelingen will, dieses Radiogramm nach demselben Verfahren zu entziffern. Entmutigt gibt sie es endlich auf und geht zur Ruhe. Im Bett grübelt sie noch lange über die verdächtigen Ätherzwiesgespräche nach. Im Eindruseln denkt sie noch, wie umständlich doch die Methode der Senderei für den Aufgeber solcher Botschaften sei. Wieviel Zeit müsse das jedesmal in Anspruch nehmen, ehe sie sendereif seien. — Ja — aber wie war das denn — war nicht — die Antwort — aus — Marra — plötzlich ist ihr Geist wieder rege — mit einem Ruck springt sie aus dem Bett. Die Antwort war fast unmittelbar nach dem Eingang der Kuka-

depesche erfolgt. Der Absender konnte garnicht die Zeit zu dem umständlichen Verfahren gehabt haben. Im Schlafanzug hastet sie über den Flur nach ihrem Arbeitszimmer, entnimmt dem Schreibtisch die flache Kassette, in der sie ihre Niederschriften aufbewahrt, öffnet sie mit dem kleinen Schlüssel, den sie immer um den Hals trägt und — vor Schreck entfällt sie ihren zitternden Fingern — die Kassette ist leer. — Der Dieb der für sie so wichtigen Notizen mußte einen Nachschlüssel benutzt haben, denn die Kassette wies keinerlei Anzeichen von Gewalt auf. Wann mochte der Diebstahl geschehen sein? War die Kassette schon gestern nacht leer, als sie sie in der Hand hatte, um die letzten Radiogrammstreifen hineinzutun? Da fällt ihr ein, daß sie die Kassette ja garnicht geöffnet hat, weil ihr im letzten Augenblick der Gedanke kam, diese Notizen bei sich zu behalten — glücklicherweise. Sonst wären diese jetzt vielleicht auch weg, wenn — ja wenn der Dieb ihrem Arbeitszimmer erst vor wenigen Stunden seinen Besuch abgestattet hatte. Wer aber mochte Interesse an ihren Niederschriften haben? Nur die Fürstin konnte das sein. Rasch vervollständigte sie ihre Toilette, läßt das Nachwachpersonal und den diensthabenden Portier zu sich bescheiden. Ob im Laufe des gestrigen Tages Fremde im Hause gewesen seien, fragt sie. — Nur die Fürstin sei dagewesen. Im Laufe des Nachmittags sei sie gekommen, habe nach kurzem Besuch bei dem Herrn Statthalter nach ihr gefragt, sei aber, nachdem sie Bescheid erhalten habe, daß sie beschäftigt sei, wieder zu Herrn Doktor hineingegangen. Sie sei dann mit diesem zum Flugplatz gefahren. Weiter war vorderhand nichts zu ermitteln. Jedenfalls war die Exotin im Hause gewesen, und es steht bei ihr fest, daß diese mit der Entwendung ihrer Papiere in Verbindung stehen müsse. — „Kanaille!“ murmelt Grete haßerfüllt. „Dir werd ich das Handwerk noch

legen!“ Nun aber ans Werk! Sie muß ja die Antwort auf das Kuka-Radiogramm noch entziffern. Gottseidank, daß sie diese wichtigen Notizen in ihrer Handtasche verwahrt hatte. Konnte doch die schwarze Hexe wenigstens nicht ahnen, daß sie hinter das Geheimnis des fremden Code gekommen ist. — Nun sitzt Grete Treuen wieder über den Zettel gebeugt und überlegt. Jetzt hat sie es gefunden. Man hatte einfach den normalen Text der Botschaft umgekehrt und dazwischen die Silben der 1. Sure eingefügt. Was sie aber schließlich aus der Niederschrift entziffert, läßt ihr das Blut in den Adern stocken. Rote Nebel wallen vor ihren Augen, als ihr Denkvermögen den gräßlichen Sinn der Worte erfaßt. „Flugzeugabflug verhindern — muß Nordexpress benutzen — Tassilitunnel ausschalten wie besprochen“ liest sie. — Das gilt dem verehrten Manne — ein Attentat — und es ist zu spät, ihm noch zu helfen — zu spät. Zwei Tage sind inzwischen vergangen. Vielleicht ist das Grausige bereits geschehen. Heiße Tropfen entquellen ihren Augen — fallen auf das Todesurteil Gerth Sörrensens in ihrer Hand. — Doch gewaltsam reißt sie sich zusammen. Flennen hilft hier nichts. Klare Überlegung und Entschlossenheit kehren zurück. Steht in der Kukabotschaft nicht, daß der Generalingenieur eine Bahntrace bereisen wolle? — Vielleicht hat das ihn länger aufgehalten — vielleicht ist es doch noch nicht zu spät? — Welle 98 — Stanley-Pool — leider hat der dortige Zwischensender kein Radiophon. Bald ist die Verbindung da: „Gebt sofort Nachricht, wann Gi I nach Kuka abgereist!“ Die Antwort ist niederschmetternd — „Gi I vor vier Tagen Kuka abgereist“ — Mein Gott! Vier Tage schon ist das her? Handeln — keine Minute ist mehr zu verlieren. Wieder funkt sie: „Nordexpress in Kuka festhalten! Gi I droht Gefahr — sendet Bomber Kuka-Tassilitunnel!“ Wieder enttäuscht sie die Rückantwort.

„Keine Bomber hier — wer disponiert dort?“ Mein Gott — wie umständlich die Leute sind. Wütend stampft sie mit dem Fuß auf und sie funkt zurück: „Hier Generalleitung Marrakena — alarmiert Duala — unverzüglich Bomber Tassilitunnel schicken — höchste Gefahr“ — Dann schaltet sie Allwelle und funkt unaufhörlich den neuen Geheimruf SG 1 und das Notzeichen.

*

Nach unruhigem Morgenschlaf erwacht Grete Treuen erst kurz vor acht Uhr. Rasch kleidet sie sich an, kühlt ihr heißes Gesicht und begibt sich nach hastig eingenommenem Frühstück in die Diensträume ihres Chefs. Da dieser vor neun Uhr nicht zu erwarten ist, will sie die Morgenstunde benutzen, nach dem Anschluß des im Nachbarhause befindlichen Schwarzsenders zu suchen. Sorgfältig und sachkundig prüft sie die Leitungen. Systematisch klopft sie die Wände des Arbeitszimmers und des Senderraumes ab, klettert auf den Schreibtisch, untersucht Lampen und den Fernsprecher. Dann rutscht sie auf den Knien herum, schlägt die Teppiche zurück — nichts — ihr Suchen ist umsonst. Plötzlich öffnet sich geräuschlos die Tür. Leise tritt jemand ins Zimmer. Als Grete sich erschrocken aufrichtet, sieht sie die Fürstin im Zimmer stehen. Auch diese erschrickt, als sie die Knieende erblickt. Aber schnell gefaßt, fragt sie gedehnt:

„Was suchen Sie denn da so eifrig, Fräulein Doktor?“

Grete Treuen steht langsam auf, streicht ihr Kleid zurecht: „Zu fragen steht wohl eher mir zu, was Sie so früh hier zu suchen haben“, erwidert sie mit erzwungener Ruhe. „Wie kommen Sie überhaupt ins Haus herein? Die Tür zum Nebeneingang ist doch verschlossen.“

„Sie war nicht verschlossen, und da ich eilig den Herrn Doktor sprechen muß, trat ich ein und unterließ es, mich melden zu lassen“, sagt sie spitz.

„So — die Tür war nicht verschlossen? Sonderbar. Der Herr Statthalter ist vor zehn Uhr nicht zu sprechen. Es ist erst acht Uhr.“

„Ich muß ihn trotzdem in dringlicher Angelegenheit sprechen.“

Grete Treuen ändert ihren Ton. Liebenswert bittet sie die unwillkommene Besucherin, sich zu setzen. Sie werde ihrem Chef der Fürstin Wunsch telefonisch mitteilen. — Ihr Chef war gerade aufgestanden. Er werde in wenigen Minuten da sein, gibt sie der Wartenden Bescheid. — Gern hätte sie mit angehört, was die sich so früh schon zu sagen haben. An der Tür aber mochte sie nicht horchen, beschließt aber bei sich, unverzüglich ein Mikrophon hier einzubauen. Als ihr Chef, wie ihr scheint, etwas verlegen eintritt, verläßt Grete mit kurzem Gruß das Zimmer und schließt oben sichtlich laut hörbar die Tür. — Die beiden sollen nicht denken, daß sie horchen wolle. — Die Fürstin vergewisserte sich erst, daß das Mädchen sie nicht mehr belauschen kann, dann sagt sie in hastigem Flüsterton:

„Höre, Carli! Ich erhielt soeben die Nachricht, daß der Aufstand am Kongo ausgebrochen und Stanley-Pool überfallen worden ist. Der Grund für die sofortige Abreise deines Bruders ist also gegeben. Wir müssen ihn unbedingt einige Zeit von hier fernhalten. In den nächsten Tagen soll hier eine Konferenz stattfinden, zu der alle einflußreichen Sultane erwartet werden. Bei dieser Gelegenheit sollen sie dich, ihren künftigen Führer, persönlich kennenlernen.“ — Dr. Carlos Sörrensen, schlecht gelaunt und ernüchtert, hat

Iras Bericht mit Unbehagen angehört und erwidert wenig begeistert: „War es nötig, deshalb meine Sekretärin durch dein Kommen zu so ungewöhnlicher Stunde stutzig zu machen?“ — In den Augen der Fürstin funkelt ein böses Licht auf. Gereizt entgegnet sie: „Ich hielt die Nachricht für wichtig genug, um sie dir gleich persönlich mitzuteilen. Übrigens war mein frühes Kommen sehr gut. Ich überraschte deine anscheinend so harmlose Sekretärin dabei, wie sie hier etwas suchte. Es war ihr sichtlich peinlich, als ich sie dabei störte. Sieh dich vor ihr vor!“

Sörrensen sah die Sprecherin zweifelnd an, sagte kühl: „Wenn sie etwas suchte, wird sie wohl etwas verloren haben. Laß doch bitte die Treuen aus dem Spiele! — Ich muß dich dringend bitten, zu verhindern, daß die besagte Konferenz hier in Marrakena abgehalten wird. Ich darf das als Statthalter nicht dulden. Man könnte es an höherer Stelle leicht als eine Verschwörung ansehen. In solche Dinge möchte ich mich nicht verwickelt sehen. Ich habe mich bereit finden lassen, daß die Sultane mich dem Direktorium der Union als Generalverweser einer selbständigen Afrika-Union in Vorschlag bringen. Dessen Einverständnis muß abgewartet werden. Bringe mich also nicht in Ungelegenheiten, Ira!“

„Nein doch!“ erwidert sie ungeduldig und stampft dabei mit ihrem zierlichen Füßchen energisch auf. „Aber mit solchen Bedenklichkeiten wirst du das Ziel nie erreichen. Des Sultans Stimme ist auch oben gewichtig. Die von ihm in jahrelanger Arbeit geschaffene Front wird sich dort schon Geltung verschaffen. — Du betuerst immer, daß du mich liebst. Mit Betuerungen allein ist der Liebe nicht gedient.“

„Ira“, sucht er sie zu beschwichtigen. „Ich tue doch alles, was ich für dich tun kann.“

Da beugt sie sich zu ihm herab, haucht einen Kuß auf seinen Mund, flüstert: „So? Willst du das tun? Ich werde sehen.“

Draußen war geräuschlos ein Auto vorgefahren. Dienstbeflissen reißt der Hauswart, nachdem er einen Blick auf die Karte des Ankommenden geworfen hatte, die Tür zum Arbeitszimmer seines Chefs auf — meldet: „Der Herr Generalingenieur!“

„Du hier?“ ruft Carlos überrascht aufspringend. Der Generalingenieur mustert die beiden im Zimmer mit forschendem Blick, ehe er nähertritt und seinem Bruder die Hand reicht.

„Mein Bruder — Fürstin Ira-el-Hamman“, stellt Carlos befangen vor. Meisterhaft bezwingt die Fürstin ihren Schreck über das plötzliche Auftauchen des gefürchteten Mannes. Den Mann hat sie sich anders vorgestellt. Seine wuchtige Persönlichkeit wirkt beklemmend auf sie — mit ihrer dunklen Stimme sagt sie, ihn voll ansehend: „Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Herr Generalingenieur. Soeben sprachen wir von Ihnen — glaubten Sie auf dem Wege zum Stanley-Pool.“

„Das bin ich auch“, entgegnet er kurz.

„Bitte — wollen Sie nicht Platz nehmen“, holt sie mit einladender Geste das von seinem Bruder Versäumte nach, der noch immer wie entgeistert auf den Besucher starrt. Ein wenig schwerfällig setzt sich der Generalingenieur in einen der niederen Sessel.

„Woher wissen Sie von der Geschichte am Kongo?“ fragt er die Fürstin plötzlich. Eine Sekunde schließen sich deren Augen unter dem scharfen Blick des Fragers zu schmalen Schlitzen, dann sagt sie unbefangen:

„Meinem hohen Herrn wurde die Botschaft durch Funkspruch übermittelt.“

„Über welchen Sender?“ — Einen Augenblick zögert die Fürstin, dann antwortet sie scheinbar uninteressiert: „Über Timbuktu, glaube ich.“

„So — über Timbuktu? — Und du — woher hast du davon erfahren? Auch über Timbuktu?“

„Mir sprach die Fürstin davon“, gab Carlos etwas kleinlaut zur Antwort.

„Also vom Hörensagen. Und da hieltest du die Sache für so wichtig, mich in der Nacht noch davon in Kenntnis zu setzen?“

„Mein Gott — Gerth!“ nervös greift Carlos sich in den Kragen — „Die Sicherheit in der Beurteilung derartiger Unruhen fehlt mir noch. Ich hielt es deshalb für richtig, daß du dich persönlich um die Sache kümmerst. Man weiß doch nie, was sich aus solchen Dingen entwickeln kann.“

„Nun wohl! Ich werde mich auch darum kümmern. Ich werde auch dahinter kommen, was die eingeschüchterten Kongovölker zu so wilden Sachen veranlaßte. Ich werde jetzt einmal den Sender benutzen — nein — nicht deinen — den Hauptsender. Bemühe dich nicht!“ winkte er ab, als er sah, daß sein Bruder sich anschickte, ihn zu begleiten. Ich bin in einer Viertelstunde wieder zurück. Habe mit dir noch einiges zu besprechen. Auf Wiedersehen, Fürstin!“ — Deutlicher konnte sich diese nicht verabschiedet sehen. Es ist ein böser Blick, den sie dem, ein wenig den Fuß nachziehenden Mann nachsendet.

Der Generalingenieur hatte sich zu dieser Reise entschlossen, nicht weil er seine Anwesenheit am Kongo für dringlich hielt, sondern aus anderen Beweggründen. Der Umstand, daß sein Bruder ihm die Nachricht nachts als Geheimsendung zugehen ließ, hatten ihn veranlaßt, sich sofort mit Stanley-Pool in Verbindung

zu setzen, von wo er alsbald Bescheid erhielt, daß zur Zeit dort alles ruhig sei, man aber gut aufpassen werde. Dann war ihm der geheimnisvolle Funkspruch eingefallen, der ihm an Bord des Flugschiffes zugegangen war, und dessen Inhalt niemand hatte enträtseln können. Nur eine hätte dies vielleicht gekonnt, die Treuen — seine Jugendfreundin, die als beste Codekennnerin bekannt war. Ja — diese war seine Jugendfreundin, und er ärgerte sich heute noch, daß er sie damals, als er sie vor dem Überfahrenwerden bewahrte, nicht gleich erkannt hatte. — Er hatte in Erfahrung gebracht, daß sein Bruder sie mit nach Marrakena genommen habe. Von dort hatte sein Bruder auch das merkwürdige Radiogramm gesandt. Da ihr die Leitung des Hauptsenders in Marrakena oblag, wußte sie vielleicht mehr von der Sache. Hinzu kam plötzlich eine ihm befremdliche Besorgnis um das junge Mädchen, dessen Verpflanzung in ein so unruhiges Land er für höchst unangebracht hielt. Also mal dort nach dem Rechten sehen. Dann konnte er auch gleich nach Kamerun weiterfliegen, wo auch etwas Dringliches zu erledigen war. Von da nach dem Kongo war es dann nur noch ein Katzensprung. So kam es, daß eigentlich Grete Treuen die Veranlassung zu dieser verhängnisvollen Reise wurde. — Überrascht schaut Grete Treuen auf, als plötzlich die reckenhafte Gestalt des Generalingenieurs im Türrahmen ihres Senderraumes auftaucht, und sie errötet jäh, als sie ihn erkennt; denn sie hatte soeben an diesen Mann gedacht. — Freundlich begrüßt er sie, fragt:

„Sie sind wohl überrascht, mich hier zu sehen? Freut mich, Sie wiederzusehen. Wir sind ja alte Freunde. Habe Sie damals in Genf leider nicht gleich erkannt. Wie geht es Ihnen hier? Brinnern Sie sich meiner noch?“

„Ich habe sogar sehr oft an Sie gedacht, Herr Generalingenieur“, bekennt sie freimütig — „und ich freue mich, daß Sie sich meiner ebenfalls noch erinnern.“

„So bin ich froh, daß ich hierher kam. Hoffentlich fühlen Sie sich in dem fremden Land nicht gar zu vereinsamt.“

„Man muß sich daran gewöhnen. Es ist viel Seltsames um mich. Mein Dienst ist sehr abwechslungsreich.“

„Haben Sie Verkehr hier gefunden?“

„Ich habe mich nicht darum bemüht. Vor kurzem war ich zu einem Hoffest eingeladen. Aber — das ist nichts für mich. Ich habe auch keine Ruhe, wenn ich nicht an meinem Sender sitze. Es ist mir dann immer, als ob ich etwas versäumen könnte, weil“ — plötzlich bricht sie ab — „aber was schwatze ich da?“

„Das ist mir sogar sehr interessant. Da Sie vom Sender sprechen — haben Sie in letzter Zeit vielleicht ungewöhnliche Beobachtungen gemacht?“

„Doch — es laufen oft seltsame Meldungen über meinen Sender, die leider unentzifferbar sind. Ich mußte auch feststellen, daß amtlich nicht gemeldete Nebensender benutzt werden.“

„Schwarzsender also! Sind diese durch den Hauptsender kontrollierbar?“

„Gewiß, aber nur, weil ich besondere Vorkehrungen getroffen habe.“

„So? — Sagen Sie mir bitte, was Sie dabei erfahren haben. Sie werden das nicht zu Ihrem Vergnügen getan haben.“

„Nein — mir entgeht keine fremde Sendung mehr. Die meisten habe ich niedergeschrieben.“ Sie kramt in ihrem Geheimfach und entnimmt ihm ein Heft.

„Lassen Sie mal sehen!“ Interessiert vertieft er sich in den Inhalt des Büchleins. „Hah! Das ist dasselbe Kauderwelsch wie bei dem mir neulich von unbekannter Seite zugegangenen Radiogramm. Dahinter steckt irgendeine Nichtsnutzigkeit. Man müßte den Schlüssel kennen. Dieser Jemand neulich . . .“

„War ich“, fällt sie ihm ins Wort. „Ich hoffe, den Schlüssel noch zu finden. Ich habe meinen Namen nicht angegeben, weil ich mit der Übermittlung des mir selbst unverständlichen Radiogramms lediglich feststellen wollte, ob der dabei angewandte Code einer unserer Dienststellen bekannt ist.“

„Ich sehe — Sie sind auf dem Posten. Den Schwarzsensern wollen wir das Handwerk legen.“

„Lieber nicht — Herr Generalingenieur!“ sagt sie ernst — „ich halte es für besser, wenn man die Leute in ihren Heimlichkeiten noch nicht stört. Sie würden stutzig werden — und andere Mittel und Wege finden, sie fortzusetzen.“ — Dr. Gerth Sörrensen gefällt die gemessene Art des jungen Mädchens, das er für durchaus vertrauenswürdig hält. Plötzlich fragt er das Thema wechselnd:

„Was halten Sie von der fremden Frau — dieser Fürstin, die hier ein- und ausgehen scheint?“

„Ich kenne sie zu wenig, um mir über sie ein Urteil erlauben zu können. Aber — wenn ich offen sein soll — ich traue ihr nicht über den Weg. Auf sie werde ich besonders acht geben.“

„Sie sind ein tapferes Mädchen. Es ist doch gut, daß Sie hier sind. Ihr Posten ist aber nicht ungefährlich. Ich kenne die Verschlagenheit der Mauren. Man weiß nie, wessen man sich von ihnen zu gewärtigen hat. Also seien Sie vorsichtig! Wenn Sie irgend etwas von Wichtigkeit entdecken, so wenden Sie sich bitte

direkt an mich. Sie kennen ja meinen Geheimruf. Aber bleiben Sie im Hintergrund! Vergessen Sie nie, daß es den farbigen Fanatikern auf ein Menschenleben nicht ankommt, wenn jemand ihnen unbequem wird. Halten Sie Augen und Ohren auf! Aber tun Sie es so, daß niemand Verdacht schöpft. — Haben Sie übrigens eine Waffe?“ — Dabei entnimmt er seiner Rocktasche eine gedrungene Selbstladepestole. — „Hier — nehmen Sie. Es ist eine vorzügliche Waffe — leicht zu handhaben, schießt zehnmal — und fast geräuschlos. Können Sie mit so einem Ding umgehen?“ — Grete, die sich nicht genug über sein Interesse für ihre Person wundern kann, bejaht lebhaft.

„Als Studentin habe ich mir im Pistolenschießen fast stets erste Preise geholt. Ich nehme Ihr Geschenk mit Dank an.“ — Eine Weile kämpft sie mit sich, ob sie dem Generalingenieur ihren Argwohn in bezug auf seinen Halbbruder mitteilen soll, oder wie sie ihm ihren Wunsch bezüglich des Geheimcode sagen könne, ohne diesen bloßzustellen. Der Generalingenieur sieht, daß sie noch etwas auf dem Herzen hat und kommt ihr entgegen:

„Sie haben mir noch etwas zu sagen, Fräulein Treuen? Heraus mit der Sprache!“ Kurz und entschlossen nickt sie und sagt fest:

„Ich möchte Sie bitten, Herr Generalingenieur, Ihren Geheimanruf sofort zu ändern. Es sind ja nur wenige Stellen, die hiervon zu verständigen wären. Auch bitte ich zu veranlassen, daß an Stelle des jetzigen Geheimcodes der Union ein anderer eingeführt wird.“

Erstaunt sieht er sie an. „Was veranlaßt Sie zu diesem ungewöhnlichen Vorschlag?“

„Ich habe den Eindruck, daß beide gewissen Leuten keine Geheimnisse mehr sind, so daß der Zweck dieser Vorsichtsmaßregel hinfällig geworden ist.“

„Darf ich bitten, sich deutlicher auszudrücken?“

„Das möchte ich vorderhand noch nicht tun. Es ist nicht nur Gefühlssache, sondern ich weiß, daß dieses Geheimnis Fremden offenbar geworden ist. Es ist auch bereits mißbraucht worden. Näheres möchte ich, wie gesagt, noch nicht darüber äußern, bitte aber trotzdem, mir zu vertrauen.“

„Gut!“ erwidert er mit Nachdruck. „Mein Geheimruf wird fortan SG I sein. Da Sie die Entdeckung hier machten, will ich in meiner Vorsicht so weit gehen, hier in Marrakena niemanden von dieser Änderung zu verständigen, also auch meinen Bruder nicht. Was den Geheimcode anbetrifft, so werde ich die zuständigen Stellen amtlich davon in Kenntnis setzen, daß bis auf weiteres unser Reserve-Code zu benutzen ist — ebenfalls unter Ausschaltung von Marrakena. Radiogramme mit dem neuen Anruf und dem veränderten Code können demnach künftig nur noch von Ihnen ausgehen. Sollten solche in der alten Form von hier aus eingehen, so weiß ich, daß Vorsicht am Platze ist. Haben Sie verstanden?“ Grete Treuen vermag die in ihr aufsteigende Röte nicht zu unterdrücken, einmal, weil sie beschämend fühlt, daß des Generalingenieurs Vertrauen zu seinem Bruder erschüttert ist — durch sie, dann aber auch, weil Stolz und Freude über sein Vertrauen in sie selbst sie innerlich stark erregen. —

Nachdem der Generalingenieur gegangen ist, sitzt Grete Treuen noch lange in Gedanken verloren. Ein verträumtes Lächeln umspielt ihre Züge. Er — der bedeutende Mann, den sie bewundert und im stillen verehrt, hat sie ernst genommen — hat ihr sein Vertrauen in hohem Maße geschenkt. Aber sie kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß ihm irgendwie Gefahr drohe. Diese nach Möglichkeit abzuwenden, soll von nun an ihre Hauptaufgabe sein. —

Nach ernster Rücksprache mit seinem Bruder ist der Generalingenieur abgereist. Unverhohlen hat er diesen vor zu großer Vertrauensseligkeit der fremdrassigen Fürstin gegenüber gewarnt. Auch über die Atalaya-Werke hat er mit ihm gesprochen und trotz dessen rosiger Schilderung darauf bestanden, daß dem Wunsch der Generalleitung in Genf, ein in jeder Beziehung unparteiisches Gutachten durch ihren Sachverständigen einholen zu lassen, unbedingt entsprochen werden müsse.

„Gerade der Umstand“ — hatte er zu Carlos gesagt — „daß, wie du schilderst, das Kupferbergwerk noch immer sehr ertragreich sei, gibt zu denken. Irgend etwas kann da nicht stimmen. Es scheinen Dinge um dich vorzugehen, denen du zu wenig Beachtung schenkst. Glaube mir, mein Lieber, daß man einer Belanglosigkeit wegen kein so schweres Geschütz ins Gefecht führen würde.“

„Schweres Geschütz?“ hatte Carlos begriffsstutzig gefragt, „wie meinst du das?“ und Gerth hatte erwidert:

„Ja — Carlos — bist du denn so eitel, anzunehmen, daß diese fremde Fürstin sich lediglich deiner schönen Augen wegen so auffallend um dich bemüht? — Ja — vielleicht, um dich blind zu machen.“ Grollend denkt Carlos an das, was der ältere Bruder ihm gesagt hat. Hält der ihn denn für so unerfahren, daß er sich von einer schönen Frau etwas vormachen ließe? — Von dieser Frau, die ihn liebt? — Die soll ihn nasführen wollen? Lächerlich! — Und doch kann er ein gewisses Unbehagen nicht los werden, wenn er an einige auffällige Beobachtungen denkt, die er damals in dem alten Kupferbergwerk machte und sich die Beharrlichkeit vor Augen führt, mit der Ira ihn immer von neuem zu bewegen sucht, sich gegen die von Genf gewünschte Begutachtung des Bergwerkes durch einen Experten aufzulehnen. — Was würde Gerth erst zu

seiner Anwartschaft auf den Posten eines Generalverwesers von Afrika sagen? — Ihm selbst erscheint auf einmal diese Angelegenheit in einem weniger rosigen Licht, und er will fast bedauern, den Einflüsterungen Iras nachgegeben zu haben.

Am Stanley-Pool war inzwischen der von langer Hand vorbereitete Überfall erfolgt. Den Drahtziehern, die das ganze angezettelt hatten, lag dabei weniger am Gelingen ihres Planes, als daran, den verhaßten Generalingenieur in das Aufstandsgebiet zu locken, wo man ihm einen Hinterhalt stellen wollte. Leider waren den schwarzen Empörern, trotzdem die Station durch den Generalingenieur gewarnt war, einige Ingenieure, die in der Schlucht tätig waren, zum Opfer gefallen. Der Wachsamkeit der Posten war es zu danken, daß der Hauptanschlag gegen die Stanley-Pool-Niederlassung vereitelt wurde. — So lagen die Dinge, als der Generalingenieur dort eintraf.

12

Simonjeff, der russische Gewalthaber der Komintern ist zu geheimer Rücksprache in Marrakena eingetroffen. Im Flugzeug war er nach Rabata gekommen, dort in der Nacht gelandet, wo er sich, als arabischer Handelsmann verkleidet, der vom Sultan bereitgestellten, vorgetäuschten Handelskarawane anschloß und so unauffällig in die Hauptstadt kam. Seit seinem Hinauswurf aus Genf denkt Simonjeff nur noch daran, Rache an dem Generalingenieur zu nehmen, dem er allein die Schuld hieran in die Schuhe schiebt. Das sich gesteckte Ziel, den verhaßten Mann zu vernichten, hat in ihm einen ungeheuerlichen Plan reifen lassen, den er nun im Palast des Sultans im Beisein Iras kaltblütig zur Sprache bringt:

„Wir haben unseren Mann jetzt da, wo wir ihn haben wollen. Mein Plan steht fest. Er soll einem in Szene gesetzten, gut vorbereiteten Unfall zum Opfer fallen. Daß Sörrensens verhindert wird, für die Rückreise ein Flugzeug zu benutzen, dafür werden meine Gewährsmänner in Borku sorgen. Und es wird so geschickt und unauffällig geschehen, daß der Mann von sich aus den Entschluß faßt, den Saharaexpress — einen bestimmten natürlich — für seine Rückreise zu benutzen. Das ist ganz einfach.“ — Mit finster gerunzelter Stirn hat der Sultan zugehört — kalt sagt er jetzt:

„Dieser Plan ist nicht einfach, sondern sinnlos. Ich habe nichts gegen die Beseitigung des uns allen gefährlichen Mannes einzuwenden, aber ein Dolchstoß führt einfacher zum Ziel. Dazu braucht man nicht einen ganzen Eisenbahnzug zu gefährden, den auch Rechtgläubige benutzen.“ Düsteres Glimmen funkelt bei des Sultans Worten in den Augen des Russen, ein verstohlener Blick huscht zu Ira hin, er beißt sich aber auf die Lippen und erwidert, seinen Groll unterdrückend, mit sonderbarer Logik:

„Ein Dolchstoß — Genosse Sultan, ist ein Meuchelmord. Dafür würde man in Europa kein Verständnis zeigen. Damit würde die ganze Meute vorzeitig auf uns gehetzt werden. Ein Zugunfall dagegen ist ein Ereignis, das immerhin auch in der heutigen Zeit noch geschehen kann. Mich dünkt“ — fährt er zynisch fort — „Ihr seid sonst nicht gerade zimperlich in der Wahl Eurer Mittel, wenn ihr Euren Zweck erreichen wollt.“

„Es ist nicht klug, mich daran zu erinnern, Genosse Simonjeff — doch lassen wir das jetzt. Um Panafrika erstehen zu lassen, ist mir jedes Mittel recht.“

„Gut denn — Genosse Sultan!“ fährt Simonjeff mit gleißnerischer Freundlichkeit fort. „So werde ich auf Euren Dolchstoß warten. Sorgt aber dafür, daß der

Deutsche den Zug nicht mehr zu besteigen braucht — sonst — na ja . . .“

„Es besteht doch aber die Möglichkeit, daß ihm doch noch irgendein Flugzeug für die Rückreise zur Verfügung steht“ — gibt die Fürstin zu bedenken.

„Dazu wird es nicht mehr kommen“, erwidert darauf Simonjeff, den Sultan starr ansehend, „nicht wahr, Genosse Sultan?“

„Nein!“ klingt rauh dessen kurze Antwort.

„Nun etwas anderes! — Sie sagten vorhin, daß die Arbeiten in der Atalayamine noch etwa fünf Monate in Anspruch nehmen. Lasse sich das nicht beschleunigen. An Arbeitskräften braucht doch nicht gespart zu werden.“

„Arbeitskräfte? — Leute sind genug da. Aber bei der Art der Arbeit können sie nur in beschränkter Zahl eingesetzt werden. Das muß den dortigen Ingenieuren überlassen bleiben. Überstürzen läßt sich das nicht. — Aber — sorget Ihr nur dafür, Genosse Simonjeff, daß die Zufuhr des noch fehlenden Kriegsmaterials rascher vor sich geht. Wo bleiben die versprochenen großen Maschinen-Flakgeschütze? — Die Gasgeschosse mit den Zeitzündern? — Solange unsere Ausrüstung nicht vollendet ist, solange werden auch die Arbeiten bei Tetuan nicht vollendet sein.“ — Simonjeff schien die in des Sultans letzten Worten versteckte Drohung überhört zu haben; denn er erwidert unbefangen:

„Daran soll es nicht liegen. Ich werde an Eure Worte denken, Genosse! Nun möchte ich noch mit Ihnen einiges besprechen, Genossin Ira — Organisationsangelegenheiten, Genosse Sultan — können wir das in Ihren Gemächern tun?“ Nachdem er sich von dem Sultan verabschiedet hat, glitzert in Simonjeffs

Augen verhaltene Wut. Auf dem Weg zu ihren Zimmern an dem Senderaum des Sultans vorüberkommend, betritt Ira diesen und legt an der Apparatur rasch einen Hebel um. „Ich habe den Sender auf meinen Geheimapparat umgeschaltet, den ich mir in meinem Arbeitszimmer eingerichtet habe. Nicht alle Sendungen sind für die Ohren des Sultans bestimmt.“

„Ausgezeichnet — Genossin Ira!“ belobt sie der Russe händereibend. Nachdem sich die Tür, welche den Flur von den Räumen der Fürstin trennt, geschlossen hat, zischelt Simonjeff der Frau ins Ohr:

„Erschrecken Sie jetzt nicht, wenn ich schieße, Genossin“, dann schreit er plötzlich laut: „Ich weiß, daß Sie mit dem Sultan gegen uns konspirieren. Das ist Verrat! Antworten Sie!“ flüstert er wieder.

„Ich? was fällt Ihnen ein?“

„Schweigen Sie! Auch mit dem Statthalter buhlen Sie. Sie sind überführt!“ Eine Pistole aus seinem Burnus ziehend, feuert er rasch hintereinander zwei Schüsse ab, die der Fürstin ungewollt einen Schreckenslaut entlocken.

„Still! Keinen Laut weiter!“ raunt er ihr ins Ohr — „ich will nur feststellen, ob wir belauscht werden. — So“ — fährt er nach einer Minute schweigenden Verharrens fort — „nun können wir ungestört reden. Das Mittel ist etwas drastisch — aber sicher.“

„Sehr drastisch“, sagt die Fürstin und zündet sich eine Zigarette an, „und — in diesem Falle überflüssig. Ich weiß genau, daß in meinen Räumen kein Mikrophon angebracht ist, aber — sehen Sie her!“ — dabei öffnet sie eine an der Wand stehende altertümliche Truhe — „Hier ist mein Horchposten“ — entnimmt der Truhe ein paar zierliche Hörer, legt sie um — lauscht minutenlang. Ganz still ist es im Zimmer,

nur das feine Ticken einer Standuhr ist zu hören. „Der Sultan spricht mit seinem Großwesir. Sie können reden, Genosse Simonjeff! Was haben Sie mir noch zu sagen?“

„Ah! Sie sind eine tüchtige Frau. Solche Leute brauche ich. — Der Sultan fängt an, schwierig zu werden. Leider können wir ihn noch nicht entbehren. Aber dann — nicht ungestraft soll er mir in den Weg getreten sein.“ — Ira weiß, was diese Worte für den Sultan zu bedeuten haben, und es überläuft sie ein leiser Schauer. — „Mein Plan bezüglich des Generalingenieurs steht fest. Er wird ausgeführt auch ohne den Sultan. Der Großwesir des Sultans von Borku ist uns treu ergeben. Der wird dafür sorgen, daß der Deutsche keinesfalls fliegen kann. Na, und auch für das andere wird er sorgen. Der Dolchstoß des Sultans ist mir zu unsicher. Wenn ein paar Mitreisende darunter leiden, so ist das nicht zu ändern. Ich kann sie leider vorher nicht zum Aussteigen auffordern lassen. Der Großwesir muß heute noch unterrichtet werden.“ Wieder packt die Fürstin das Grauen vor dem furchtbaren Mann, der so kaltherzig über die Vernichtung vielleicht Hunderter nichtsahnender Menschen sprach. — Wohl ist sie eine bedenkenlose Ränkeschmiedin und weiß, daß sie als Agentin dieses grausamen Mannes keine Hemmungen haben darf. Aber innerlich verabscheut sie diese Bestie in Menschengestalt.

„Genossin Ira“, fährt Simonjeff fort. „Sie sind am besten über die Atalaya-Angelegenheit orientiert. Klappt dort alles? Dem Sultan traue ich nicht mehr.“

„Nein, Genosse Simonjeff, es klappt nicht alles. Vorläufig habe ich zwar die Ausschaltung Solimans noch zu verhindern gewußt, indem ich Sörrensen überreden konnte, das Gutachten über die Mine selbst zu machen. Ich habe ihn hinbegleitet“, fügt sie mit leisem

Lächeln hinzu, „aber ich fürchte, daß es damit nicht abgetan ist, sondern daß noch ein anderer Experte hingeschickt wird.“

„Das wäre fatal — ich meine — für den armen Teufel, der dorthin soll. Na, Sie wissen ja, Genossin Ira, was davon abhängt, und werden dafür sorgen, daß, falls der Fremde tatsächlich hinkäme, nichts mehr ausplaudern kann.“

„Ich werde das übernehmen“, sagt sie kalt.

Ein surrendes Geräusch unterbricht ihre Unterredung. — Der Sender meldet sich. „Mal still jetzt!“ mahnt die Fürstin und schaltet sich ein.

13

Der Generalingenieur hat seinen Rundflug um die Tsadsee tiefebene beendet, die den Zweck hatte, die abzuändernde Linienführung der Saharabahn festzulegen. Bei dieser sollte vor allem der betrieberschwerende Tassilitunnel künftig in Fortfall kommen. Sörrensens Erhebungen über die Meuterei der Schwarzen am unteren Kongo hatten ergeben, daß die Häuptlinge sich wieder einmal durch asiatische Agenten dazu hatten verleiten lassen, und das Verhör eines der gefangengenommenen Häuptlinge, dem man versprach, ihm das Leben zu schenken, wenn er die Wahrheit sagen werde, hatte weiter gezeitigt, daß ihnen kriegerische Hilfe zugesichert worden sei. Sie seien jedoch schmählich im Stiche gelassen worden. Nun lag für Sörrensens klar auf der Hand, was er von diesem geschaffenen Aufstand zu halten habe. — Als er mit seinen Ingenieuren auf dem Flugplatz in Kuka landete, war der alternde Sultan mit seinem Großwesir zu seiner Begrüßung erschienen und hatte ihn eingeladen, mit sei-

nen Herrn sein Gast zu sein. Sörrensens hatte dessen Einladung jedoch mit der Begründung abgelehnt, daß er mit seinen Ingenieuren vor seiner Weiterreise noch wichtige Fragen zu besprechen habe. In Wirklichkeit wollte er mit dem dünkelfhaften schwarzen Fürsten, dem er nicht über den Weg traut, nichts zu tun haben. — Nun sitzt er mit seinen Herren auf der Terrasse des Kontinentalhotels. Keiner von ihnen achtet auf den Nebentisch, an dem der Großwesir mit anderen Würdenträgern Platz genommen haben, die anscheinend ebenfalls in ein ernstes Gespräch vertieft sind. Ein scharfer Beobachter hätte wohl bemerken können, daß der Minister auf jedes Wort lauscht, das am Nebentisch gesprochen wird. Der Großwesir ist ein lang aufgeschossener, hagerer, sehniger Mann, dessen scharf geschnittenes Gesicht intelligent wirkt. Mit forschendem Ausdruck läßt er seinen Blick öfter auf dem großen Mann am Nachbartisch ruhen. Er beobachtet, wie ein junger Mann jetzt an den Tisch herantritt, und er hört, wie dieser dem Generalingenieur verstört meldet, daß das große Reiseflugzeug vorläufig nicht mehr benutzt werden könne, weil die Elektromotoren ausgewechselt werden müßten. Diese seien unbegreiflicherweise durch Kurzschluß unbrauchbar geworden. Da passende Ersatzstücke hier nicht vorrätig seien, habe man solche aus Duala angefordert. Er hört weiter, wie der Generalingenieur unwirsch erwidert, daß er darauf nicht warten könne, und wie er strenge Anweisung gibt, festzustellen, wie eine derartige Störung möglich wurde. Als er dann vernimmt, daß der Generalingenieur den am nächsten Morgen durchkommenden Nord-Express zur Weiterreise benutzen will, erhebt sich der Minister stillschweigend und verläßt, von den Weißen abermals unbeachtet, die Hotelterrasse. —

*

Aufgeschreckte Strauße, Giraffenherden flüchten entsetzt vor dem in rasender Fahrt durch die öde Sudansteppe dahinjagenden Saharaexpress — stieren verängstigt dem unheimlichen Wüstengespenst nach, das fauchend, in dicke Staubwolken gehüllt, sich in die Ferne bohrt. — Der Generalingenieur sitzt, seine Umwelt vergessend, am Schreibtisch des Inspektionswagens in Akten vertieft. Das Problem des Tassilitunnels beschäftigt ihn. Schon allein dieses Tunnels wegen muß die Linienführung der Bahn geändert werden. Der Tunnel muß verschwinden. Falsch war es seinerzeit gewesen, die alte Kameruner Mittellandbahn als Grundlage für die Sahara-Westbahn zu benutzen und diesen abscheulichen Tunnel zu bauen. Bei der Ausführung desselben war man auf einen unterirdischen Strom gestoßen, der an der Stelle, wo die Bahn ihn kreuzen mußte, in einen tiefen Schlund stürzt. Die Überbrückung dieses reißenden Gewässers in der schauerlichen, von donnerndem Brausen erfüllten Höhle war ungemein schwierig gewesen. Alle Reisenden, welche die Westbahn benutzten, atmeten jedesmal erleichtert auf, wenn sie den Tunnel mit dem brüllenden Abgrund hinter sich hatten und die Sonne wieder scheinen sahen. Dieser Tunnel soll nach Umlegung der Bahn außer Betrieb gesetzt werden. — Bei seinen Überlegungen hat Sörrensens der Sendezeichen nicht geachtet, die sich in kurzen Zwischenzeiten immer wiederholen. Doch plötzlich horcht er auf. War das nicht? — wahrhaftig — das ist sein neuer Geheimruf und — das Notzeichen dabei. Das Radiophon und den Fernschreiber einschaltend, legt er die Hörer um und meldet sich. — „Ti-tiii-ti-ti-tiii klickt der Fernschreiber — und er liest erstaunt: „Nicht sprechen! Wo befinden Sie sich?“ — „Im Nordexpress kurz vor dem Tassilitunnel“ tickt er zurück und will seinen Augen nicht trauen, als er weiter liest: „Um Gottes Willen! Zug sofort anhalten

— Attentat im Tunnel geplant — Näheres unbekannt — schnell — schnell — Treuen“ — Hm! Ein Bluff kann das nicht sein. Wenn die Treuen die Warnerin ist — dann ist es ernst. — Mit unverminderter Geschwindigkeit nähert der Zug sich dem verhängnisvollen Tunnel. Zu Rückfragen ist keine Zeit mehr.

„Achtung! Sofort stoppen!“ signalisiert er nach der Maschine, springt auf — rennt nach vorn. Die Bremswirkung tritt plötzlich so stark ein, daß er trotz seiner Vorsicht im Laufgang hinstürzt. — Alle Türen fliegen mit einem Ruck auf. Die Mitreisenden, durcheinander geworfen, torkeln schreckensbleich auf die Gänge hinaus, einer Panik nahe. — Der Zugführer und Inspektionsingenieur stolpern herbei. Kreischend quietschen noch immer die Bremsen. Die Kreisel brummen — der Zug steht — automatisch senken sich die Gleichgewichtsgestänge herab. — „Es ist nichts geschehen“, beruhigt der Generalingenieur mit lauter Stimme die verängstigten Leute. Nur müssen wir hier eine Zeitlang halten. Alle können in ihren Abteilen bleiben.“ — Dann steigt er mit dem Betriebsingenieur auf die Maschine, läßt sie abhängen und langsam in den Tunnel einfahren. Keiner der Beamten wagt den ernstblickenden Mann nach dem Grund der ungewöhnlichen Maßnahme zu fragen. In dem düsteren Tunnelschlund leuchten die grauen Wände gespenstisch im Licht der Scheinwerfer. Aus der Ferne dringt dumpf grollend das Brausen des Wasserfalles. — Sörrensens läßt die Mikrophone umhängen. Mit Magnesiumfackeln bewaffnet folgen die Männer im Gänsemarsch ihrem Führer. Bald weitert sich der Tunnel zu gewaltiger Höhle. Die Luft ist mit Wasserstaub gesättigt, der wie eine Nebelwand vor ihnen steht. Man nähert sich der Stelle, wo der unterirdische Strom über eine Felsenbarre in schauerliche Tiefe stürzt. Schritt vor Schritt geht Sörren-

sen weiter, jeden Schienenstoß ableuchtend. Schon gähnt vor ihm der Abgrund — fahl glitzernd taucht die Brückenbahn auf. Da beugt er sich jäh herab — kniet nieder. — Am rechtsseitigen Schienenstrang sind die Laschensicherungen entfernt. Er winkt die Herren heran: „Sehen Sie her! Hier sind Verbrecher am Werke gewesen. Die Schienenverbindung ist gewaltsam gelöst.“ Seltsam hart — unwirklich klingen seine Worte durch das Dröhnen des Wasserfalles in den Ohren der ihn verständnislos anstarrenden Männer. Seine Ruhe angesichts dieser Ungeheuerlichkeit erscheint ihnen unheimlich. Bei dem Brückenlager angelangt, läßt Sörrensen sich anseilen. Vorsichtig tastet er sich hinunter. Am Widerlager der hohen Gitterträger klopft er das Gestein ab, brückelt ein Stück heraus — „Bestien!“ murmelt er zähneknirschend, steigt wieder herauf.

„Lengelen“, wendet er sich an den Betriebsingenieur, „die Verbrecher haben auch das Widerlager zerstört — mit Grassit zermürbt. — Der Zug hätte an dieser Stelle mit Mann und Maus in die Tiefe stürzen müssen. — Mir gilt dies, meine Herren.“

„Aber wie konnten Sie wissen?“ fragt der Ingenieur erschüttert. „Wußten Sie denn das schon vor Ihrer Abfahrt? Das ist ja fürchterlich.“

„Nein — ich wußte es nicht. Sagen wir, wie es so schön heißt — ein guter Engel hat mich — uns alle behütet.“

Nachdem auch die zweite Fahrschiene untersucht und festgestellt war, daß diese in betriebssicherem Zustand ist, fahren die Männer zurück. Die hinter dem Tunnel liegende Bahnstation Ghat wird durch Funkpruch vertraulich unterrichtet, daß der in Bälde fällige Gegenzug die Tunnelbrücke langsam überfahren und hinter dem Tunnel halten möge. Der Zug aus Kuka werde nach Eintreffen des Süd-Express auf dem

rechten Geleise nach Ghat weiterfahren. Über den Vorfall müsse strengstes Stillschweigen gewahrt werden. — Nachdem der Gegenzug eingetroffen und die Umrangierung vorgenommen war, tauchen am Horizont zwei große Flugzeuge auf — Kriegsmaschinen der Union — die Bomber aus Duala. Zu seiner Verwunderung erfährt Dr. Gerth von diesen, daß sie auf Anordnung der Generalleitung von Marrakena hierher gesandt worden seien, mit der Begründung, daß ihm, dem Herrn Generalingenieur, Gefahr drohe. — Sörrensen bewundert im stillen die geistesgegenwärtige Entschlossenheit seiner Getreuen in Marrakena, die ihn vor dem sicheren Tod bewahrt hat und nimmt sich vor, die Brave auf seinem Rückweg aufzusuchen, um ihr persönlich zu danken. — In bezug auf die hinter dem schändlichen Attentat stehenden Verbrecher ist er sich völlig im klaren. Auch über die Ausführenden, die nur Schergen des Sultans in Kuka sein können. Um sie zu überführen, läßt er den Gouverneur durch Funkpruch ersuchen, bei Eintreffen des Süd-Express in Kuka auf dem Bahnhof zu sein. Wenn, wie er annimmt, die Verbrecher von Neugier und schlechtem Gewissen getrieben, ebenfalls dort auftauchen, um sich über den Erfolg ihres Attentats zu vergewissern, so sei dies ein unwiderleglicher Beweis ihrer Schuld. Er ordnet weiter an, diese Männer dann sofort in Haft zu nehmen und gegen sie auf dem Wege des Schnellverfahrens die ganze Strenge des Gesetzes walten zu lassen — ohne Ansehen der Person. Der alte Sultan sei abzusetzen, alle seine Beamten seien zu entlassen und des Landes zu verweisen. Er, der Gouverneur, solle die Regierung namens der Union übernehmen. Die Bomber aus Duala würden den Zug begleiten und während der Vergeltungsmaßnahmen zu des Gouverneurs Verfügung stehen. — Nach seinen mit kalter Ruhe getroffenen Entscheidungen, setzt sich der Süd-

Express nach Kuka wieder in Bewegung, während er selbst im Nordexpress seine Reise fortsetzt. Fünf Stunden hatte der Aufenthalt am Tassilitunnel gedauert. Ein entsetzliches Unglück war dank der Geistesgegenwart Grete Treuens verhütet — und als Folge davon der Untergang einer alten Negerdynastie besiegelt worden.

14

Es war Nacht geworden, als der Generalingenieur im Verwaltungsflughafen von Marrakena eintraf. In Algier hat er den Saharazug verlassen und von da ab ein Flugzeug benutzt. Nun läßt er das Flugzeug in den Schuppen rollen und gebietet dem diensthabenden Personal, über seine Ankunft zu schweigen. — Grete Treuen arbeitet noch, als er bei ihr eintritt. Sie ist unbeschreiblich glücklich, den Mann, mit dem sich ihr Denken und Fühlen in den letzten Tagen unablässig beschäftigte, so unerwartet und unversehrt wiederzusehen. — Offen bekennt sie, daß sie fast habe verzweifeln wollen, als sie befürchten mußte, ihre Bemühungen, ihn durch den Sender zu erreichen, kämen zu spät, um das drohende Unheil noch zu verhindern. „Ich hatte eine wilde Angst um Sie; denn . . .“

„Denn — nun?“ fragt Gerth Sörrensens innerlich ergriffen.

„Denn — ich wußte Sie in höchster Lebensgefahr — wollte ich sagen. Ich danke Gott, daß es mir im letzten Augenblick noch gelang, das Entsetzliche abzuwenden. — Habe ich unnötigerweise alles rebellisch gemacht? Ich habe in Abwesenheit des Herrn Statthalters sehr eigenmächtig gehandelt — aber ich wußte mir nicht anders zu helfen.“

Der Generalingenieur hatte mit tiefem Ernst dem tapferen Mädchen zugehört. Nach einer Weile erwidert er: „Sie haben vielen unschuldigen Menschen das Leben gerettet — in letzter Minute. — Nur wenige Minuten später hätte den in voller Fahrt befindlichen Zug nichts mehr retten können. Er hätte in den Abgrund stürzen müssen.“

„Oh — diese Schurken!“ ruft sie leidenschaftlich aus. „Man wollte Sie töten — um jeden Preis.“

„Ja — Treuen — um jeden Preis! — Nun erzählen Sie mir bitte, wie Sie hinter die Schurkerei gekommen sind!“

Hastig berichtet sie, daß sich ihr Verdacht, den sie schon lange hegte, mehr und mehr verdichtet habe. Deshalb habe sie den Sender Tag und Nacht überwacht und jede Botschaft niedergeschrieben. Durch Zufall sei es ihr gelungen, den dabei angewandten Geheimcode zu enträtseln und so die beiden letzten Botschaften zu entziffern. Dann erzählt sie von ihrem Einbruch und von der Entwendung ihrer Radiogrammaufzeichnungen. Unverwandt hängt Gerths Blick an den Lippen des Mädchens. Eine wunderbare Offenbarung ist das für ihn. Dieses Mädel ist ein Juwel. Und solch ein Prachtmensch sitzt nun in Marrakena. Aber sie war wohl vom Schicksal dazu bestimmt. Ohne ihr Eingreifen wäre wahrscheinlich Eurofrikas Geschick im Tassilitunnel zerschellt. Ohne es zu ahnen, hat sein Bruder Vorsehung gespielt, als er die Treuen mit nach Moretanien nahm. — Und was hatte der inzwischen getan? Ist er nicht schon wieder im Banne einer Frau? — dieser gefährlichen Intrigantin, die den Schwachen umgarnt, um ihn für, wer weiß was für schlimme Dinge gefügig zu machen? — Nein, es war ein Irrtum von ihm, daß er seinen Bruder in dieses Land schickte, der dieser Aufgabe nicht gewachsen ist.

„Das haben Sie gut gemacht, Fräulein Treuen! Allem Anschein nach ist aber die geriebene Exotin hinter Ihr heimliches Wirken gekommen. Darauf läßt die Entwendung Ihrer Papiere schließen. Hm! Damit sind Sie in eine sehr gefährvolle Lage geraten, und ich habe die Pflicht, Sie daraus zu befreien. — Sie müssen hier weg! Auch meinen Bruder werde ich von hier abberufen.“

„Herr Doktor!“ fällt Grete Treuen ihm ins Wort, „hören Sie zuvor erst einmal meine Meinung! — Ich glaube, daß hier in Marrakena die Fäden einer Verschwörung zusammenlaufen, deren Umfang uns noch nicht bekannt ist. Mit welchen Mitteln dabei gearbeitet wird, geht aus dem furchtbaren Vernichtungswillen, der zunächst gegen Sie gerichtet ist, zur Genüge hervor. Es wäre nicht ratsam, die Leute jetzt kopfscheu zu machen. Deshalb müssen Ihr Herr Bruder sowohl, wie auch ich, auf unseren Posten bleiben. Ich kann die Intrigen, die hier im Werden sind, am besten beobachten. Mit Gewalt wird man nicht gegen mich vorgehen — wenigstens vorläufig noch nicht. Ich werde versuchen, das Mißtrauen der Fürstin wieder einzuschläfern. Ich bleibe hier. — Fliegen Sie in dieser Nacht noch zurück! Es ist besser, wenn niemand erfährt, daß Sie hier waren. Ich würde sogar raten, auch über das Attentat am Tassilitunnel nichts verlauten zu lassen. Mögen die Drahtzieher in dem Wahne bleiben, daß man in Genf an eine Verschwörung nicht glaubt. — Die einfachen Hirne der Schwarzen werden dem Scharfsinn der weißen Rasse auf die Dauer nicht gewachsen sein. Über kurz oder lang werden sie sich durch weitere Unvorsichtigkeiten verraten. An und für sich war dieser Anschlag auf den Eisenbahnzug eine gewaltige Dummheit. Ich bin überzeugt, daß der verbrecherische Plan kaum im Hirn eines Schwarzen

ausgeheckt wurde. Aber solange sich die Herren Komintern Eingeborener zur Ausführung ihrer Pläne bedienen, solange werden sie an deren Ungeschicklichkeit scheitern — wenn wir aufpassen.“

„Sie sind ebenso klug wie beherzt, Fräulein Treuen, und haben obendrein recht. Geben Sie mir Ihre Hand! Ich danke Ihnen.“ — Fest schüttelt sie seine Rechte, und der stolze Mann neigt sich über die kleine nervige Hand, als ob er sie küssen wolle. Errötend entzieht sie sie ihm rasch. — Wieder sitzt sie traumverloren an ihrem Arbeitstisch — lange noch — als das Flugzeug mit dem bewunderten — ja geliebten Mann schon längst wieder über alle Berge war.

*

Und Simonjeff — der gewissenlose Gewalthaber der Komintern, der Mann mit dem über den ganzen Erdball gespannten Späherdienst — will seinen Augen nicht trauen, als er in der Zeitung liest, daß Generalingenieur Dr. Sörrensen von seiner Reise nach Afrika zurückgekehrt sei und seine Tätigkeit in Genf wieder aufgenommen habe. — Wütend schlägt er mit der Faust auf das Blatt. „Diese Idioten!“ knurrt er verbissen. — „Zu nichts sind diese schwarzen Affen zu gebrauchen.“ — Aber seine Wut, sein Toben ändern an der Tatsache nichts, daß sein hinterhältiger Anschlag gegen den verhaßten Mann gescheitert ist. Durch verschleierte Funkanfragen über das Wieso und Warum erfährt er nur, daß der Sultan von Kuka, einer seiner wichtigsten Bundesgenossen im Herzen Afrikas, seines Thrones enthoben und dessen Großwesir an die Wand gestellt worden sei. — Er kann sich nur nicht erklären, daß man in Genf kein Aufhebens aus der Sache zu machen schien, sondern sie einfach totschwieg.

Leise schlüpft Grete Treuen in ihr Dienstzimmer, als sie die Fürstin vor dem Verwaltungsgebäude vorgefahren sah, verriegelt die Tür und hängt sich die Hörmuscheln um. Nach dem Diebstahl ihrer Dokumente hatte sie in den Zimmern ihres Chefs Lauschmikrofone raffiniert angebracht, um die sich hier abspielenden Dinge ergründen zu können. — Sie hört, wie ihr Chef die Besucherin nach den Vorgängen in Kuka befragt, und wie diese die Unwissende spielt. Sie weiß ja nicht, daß auch die Fürstin sich den Kopf darüber zerbricht, wie es möglich war, daß Simonjeffs grausamer Plan mißlang, wenn sie auch innerlich darüber befriedigt ist. Eine Ahnung sagt ihr wohl, daß die blonde Deutsche in irgendeiner Weise davon erfahren und den Generalingenieur gewarnt haben müsse, kann sich aber doch nicht erklären, wie das habe geschehen können. Sie hält es für undenkbar, daß die Sekretärin ihren Geheimcode habe entziffern können. — Als der Statthalter sie nun fragt, weshalb man ihn von der Katastrophe in Kuka und von der Gefangennahme des dortigen Sultans nicht unterrichtet habe, erwidert sie spitz:

„Dich? — Aber weshalb denn? Du bist doch in diese Angelegenheit nicht verwickelt. Diese ist für unsere Pläne nur insofern störend, als damit ein wichtiger Stützpunkt in Portfall kommt. Denn man hat natürlich auch das gesamte Kriegsmaterial dort beschlagnahmt.“

„Kriegsmaterial?“ hört Grete Treuen ihren Chef gedehnt fragen. — Wollte Borku etwa mit Waffengewalt gegen die Union vorgehen?“

„Wie naiv du bist, Carli! Glaubst du denn wirklich, daß die Sultane Afrikas ihren Wünschen den nötigen Nachdruck geben könnten, wenn sie nicht im Besitz

von Waffen wären? Natürlich soll eine Einigung auf friedlichem Wege angestrebt werden. Dafür sollst du dich ja als Vermittler für unsere Bestrebungen einsetzen. Doch lassen wir das jetzt!“ lenkt die Besucherin von dem heiklen Thema ab. — „Ich weiß jetzt, daß deine Gehilfin spioniert und sich um Dinge kümmert, an denen sie sich die Finger verbrennen wird. Schicke sie schleunigst nach Hause! — Ehe sie dir Unbequemlichkeiten bereitet!“

Grete hört noch, wie ihr Chef dagegen protestiert, hört die letzten Worte der Fürstin: „Nun wohl! Ich riet es zu ihrem Besten!“ Dann werden die Stimmen so leise, daß sie nichts mehr verstehen kann, deshalb verbirgt sie die Hörer schnell. Weiß sie doch nun, was der Sultan plant und welche Rolle ihrem Chef dabei zugeordnet ist. Der Tor! Aber sie wird dafür sorgen, daß aus der Sache nichts wird. — Die Fürstin aber will sie jetzt gleich stellen. Heucheln muß sie, um deren Argwohn zu zerstreuen. Als sie die Fürstin gehen hört, eilt sie die Treppe hinab, so tuend, als ob sie eben erst käme, und begrüßt diese mit unschuldsvoller Miene. — Die Fürstin, durch das freundliche Wesen des Mädchens, das sie soeben erst verdächtigt hat, überrascht, zwingt sich gleichfalls zur Freundlichkeit und folgt schließlich, nach Austausch der üblichen Höflichkeitsphrasen, der Einladung Grete Treuens, bei ihr eine Erfrischung einzunehmen. Bald sitzen die beiden so grundverschiedenen Frauen harmlos plaudernd, Cocktail schlürfend, in Gretes behaglich eingerichtetem Wohnzimmer, als seien sie die besten Freundinnen. Die Fürstin kann sich im stillen nicht genug über die Unbefangenheit ihrer Gastgeberin wundern. Geschickt lenkt Grete Treuen das Gespräch auf das, worauf sie hinaus will, auf ihre Tätigkeit am Sender. Und als die Fürstin höflich fragt, ob sie das nicht

verwirre, immer auf das Durcheinanderschwirren der Äthertöne zu lauschen, erwidert Grete, daß sie dies keineswegs störe. Es sei sogar sehr interessant, die verschiedenartigen Meldungen unterscheiden zu lernen. „Sie werden es gewiß für eine Schrulle von mir halten, Fürstin, daß ich sogar alle erreichbaren Nachrichten mitschreibe. Manchmal ist ein ganz unverständliches Kauderwelsch darunter. Es macht mir Spaß, auch das niederzuschreiben. Ich weiß wohl, daß es eine unnütze Beschäftigung ist. Aber es ist nun einmal mein Steckenpferd. Ich habe mir ein Büchlein dafür angelegt. Wollen Sie es einmal sehen?“ —

„Sonderbar!“ denkt die Besucherin bei sich. „Sollte das Mädchen in der Tat so arglos sein?“ Laut sagt sie: „Es würde mich interessieren“, innerlich gespannt, wie sich das weiter entwickeln wird. — Grete kramt aus ihrem Schreibtisch das flache Kästchen heraus.

„Darin hebe ich meine Notizen auf“, sagt sie wichtig-tuerisch, entnimmt ihrer Handtasche den zierlichen Schlüssel und öffnet die Kasette. Gespannt folgt die Fürstin deren Hantierungen. „Oh! Das Heft ist garnicht darin“, sagt Grete leichthin. „Wo habe ich es nur gelassen? — Ach, ich werde es oben in meinem Amtszimmer liegengelassen haben. Ich werde es holen.“

„Bemühen Sie sich doch nicht — Fräulein Doktor!“

„Nun — es ist ja auch nicht so wichtig!“

Kurze Zeit darauf verabschiedet sich die Fürstin. Als die Tür hinter ihr ins Schloß fiel, atmet Grete auf: Uff! Wie häßlich, sich so verstellen zu müssen! Wie sie sich harmlos gab — die Falsche — als ich meine Aufzeichnungen holen wollte und sie nicht fand. Ich glaube, die hält mich jetzt doch für etwas beschränkt. Nun, sie soll mich noch kennenlernen! — Dann geht sie hinunter zu ihrem Chef. Als sie bei ihm eintritt, läßt sich ein Ingenieur Freimann melden.

Sörrensen sieht seine Sekretärin fragend an: „Wer ist denn das?“ Sie zuckt die Achseln. Herein tritt ein schlanker, gut aussehender junger Mann mit ehrlich blickenden grauen Augen in einem freundlichen, tiefgebräunten Gesicht — stellt sich mit straffer Verbeugung vor:

„Freimann heiße ich! Ich bitte um Entschuldigung, daß ich ohne vorherige Benachrichtigung eintreffe. Ich erhielt telegraphisch die Anweisung, mich ohne Verzug hierher auf den Weg zu machen. Herr Doktor Sörrensen, wenn ich nicht irre?“

„Sörrensen! — hier meine Gehilfin, Fräulein Doktor Treuen! — Darf ich fragen, was Sie herführt?“ — Der kühle Empfang bringt den jungen Mann ein wenig aus der Fassung. Zurückhaltend erwidert er: „Ich habe den Auftrag, die Atalaya-Werke zu überprüfen und ein Gutachten darüber auszuarbeiten.“

„So — so! — Wer gab Ihnen den Auftrag?“

„Der Herr Dezerent für das Bergwerkwesen sprach vor einiger Zeit mit mir darüber, daß ich mich zu dem Zwecke bereithalten solle. Wie ich schon sagte, erhielt ich den Befehl zur Abreise dann telegraphisch von der Hauptverwaltung in Genf.“

„Daß man in Genf die Sache für so wichtig hält, wundert mich. Ich berichtete bereits nach Genf, daß das Werk in Ordnung sei. Ich selbst habe das Werk bereits besichtigt. Eine nochmalige Überprüfung halte ich für überflüssig. Ihre Tätigkeit wird sich daher im wesentlichen auf die Ausarbeitung eines Gutachtens anhand der Bücher beschränken.“

„Sehr wohl, Herr Statthalter!“ antwortet Freimann ein wenig stutzig — „ich habe jedoch bestimmte schriftliche Anweisungen erhalten, die mich hoffentlich nicht in Konflikte mit den Ihrigen bringen. Darf ich Ihnen mein Auftragsschreiben vorlegen?“ Seiner

Aktentasche entnimmt er ein umfangreiches Schriftstück, das er seinem Vorgesetzten übergibt. Dieser liest es aufmerksam durch, wobei sich sein Gesicht zusehends verfinstert. Dann gibt Sörrensen es mit lässiger Handbewegung zurück. „Aus dem Schreiben ersehe ich, daß Sie Vollmacht haben, zu tun und zu lassen, was Ihnen beliebt. Also bitte! — Ich lehne die Verantwortung für die daraus entstehenden Folgen ab, darf aber wohl voraussetzen, daß Sie bei Ihrer Aufgabe den erforderlichen Takt bewahren werden. Die Atalaya-Werke sind fiskalisches Eigentum — und der Sultan ist sehr empfindlich. Auf Wiedersehen, Herr Freimann!“

Grete Treuen — peinlich berührt von dem unfreundlichen Verhalten ihres Chefs gegen den Beauftragten seiner vorgesetzten Behörde, wendet sich freundlich an den Ingenieur:

„Kommen Sie bitte nachher zu mir ins Büro. Ich möchte Sie noch über Einzelheiten unserer Nachrichtenübermittlung unterrichten.“

„Als der junge Mann gegangen ist, sagt Sörrensen spitz: „Ihre ostentative Freundlichkeit dem Manne gegenüber finde ich wenig passend. Merkten Sie denn nicht, daß ich ihn absichtlich kühl behandelte? Mir paßt der Eingriff in meine Rechte nicht. Verstehen Sie das nicht?“

„Offen gestanden — nein, Herr Doktor! Herr Freimann kann doch nichts dafür, daß er hierher geschickt wird. Es ist meine Pflicht, den Neuling in unser Nachrichtenwesen einzuweißen. Es ist nicht meine Art, es in unfreundlicher Weise zu tun. Der junge Mann tut mir leid. Angenehm wird seine Aufgabe nicht sein. Ich möchte nicht in dieses Wespennest hineinstecken.“

„Wespennest? Wieso? Das sind Einbildungen. Was

wissen Sie davon? Ich bin dort gewesen und kenne den Betrieb. Er ist durchaus einwandfrei. Sie können das nicht beurteilen.“

„Herr Doktor — mir ist mancherlei zu Ohren gekommen. Glauben Sie mir! Dort stimmt etwas nicht.“

„Ach, Unsinn! Das sind Redensarten. Entweder Sie sagen klipp und klar, was Sie wissen — aber Tatsachen, wenn ich bitten darf — oder ich muß Sie ersuchen, sich nicht in Dinge zu mischen, von denen Sie nichts verstehen!“

„Ich darf dann jetzt wohl gehen, Herr Doktor?“ erwidert sie kühl, sich vom Stuhl erhebend.

„Na, nun seien Sie nicht gleich so empfindlich! Sie wissen doch, wie sehr ich Sie schätze, Fräulein Grete.“ Er faßt nach ihrer Hand, die sie ihm läßt. Mit Bestimmtheit entgegnet sie: „Gerade weil ich zu Ihnen halten möchte, Herr Doktor, muß ich für Sie mit aufpassen. Ich warne Sie! — Ich weiß, daß sich hier Dinge vorbereiten, die den Interessen unserer Regierung zuwider laufen. Ich habe Ohren, mit denen ich gut höre, und Augen, die scharf beobachten. — Aber sagen Sie das niemandem. Hören Sie? — Auch der Fürstin nicht! Es könnte für uns beide nicht gut sein. Hören Sie wohl? — Auch für Sie nicht.“ Langsam löst sie ihre Hand, die er immer noch festhält, und geht hinaus. — Der junge Sörrensen sann über das, was seine Sekretärin ihm gesagt hatte, lange nach — murmelte dann: „Was mochte sie mit ihrer Warnung meinen? Sollte sie in der Tat etwas wissen? — Hm! Ein merkwürdiges Mädchen, aber harmlos? — Nein! In dieser Hinsicht werde ich mein Urteil über die Treuen ändern müssen.“

*

Mit großer Begeisterung ging Ingenieur Freimann nach der kurzen Aussprache mit seinem Chef nicht an seine Aufgabe heran. Nachdenklich sitzt er in dem Dienstauto, das ihn in rascher Fahrt seinem Ziel zuführt. Der hatte ihn ja — weiß der Himmel warum — wie einen lästigen Eindringling behandelt. Was war schon dabei, wenn er die alte Kupfergrube begutachtete? — Wieviele Bergwerke hatte er nicht schon überprüfen müssen, ohne daß sich ein Mensch darüber aufgeregt hätte. — Weshalb nur mochte der Statthalter in diesem Falle anders darüber denken? — Vielleicht war der große Herr verletzt, weil man ihn vorher nicht gefragt hatte. — Nun — das würde sich legen mit der Zeit. — Wie freundlich war dagegen das Fräulein Doktor gewesen. Bei seinen Grübeleien hatte er seiner Umgebung kaum geachtet. Als er jetzt um sich schaut, sieht er mit Staunen eine wildromantische Landschaft, durch die der Weg führt. Wundervoll ist das Land hier, unter dem er sich nur eine öde Wüste vorgestellt hatte. — „Dort unten liegt das Haus des Direktors“, unterbricht der Chauffeur Freimanns Betrachtungen. Aus einem zerklüfteten Felsental biegt der Wagen in eine Serpentine ein, die einen Ausblick in ein weites Tal und auf die tief unten wieder heraustretende Straße gewährt. — Da unten sieht er ein weißes Haus mit einem Terrassenvorbau schimmern. Dahinter lasten in der Ferne dicke Rauchschwaden. Auf das Hupensignal des Fahrers tritt eine weiß gekleidete Gestalt auf die Terrasse, die ihre Augen mit der Hand beschattend, die Straße entlang schaut. Bald darauf hält der Wagen vor der Einfahrt des Hauses. Ein brauner Diener springt herzu, der sich Freimanns Gepäckes bemächtigt. Als der junge Mann die Treppe zur Terrasse emporsteigt, erwartet ihn oben ein junges Mädchen. Unwillkürlich verhält Freimann seinen Schritt, als er die junge Dame er-

blickt. Schön und lieblich erscheint sie ihm.

„Bitte treten Sie ein und seien Sie willkommen!“ begrüßt Myrrha den Ankömmling mit heller Stimme in deutscher Sprache. — Ja, ist denn dieses Mädchen keine Maurin? fragt sich Freimann innerlich erfreut. „Mein Vater läßt Sie bitten, vorläufig mit meiner Gesellschaft vorlieb zu nehmen. Er kann noch nicht dienstlich abkommen.“

„Oh bitte!“ stottert der junge Mann betreten — „unter diesen Umständen will ich nicht stören. Ich kann ja Ihren Herrn Vater im Betrieb aufsuchen.“

„Tun Sie das lieber nicht! Sie würden ihn in dem weitverzweigten Werk kaum finden. Darf ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?“

„Sehr freundlich von Ihnen, gnädiges Fräulein. Ich betrachte es als ein gutes Vorzeichen, so nett empfangen zu werden.“

Forschend läßt Soliman-el-Chaman seinen Blick über das Paar gleiten, als er zwei Stunden später kommt und sieht, wie lebhaft sich die beiden unterhalten.

„Da ist der Vater!“ ruft Myrrha aufspringend, als dessen massige Gestalt den Eingang der Diele verdunkelt. — Ihre Wangen sind gerötet — ihre Augen leuchten. Verwirrt schlägt sie die Augen nieder, als der Blick seiner düsteren Augen auf ihr ruht. — „Das ist Herr Ingenieur Freimann, Vater. Er wollte erst garnicht hier bleiben. Es hat mich viel Überredung gekostet, ehe er seinen Wagen fortschickte.“

„Willkommen in meinem Hause!“ begrüßt der Direktor seinen Gast mit rauher Stimme, sich der französischen Sprache bedienend. Freimann ergreift die ihm von dem Alten gereichte Hand:

„Ihr Fräulein Tochter war so freundlich, mich hier festzuhalten, Herr Direktor. Ich danke Ihnen für Ihre

Einladung, heute in Ihrem Hause zu bleiben, die mir Ihr Fräulein Tochter übermittelte. Ich werde mich sofort . . .“

„Davon kann gar keine Rede sein“, schneidet Soliman-el-Chaman ihm das Wort ab. „Hier in der Gegend finden Sie keine Wohnung. Es ist selbstverständlich, daß Sie für die kurze Zeit Ihres Hierseins in meinem Hause bleiben. Betrachten Sie es als das Ihrige. Sie stören uns nicht.“

„Aber, Herr Direktor!“ will Freimann widersprechen. Doch der Marokkaner, zwischen dessen Augenbrauen sich eine steile Falte zeigt, winkt nachlässig ab: „Schon gut! — Hast du für alles Vorsorge getroffen, Myrrha?“ Diese versteht den Wink und verläßt den Raum. — Der junge Mann fühlt sich unbehaglich unter dem musternden Blick des Alten, der ihm garnicht gefallen will. Dieser führt ihn in sein Arbeitszimmer, weist einladend auf einen Ledersessel und setzt sich hinter seinem Schreibtisch. —

„Über den Zweck Ihres Hierseins bin ich unterrichtet. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß wir — das heißt meine Generaldirektion und ich, über die Maßnahme Ihrer Regierung nicht entzückt sind, weil wir sie für überflüssig halten. Da Sie aber als Beauftragter Ihrer Behörde hier sind, kann ich Sie an der Ausübung Ihrer Pflicht nicht hindern. Darf ich fragen, welche Pläne Sie für die nächsten Tage haben? Ich meine, wie Sie Ihre Tätigkeit einzuteilen gedenken?“

„Ich kann mir denken, daß ich hier nicht willkommen bin“, erwidert Freimann offen. — „Dennoch möchte ich Sie bitten, mir eine reibungslose Erledigung meiner Aufgabe zu ermöglichen. Ich werde mir zunächst die einzelnen Betriebe ansehen, die Förderungen kontrollieren, um Vergleiche mit früheren Ergebnissen

machen zu können. Weiter werde ich prüfen, ob und welche Verbesserungen im Betrieb in Frage kämen. Auf Grund dieser Erhebungen werde ich dann mein Gutachten machen.“

„Gut! Bis auf das Gutachten hat dies zwar Ihr Herr Chef auch schon getan, aber doppelt hält besser, wie man zu sagen pflegt. Ich stehe zu Ihrer Verfügung und werde Ihnen morgen den Betrieb zeigen. Die Akten habe ich hierher bringen lassen, damit Sie sie in Ruhe durchgehen können.“

„Ich möchte dies lieber in der Kanzlei tun, Herr Direktor, und werde die Akten wieder mit zum Werk nehmen, wenn Sie mir freundlichst dort einen Raum zur Verfügung stellen wollen. Meinetwegen brauchen Sie sich auch nicht persönlich zu bemühen. Ich bin Bergfachmann und werde mich selbst zurechtfinden.“

Der Direktor nagt an seiner Unterlippe und wirft dem Sprecher einen unfreundlichen Blick zu. „Hm!“ brummt er. „Ich muß Sie aber bitten, sich im Betrieb nur auf das Beobachten zu beschränken und Anordnungen irgendwelcher Art zu unterlassen. Die aus Eingeborenen bestehenden Belegschaften sind sehr eigenartig. Um Ihnen Ungelegenheiten fernzuhalten, werde ich Sie begleiten.“

„Aber, Herr Direktor — wollen Sie tagelang mit mir in den Gruben herumsteigen?“

„Tagelang? — Nein! — Das natürlich nicht. Aber Sie werden ja auch nicht tagelang unten sein. Ein Fachmann wie Sie, wird schon beim ersten Male den richtigen Eindruck gewinnen. Sie würden auch nur den Betrieb stören. Doch — reden wir nicht mehr darüber! Sehen Sie sich das Werk erst einmal an! Dann werden Sie selbst zu der Einsicht kommen, daß es Zeitvergeudung wäre, öfter einzufahren.“

*

Myrrha fühlt sich, als sie schlaflos in ihrem Bett liegt, seltsam beunruhigt. Der junge Ingenieur hat einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Es widerstrebt ihr, diesen geraden, vertrauenden Mann zu täuschen — ihm gegenüber die ihr vom Vater aufgenötigte Rolle der Versucherin spielen zu sollen. Dieser junge Mensch ist gewiß kein Feind, kein Schnüffler, wie man ihr gesagt hatte. Ahnt sie doch nichts von den geheimen Plänen, die hier im Gange sind — glaubt, daß es sich nur um die Stellung ihres Vaters handle. Nur deshalb hatte sie ihm versprochen, ihm zu helfen — mit List und Bestrickung. Jetzt, nachdem sie den jungen Mann kennengelernt und er so offen über seine Pläne mit ihr gesprochen hat, scheint es ihr leicht, ihn auch ohne Verstellung bei guter Stimmung zu erhalten. Weshalb soll sie diesen deutschen Mann nicht auf ehrliche Weise für ihren Vater gewinnen? Gern will sie das tun, aber nicht mit Hinterhältigkeit.

Ähnliche Gedanken machte sich Martin Freimann, als er allein in seinem Zimmer ist. Das liebeliche Mädchen beschäftigt ihn sehr. Widerstreitende Gefühle wetteifern in ihm. So unangenehm ihm der Alte ist, so vertrauenerweckend erscheint ihm dessen Tochter.

Eine innere Stimme warnt ihn vor dem Mauren. Aber dieses Gefühl mochte ihn auch täuschen. Diese Kabylen wirken auf Europäer ja fast immer befremdend. Deshalb kann er auch nicht begreifen, daß dessen Tochter diesen Rasseninstinkt in ihm nicht wach ruft. Peinlich ist es ihm, daß er durch Annahme der Gastfreundschaft in diesem Hause in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis dem Direktor gegenüber geraten könne. Das muß auf jeden Fall vermieden werden. Deshalb ist es unbedingt nötig, eine andere Wohnung zu suchen.

Der Alte war noch spät in der Nacht zu seiner Toch-

ter gegangen. Sie mußte wieder aufstehen. Nun hockt sie, in einen Sessel gekuschelt dem Vater gegenüber und hört mit klopfendem Herzen auf seine eindringlich geflüsterten Worte:

„Ich erwarte von dir, daß du den Fremden abhältst, sich zuviel mit unseren Angelegenheiten zu beschäftigen. Mach das, wie du willst — ich werde dich dabei nicht stören. Du bist sehr hübsch — es wird dir nicht schwer fallen, den jungen Mann so zu fesseln, daß er an nichts anderes denkt. Er wird dann lieber mit dir spazierengehen wollen, als stundenlang in der Grube herumzusteigen.“

„Denkst du nicht daran, Vater, daß ein solches Spiel für mich gefährlich werden könnte? Der Fremdling ist ein schöner Mann — ich — ich — betrachte ihn jetzt schon mit weiblichem Interesse.“

„Bah! Ein Giau! Meine Tochter wird sich doch nicht an einen Ungläubigen verlieren. — Behalte lediglich dein Ziel im Auge und denke an nichts weiter!“

„Das hatte ich dir versprochen, Vater. Aber ich habe nie geglaubt, daß ich es vielleicht eines Tages nicht mehr kann. Warum auch? Die Befürchtung, daß deine Stellung gefährdet, ist haltlos geworden, nachdem, was mir Herr Freimann sagte. Was könnte dich sonst noch besorgt machen?“

„Das verstehst du nicht, mein Kind! Ich kann es dir auch nicht näher erklären — ist auch nicht nötig. Übrigens — wenn du dich für den jungen Mann interessierst, wird es dir um so leichter sein, ihn abzulenken. — Es ist schon so, daß es sich um andere Dinge handelt, als um meine Stellung. Ich habe gegen den Deutschen an sich gar nichts. Aber — er ist mir im Wege, und — höre wohl — anderen — sehr hochstehenden Persönlichkeiten auch. Es sollte mir um den jungen Mann leid tun, wenn ihm etwas zustieße.

Also bringe ihn davon ab, sich allzu sehr um das Bergwerk zu kümmern. Sollte dir das nicht gelingen, dann . . .“ plötzlich bricht er ab. Bald hätte er zuviel gesagt.

„Was dann?“ fragt sie beunruhigt.

„Oh! Nichts weiter, Myrrha! Ich wollte nur sagen, daß du dann — dein Herz nicht zu sehr an ihn hängen mögest. Doch — jetzt geh schlafen, mein Kind!“

Aber Myrrha kann keinen Schlaf finden. Je mehr sie über den dunklen Sinn der Worte ihres Vaters nachgrübelt, desto banger wird ihr ums Herz. Welch schlimmes Geheimnis mag wohl dieses finstere Bergwerk hüten? — Muß sie den ahnungslosen Ingenieur nicht warnen? Tut sie das aber, erreicht sie damit vielleicht gerade das Gegenteil. Dann würde der gewissenhafte Mann erst recht gründlich nachforschen, während ihm vielleicht sonst Unregelmäßigkeiten, von denen er nichts wissen soll, entgehen. — Sie seufzt tief auf. Welch eine Verantwortung hat der Vater ihr aufgebürdet. Aber sie nimmt sich fest vor, den hübschen jungen Mann, der so nett zu ihr gewesen ist, vor Unheil zu bewahren, soweit dies in ihren schwachen Kräften steht. Mit diesem beruhigenden Vorsatz schläft sie endlich ein.

Am nächsten Morgen stiehlt Freimann sich schon ganz früh aus dem Hause. Ohne gefrühstückt zu haben, macht er sich auf den Weg. Der Pförtner, ein hünenhafter Maure, will ihn nicht ins Werk lassen. Mißtrauisch betrachtet er den Ausweis des Fremden, den er zwar nicht lesen kann — aber das große Siegel der Union kennt er schon. Da er auch bereits gehört hat, daß wieder einer von deren Beamten erwartet werde, läßt er ihn — barsch und vor sich hin fluchend, eintreten. Gerade als Freimann auf dem Werkplatz

anlangt, sieht er einen langen Feldbahnzug vorüberrollen, dessen Loren mit Felsgeröll voll bepackt sind. Die Gesteinsart des geförderten Gerölls fällt ihm auf. Noch mehr aber wundert er sich darüber, daß die ganze Halde, auf die er hinaufgestiegen ist, aus solchem Geröllschutt zu bestehen scheint.

„Merkwürdig! Grauwacke in einem Kupferbergwerk?“ — Zu weiterer Überlegung kommt er nicht; denn plötzlich hört er die helle Stimme Myrrhas hinter sich:

„Guten Morgen, Herr Ausreißer!“ Sie steht am Fuße der Böschung und ruft hinauf: „Kommen Sie doch herunter! In meinen dünnen Schuhen kann ich auf den scharfen Steinen nicht laufen!“

„Wie kommen Sie schon so früh hier heraus, Fräulein Myrrha?“

„Papa hat mich in seinem Wagen mitgenommen. Eigentlich sollte ich Ihnen böse sein, daß Sie wegelaufen sind, ohne gefrühstückt zu haben. Haben Sie es denn so eilig, den armen Pa zu ärgern?“

„Garnicht!“ antwortet er mit lachenden Augen. „Aber ich bin ein Frühaufsteher — und stören wollte ich niemanden. Ich habe nicht gewußt, daß auch Sie so früh aus den Federn steigen.“

„Tun Sie das nicht wieder, Herr Ingenieur. Sie müssen doch etwas genießen, ehe Sie Ihr Tagewerk beginnen. Ich habe Ihnen Ihr Frühstück mitgebracht. Kommen Sie!“

Wohl oder übel muß er ihr auf die Veranda des Kasinos folgen, wo sie geschäftig einen Frühstückskorb auspackt. Dort tritt der Direktor zu ihnen. Mit mürrischem Gesicht gibt dieser seinem Ärger Ausdruck. — „Was machen Sie für Geschichten, Herr Freimann? Hätten Sie nicht wenigstens am ersten Tag auf mich warten können? Ich muß Sie doch

erst einmal hier einführen. Kein Mensch kennt Sie hier.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Direktor! Ich wollte Sie gewiß nicht kränken.“ — Etwas Unverständliches zwischen den Zähnen murmelnd, entfernt sich der Alte wieder.

„Ich habe mich auf einen Ausflug mit Ihnen so gefreut, Herr Freimann“, sagt das Mädchen schmolend.

„Ich auch, Fräulein Myrrha — aber erst nach getaner Arbeit.“

„Ach! Ist es so wichtig, da oben auf dem alten Steinhauften herumzuklettern? Was suchen Sie da eigentlich?“ — Was soll er ihr darauf erwidern?

„So — nun will ich Ihnen unsere schöne Umgebung zeigen.“

Um nicht unhöflich zu erscheinen, folgt er ihr. Erst um die Mittagszeit kehren sie zurück — beide mit erhitzten Köpfen. Der Alte, der das Pärchen während des Mittagmahles heimlich beobachtet, sieht mit ingrimmiger Freude, daß sein Mittel sich zu bewähren scheint. Wieder und wieder tauchen die Blicke der beiden ineinander, wenn sie sich unbeobachtet wähnten. Als der junge Mann dann zufällig einen schrägen Blick des Vaters auffängt, schlägt ihm auf einmal das Gewissen, und der Zweck seines Hierseins fällt ihm ein. Seine Beobachtung von heute früh zum Anlaß nehmend, fragt er: „Mir ist heute morgen aufgefallen, Herr Direktor, daß aus der Grube große Mengen Grauwackegeröll gefördert werden. Wie kommt das? Es ist doch eine Gesteinsart, die in Kupferbergwerken für gewöhnlich nicht vorzukommen pflegt.“

„Da haben Sie recht, Herr Freimann. Die Grauwacke kommt aus einem Seitenstollen, den ich vor einigen Tagen vortreiben ließ, um rascher an eine, wie ich

glaubte, im Bogen verlaufende Kupferader heranzukommen. Ich habe bereits angeordnet, die Arbeiten wieder einzustellen, da ich deren Zwecklosigkeit erkannte. Die kupferführende Ader war an der Stelle, wo ich sie vermutete, nicht zu finden.“

„Darf ich mir diesen Stollen einmal ansehen?“

„Das geht nicht mehr. Ich habe den Stolleneingang schon wieder zuschütten lassen. Heimliche Schlupfwinkel darf ich untertag nicht belassen.“

„Schade! Ich hätte mich gern von der geologischen Merkwürdigkeit dieses Gesteinvorkommens im Schiefergeschiebe mit eigenen Augen überzeugt.“

„Nun — Sie haben ja das restliche Geröll ausfahren sehen“, brummte der Direktor.

„Können wir jetzt wohl einfahren?“

„Wie Sie wünschen, Herr Freimann. Ich werde dem Obersteiger Bescheid sagen.“

„Ich werde mit einfahren!“ erklärt da Myrrha kategorisch. Beide Männer sehen sie verblüfft an.

„Aber — das geht doch nicht!“ will Freimann einwenden, doch sie schneidet ihm das Wort ab.

„Herr Freimann — ich fahre mit ein. Weshalb sehen Sie mich so entsetzt an? — Nicht wahr, Vater — du erlaubst es!“ wendet sie sich, ihm mit den Augen zublinzelnd, an diesen.

„Warum nicht? Meine Tochter ist keine Zierpuppe, Herr Freimann. Wenn sie mag, kann sie sich uns anschließen. In einer Viertelstunde ist alles bereit.“

Dann geht er. Freimann unterläßt weiteren Einspruch, sagt nur: „Sie werden wenig Freude davon haben, Fräulein el Chaman!“

„Puh! So förmlich auf einmal? Vorhin waren Sie viel netter. Wollen Sie mich denn gern los sein?“ fügt sie leise hinzu.

„Nicht doch, Fräulein Myrrha! Aber ich bitte Sie um eins. Kommen Sie nicht wieder hierher. Es ist mir sonst nicht möglich, meine Aufgabe zu erfüllen. Erschweren Sie mir diese nicht! Ich sagte Ihnen schon, daß Sie Ihres Vaters wegen keine Sorgen zu haben brauchen.“

„Ach! Das ist es auch nicht“, erwidert sie beklommen. — „Nur — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — ich habe das unbestimmte Gefühl einer drohenden Gefahr. Ich — ich ängstige mich — um Sie.“

„Fräulein Myrrha — darüber freue ich mich, aber — weshalb sollte mir Gefahr drohen?“

„Das weiß ich nicht. Aber — versprechen Sie mir, auf sich achtzuhaben!“ flüstert sie hastig als sie ihren Vater zurückkommen sieht. „Ich werde Sie dann nicht mehr stören.“ ...

Auch dem jungen Ingenieur fällt, wie damals schon seinem Chef — der gewaltige Förderkorb auf. Der weite, hallenartige Ausbau der Schächtssole, der einen richtiggehenden Verschiebebahnhof aufweist, erregt seine Verwunderung. Sein Staunen wächst, als der elektrische Zug sie in sausender Fahrt bis vorort gebracht hatte, und er die Größe der hier arbeitenden Belegschaft sieht. Das scheint ja ein Musterbetrieb zu sein? Mit Befriedigung stellt er fest, daß das gebrochene Material gut ist. Auch scheint das angeschlagene Flöz ziemlich mächtig zu sein. Er äußert sich in diesem Sinne dem Direktor gegenüber. Der sagt nur:

„Kommen Sie! Das ist noch nicht alles.“ — Wieder bringt sie der Zug zu einer Stelle, wo aus einem schräg aus der Tiefe heraufführenden Paternosterwerk bereitstehende Züge beladen werden. Eine schräg hinabführende Wandelbahn befördert sie zwanzig Meter tie-

fer. Wieder befinden sie sich vorort, wo dreißig halbnackte Männer an einer glitzernden Wand hackten.

„Na — was sagen Sie nun, Herr Freimann?“

„Das ist anders, als ich erwartet hatte. Ich wundere mich nur über die vorliegenden Bilanzen der letzten Jahre.“

„In diesem Betriebsjahr werden sie besser werden. Wir haben einige schlechte Stollen gehabt.“

„Und Sie haben alle stillgelegten Stollen zuschütten lassen?“

„Ja — bis auf einen.“

Schweigend fahren sie zurück. Da bemerkt Freimann im Schein einer trüb brennenden Lampe eine Gleisabzweigung.

„Lassen Sie bitte halten, Herr Direktor! Wohin führt dieser Strang?“

„Das ist der frühere Hauptstollen. Er ist ersoffen, deshalb nicht zugeschüttet worden“, gibt dieser zögernd zur Antwort.

„Ersoffen? Das interessiert mich.“ Schon ist der Ingenieur abgestiegen und schreitet in den Stollen hinein. Rasch folgt ihm der Direktor. Auch Myrrha klettert aus dem Wagen und stolpert hinter den Männern her. Schräg geht es hinab bis zu einer höhlenartigen Erweiterung, wo das Gleis vor einer trüben Wasseransammlung endet. Dieser Tümpel hatte seinerzeit auch Dr. Sörrensens Verwunderung hervorgerufen, als er das Bergwerk besichtigte. Woher das Wasser käme, fragt Freimann, und der Direktor erklärt, daß es vom Stausee durchsickere. Wäre der junge Mann allein gewesen, dann hätte er sich wohl eingehender mit diesem merkwürdigen Wasserloch beschäftigt. Mit Rücksicht auf die junge Dame aber kehrt er um. Plötzlich gleitet Myrrha auf dem glitschigen Steingeröll aus

und wäre gefallen, wenn sie der Ingenieur nicht aufgefangen hätte. Dabei bückt er sich und hebt den Stein auf, der sie beinahe zu Fall gebracht hätte. — „Da ist der Übeltäter!“ sagt er, ihr den Stein zeigend. Schon will er ihn in den Tümpel werfen, als er stutzt. Er besieht ihn näher — Grauwacke. Nun erst schleudert er den Stein fort. Grauwacke — überall neben und zwischen den Schienen liegen, wie er jetzt sieht, Grauwackebrocken verstreut. Seine Entdeckung behält er für sich. Gewiß — auch bei diesem Stollenausbau mag man auf Grauwacke gestoßen sein, aber — sein Mißtrauen ist erwacht, und er nimmt sich vor, der Sache später auf den Grund zu gehen. Oben wieder angelangt, verabschiedet Freimann sich kurz mit der Entschuldigung, noch etwas besorgen zu müssen. Das entspricht auch der Wahrheit. Er will sich nach einer Wohnung umsehen. — Myrrha sagt froher Laune zu ihrem Vater:

„Na, Pa? — Bist du mit mir zufrieden? — Ist ja alles gut gegangen. Herr Freimann schien den besten Eindruck von eurem Betrieb gewonnen zu haben. Es war doch gut, daß ich mit euch einfuhr.“ Sie ist sehr enttäuscht, als ihr Vater mit finsterner Miene die ihr unverständlichen Worte spricht:

„Ach, mein Kind — das war ein großes Unglück. Der Stein, über den du stracheltest, wird mir wahrscheinlich den Hals brechen — aber — vielleicht auch deinem Freund.“

Freimanns Bemühungen, eine Wohnung zu finden, bleiben erfolglos. Überall, wohin er kam, zuckte man bedauernd die Achseln. Auch die Zimmer in den beiden Gasthöfen waren angeblich alle besetzt. Mißmutig tritt er den Heimweg wieder an. Es ist ihm außerordentlich unangenehm, nun die Gastfreundschaft dieses verschlagenen Mauren weiter in Anspruch neh-

men zu müssen. Bei Tisch sagt dieser zu dem Ingenieur, ehe dieser noch von seinem Mißerfolg gesprochen hat:

„Habe ich Ihnen nicht voraus gesagt, daß Sie keine Wohnung finden würden? Sie müssen schon mit meinem Hause vorlieb nehmen, junger Mann! — Also auf gute Freundschaft!“ Lauernd ruht sein Blick auf dem ernstesten Gesicht seines Gastes, als er ihm sein Glas entgegenhält. Widerstrebend nur tut der ihm Bescheid. Freundschaft mit diesem Manne? Niemals. Und doch liebt er dessen Tochter. Darüber gibt er sich keiner Täuschung mehr hin. — Später vergißt er unter dem Eindruck von deren Liebreiz — und benommen von dem schweren Wein, dem er mehr als ihm gut tat, zuspricht, seine Bedenken. — Verstohlen hatte der Vater das Zimmer verlassen. Hemmungslos gibt Freimann seiner wachsenden Liebe zu Myrrha beredten Ausdruck. Ihre Lippen finden sich. Liebesworte flüsternd stehen sie Arm in Arm auf der Veranda, ihre Umwelt vergessend. Sie merken nicht, daß der Alte geräuschlos wieder ins Zimmer tritt, sie eine Weile heimlich beobachtet. — Blitzschnell läßt er eine Tablette in Freimanns Glas fallen — schleicht wieder hinaus . . .

Am nächsten Morgen liegt der junge Ingenieur ohne Besinnung, von Fieberschauern geschüttelt, wild phantasierend auf seinem Lager. Der herbeigerufene Arzt wiegt bedenklich den Kopf, gibt dem Kranken eine Morphiumppritze, empfiehlt absolute Ruhe. Wahrscheinlich Typhus! — meint er — abwarten — und Ruhe — Ruhe! — Der Alte versucht vergeblich seine verängstigte Tochter zu beschwichtigen. Die kräftige Natur des jungen Mannes werde sich schon von selbst helfen. — Innerlich frohlockt er. Der lästige Schnüffler ist bis auf weiteres ausgeschaltet.

*

Tage darauf fängt Grete Treuen einen Funkspruch aus Tetuan ab, dessen Inhalt ihr seltsam vorkommt: „Hochspannung ausgeschaltet“. Ihr fällt der nach der Atalayamine entsandte deutsche Ingenieur ein, von dem sie nichts wieder gehört hat. Sie ruft deshalb die dortige Betriebsleitung an, wünscht Herrn Freimann zu sprechen, und erhält den Bescheid, daß dieser an Typhus erkrankt sei. Diese Nachricht macht sie nachdenklich. Diese Erkrankung kann ein bedauerliches Mißgeschick sein, aber — merkwürdig — immer wieder drängt sich ihr der Gedanke auf, daß der aufgefangene Funkspruch mit Freimanns plötzlicher Erkrankung etwas zu tun haben könne. — Sie schwankt, ob sie diesen Vorfall nach Genf melden soll und kommt schließlich zu dem Entschluß, damit noch ein paar Tage zu warten, aber die Sache im Auge zu behalten.

*

Am sechsten Tage nach seiner Erkrankung kam Freimann zum erstenmal wieder zur Besinnung. Wohl ahnt er, daß er sehr krank gewesen sein muß, denn in seinem Dämmerzustand hat er oft Myrrhas kühle Hand auf seiner Stirn gefühlt, aber er grübelt vergeblich über die Ursache seines plötzlichen Zusammenbruches nach. Er weiß nicht, wie lange er schon krank ist, aber er denkt mit Schrecken daran, daß er, wer weiß wie lange seine Pflicht verabsäumt hat. Und da reißt in ihm ein abenteuerlicher Entschluß. Er wird weiter den schwer Kranken — Besinnungslosen spielen und noch in der kommenden Nacht heimlich in das Bergwerk eindringen. Er muß es wagen, sich in den Mannschaftsraum zu schleichen, eine der dort hängenden Bergmannsbekleidungen anzuziehen und sich der Nachtschicht anzuschließen. Weiß er doch von Myrrhas Vater, wann die Nachtschicht wechselt. In dem Durch-

einander des Ablösungstrubels hofft er, dies un bemerkt tun zu können. Schwieriger würde es schon sein, aus der Grube heraus und wieder ins Haus zu gelangen. Aber das kam erst in zweiter Linie — das mußte eben gewagt werden. So bleibt er denn mit geschlossenen Augen liegen und läßt sich die pflegliche Fürsorge Myrrhas wohligh fallen, obgleich er sich innerlich ob seiner Verstellung schämt. Mit Ungeduld erwartet er die Nacht. Um neun Uhr kommt das Mädchen zum letztenmal, diesmal von ihrem Vater begleitet. Unverständliche Worte murmelnd liegt er da, während der Alte sich über ihn beugt und ihm vorsichtig den Puls fühlt. Unwillkürlich zuckt seine Hand bei dessen Berührung zurück. Und als seine Finger sich wie im Krampf krümmen, läßt der Alte davon ab.

„Hm!“ brummt er leise — „Noch immer bewußtlos? Sonderbar!“

„Pst! — Laß ihn ruhen, Vater!“ mahnt seine Tochter besorgt. „Heute früh war er fieberfrei. Jetzt scheint es wieder schlimmer geworden zu sein. — Geh hinaus, Vater! Deine Nähe beunruhigt ihn!“

„Dummes Ding!“ knurrt der Alte im Hinausgehen.

„Armer Junge!“ kommt es flüsternd von Myrrhas Lippen, indem sie sanft über das wirre Haar des Kranken streichelt. Dann geht sie auf den Zehenspitzen hinaus.

„Elende Komödie!“ flucht Freimann leise vor sich hin. „Morgen mach ich Schluß damit.“ — Dann liegt er auf der Lauer, bis alles still im Hause ist. Beim hastigen Ankleiden schwankt er. Das Krankenlager hat ihn doch sehr mitgenommen. Aber er zwingt seine Schwäche nieder. Vorsichtig beugt er sich aus dem Fenster. Behende schwingt er sich aus dem zur ebenen Erde liegenden Zimmer, schleicht am Hause entlang. Sobald er aus dem Sehbereich des Hauses ist, schlägt

er eine raschere Gangart ein und steht bald vor dem Werk. In weitem Bogen umgeht er den Haupteingang und das Verwaltungsgebäude, in dem nur ein Raum erleuchtet ist. Bei dem Werkhaus, das völlig dunkel ist, klettert er über die Mauer. Im Mannschaftsraum tappt er sich im Finstern zurecht. Rasch kleidet er sich um und schleicht wieder hinaus. In einer Schlamm-pfütze beschmiert er sich Gesicht und Hände mit dem kupfrigen Morast. Dann verbirgt er sich hinter einer auf dem Flur stehenden Kiste und wartet. Entsetzlich langsam verstreichen die Stunden. Endlich hört er die Ablösungsmannschaft nahen. Im Lärm des Ankleidens achtet niemand auf ihn, auch dann nicht, als er sich beim Hinausgehen im Schutz der Dunkelheit der Kolonne dreist anschließt. Schulter an Schulter tritt er mit den andern zur Grube.

„Du auch C-Kolonne?“ fragt ihn sein Nachbar.

„Ewett — ewett!“ murmelt er aufs Geratewohl und schielt verstohlen nach dem Frager. — Teufel, das ist ja ein Mongole. Hm! Solche Kerle hat er bisher hier noch garnicht gesehen? — Nun fahren sie ein. Unten angelangt, läßt ein Aufseher sie antreten. Die B-Kolonne hier — die C-Kolonne da. — B-Kolonne einsteigen und ab! — Die C-Kolonne muß warten? überlegt Freimann blitzschnell — Auf was? Nein — warten darf er nicht — er muß gleich mit. Entschlossen steigt er in den haltenden Zug, während sein bisheriger Nachbar ihm nachruft: „Heh! Kamrad! Hier C-Kolonne sein!“

„Jok — jok! non — non m'en fou!“ näselt er zurück — „ich B-Kolonne.“ Zu seinem Glück kümmert sich weiter niemand um den Vorfall. Die Kontrolle der braunen Aufseher scheint recht oberflächlich zu sein. — Der Zug rollt davon. Stumpf hocken die braunen Bergleute in den ratternden Loren — dösen

vor sich hin. Freimann sitzt als Schlußmann im letzten Wagen. Als der Zug über die Weiche holpert, die nach dem stillgelegten Stollen mit dem Tümpel abzweigt, läßt er sich blitzschnell herabgleiten, was zwar ohne Püffe nicht abgeht — aber auch diesen Vorfall hat kein Mensch beachtet. Seine Hacke wieder aufnehmend, schreitet er in den düsteren Stollen hinein. Zu seiner Überraschung verlaufen die Gleise heute im Wasser, während er sie vordem an dem Tümpel hatte enden sehen. Sollte er sich damals so getäuscht haben? — Mit dem Hackenstiel tastend steigt er in das Wasser, das weit niedriger ist, als er angenommen hat. Jenseits des Tümpels sieht er erstaunlicherweise Licht schimmern. Wozu nur? In einem stillgelegten Stollen? Aber er sollte noch ganz andere Überraschungen erleben. Als er den Teich durchquert hat, verlaufen die Geleise weiter, und noch merkwürdiger ist, daß die Schienenköpfe blank sind. Demnach muß dieses Gleis erst kürzlich benutzt worden sein. Freimanns Staunen wächst, als er weiterschreitend ein mehrere hundert Meter langes Überholungsgeleis in eine schier unendlich scheinende Finsternis hinein sich erstrecken sieht. Dabei fällt ihm auf, daß hier das Schienenprofil ein weit stärkeres ist, als bei den übrigen Betriebsgeleisen. Neben dem Überholungsgeleis sind Nischen in den Fels gehauen, der keine Grauwacke ist. Und doch liegen auch hier zwischen den Schienen überall Grauwackebrocken. Was die ganze Anlage — was das reichliche Vorhandensein von Grauwacke zu bedeuten haben, kann sich der junge Ingenieur nicht erklären, aber sie läßt ohne weiteres schließen, daß es sich hier um keinen stillgelegten, sondern um einen in Betrieb befindlichen Stollen handelt, und es steht bei ihm fest, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugeht. — Während er noch über die Weiche gebückt steht, dringt plötzlich dumpfes Rollen,

das aus dem Innern der Erde zu kommen scheint, an sein Ohr. Er richtet sich auf — lauscht. Lauter wird das Geräusch, deutlicher das Rollen — kein Zweifel — es nähert sich ein Zug. Und — da sieht er auch schon in dem dunklen Schlund voraus das Scheinwerferlicht der Maschine aufleuchten. Rasch verbirgt er sich in einer der Nischen, löscht seine Grubenlampe — wirft sich platt auf den Bauch. Bremsen knirschen — der Zug hält. Unter dem, vor sein Gesicht schützend gehaltenen Arm hervorlugend, sieht er, daß die großen Loren des Zuges mit grauem Gestein beladen sind, auf dem vermummte Gestalten hocken. Ein Mann steigt ab, kommt in die Nische, in der Freimann mit verhaltenem Atem auf dem Bauche liegt. Beim Schein seiner Grubenlampe macht sich der Mann in einer Ecke zu schaffen, und der Lauscher beobachtet, wie der Fremde einem Wandschränkchen ein Telefon entnimmt, in das er einige unverständliche Worte spricht. Als er den Apparat wieder verbirgt, kommt Freimann blitzartig der Gedanke, diesen Mann unschädlich zu machen — und an dessen Stelle weiterzufahren. Mit einem Satz ist er auf. Ein wuchtiger Hieb gegen die Schläfe läßt den Mann ächzend zusammensacken. Suchend sieht Freimann sich um. Irgendwie muß er den Mann fesseln. Kurz entschlossen stopft er dem Bewußtlosen sein Taschentuch zwischen die Zähne, umschnürt Arme und Beine so gut es geht mit seinem und des Mannes Leibriemen. Dann zieht er sich seine Mantelkapuze über den Kopf, nimmt des Mannes Grubenlampe und setzt sich seelenruhig auf dessen Platz im Wagen. — Jetzt rauscht es von rückwärts. Ein Gegenzug, vermutlich mit der Ablöungskolonne C, trifft ein. Ein kurzes Signal heult auf — der Steinzug setzt sich wieder in Bewegung, rauscht durch den Wassertümpel und hält wenige Minuten später vor dem Aufzug. — Schwerfällig klettern die Leute von

ihren Sitzen herab, und Freimann wird Zeuge, mit welcher Genauigkeit das Emporschaffen der Steinladungen klappt. — Je zehn Loren, immer zwei nebeneinander, werden in den Förderkorb geschoben und hoch geheißt. Alle Leute, die sich auf dem Zug befanden, sind asiatische Kulis. Freimann beobachtet, wie die Mannschaften jedes Wagens, sobald er sich auf der Plattform des Förderkorbes befindet, Kontrollmarken empfangen. Kräftig faßt er mit an, als seine Lore an der Reihe ist, zwingt ein asiatisches Grinsen in sein Gesicht, als er seine Hand hinstreckt und die Kontrollmarke in Empfang nimmt. Oben angelangt, werden die Wagen zu einem Zug zusammengeschoben, der die Halde umfährt, an deren hinterer Seite die Wagen entleert werden. Der Geröllschutt wird eingeböscht und von oben bereitstehenden Leuten mit Kupferschieferabraum überdeckt. Freimann hat genug gesehen. Es wird Zeit, daß er sich drückt. — Rasch entledigt er sich der Arbeitskleidung, hängt sie wieder an den Nagel und verläßt das Werkgelände auf dem gleichen Wege, auf dem er gekommen war. —

Als er wieder in seinem Bett liegt, übermannt ihn die Schwäche derart, daß er geraume Zeit wie tot daliegt. Die Aufregung — die Anstrengungen der letzten Stunden waren zu viel für seinen, durch das lange Krankenlager geschwächten Körper. — Sein Hirn aber arbeitet fieberhaft. — Was er erlebt hat, erscheint ihm phantastisch und unbegreiflich. Was geschieht dort unten unter dem Schleier des Geheimnisses? Was bedeuten die seltsamen Grauwacketransporte, die von weither zu kommen scheinen? Weshalb arbeiten in der C-Kolonne nur Asiaten? Die Tarnung des ins innere Unbekannte führenden Tunnelgleises durch den Wassertümpel läßt vermuten, daß die Gerölltransporte auf diesem Zubringergleis mit dem eigentlichen Bergwerksbetrieb nichts zu tun haben und für Uneingeweihte

verheimlicht bleiben soll. Jetzt kann er sich auch die geräumige Förderkoreanlage und den komplizierten Verschiebebahnhof dort unten erklären. Alle diese gewaltigen, kostspieligen Einrichtungen scheinen einzig und allein für diese Abbaustoffe aus dem Inneren zugeschnitten zu sein, und die Genauigkeit, mit welcher der ganze Apparat arbeitet — wie alles ineinander greift, läßt darauf schließen, daß dieser Zweig des Betriebes sich in jahrelanger Gewohnheit eingespielt haben muß. — Soviel steht fest, daß dieser mit der Kupfergewinnung nichts zu tun hat. Daß gerade diese nebensächlich behandelt wird, bestätigen ja auch die schlechten Jahresbilanzen des Bergwerks. Der Musterbetrieb, den man ihm vorgeführt hat, war nur eine Vortäuschung falscher Tatsachen. Zu welchem Zweck hatte man das getan? Nur, um ihn über das eigentliche Wesen der Atalaya-Mine zu täuschen, ihn abzulenken — ihn einzulullen. Und plötzlich steigt wie eine heiße Welle die Erinnerung in ihm auf an Myrrhas Bemühungen, ihn von seiner Arbeit abzuhalten. Wohl schreckt er vor dem Gedanken zurück, daß sich das liebevolle, so unschuldsvoll dreinschauende Mädchen habe als Werkzeug benutzen lassen, um ihn — den verliebten Trottel von seiner Pflicht abzuhalten und kann doch vor den Tatsachen nicht haltmachen. — Hah! Und seine plötzliche Erkrankung? Wie war es damit? Hatte man ihn vielleicht absichtlich ausgeschaltet, um ihn irgend etwas Wichtiges — Verbrecherisches nicht sehen zu lassen? — Bestimmt! So muß es gewesen sein, — und Myrrha, dieses für so rein gehaltene Mädchen, hat ihre Hand dabei im Spiele. — Schmerzlich stöhnt er auf bei dem Gedanken. Kann so etwas möglich sein? Kann das Mädchen, an das er sein Herz gehängt, so schlecht sein? — Alles in ihm lehnt sich gegen diesen Gedanken auf. Wissentlich kann Myrrha nichts Böses getan haben. Noch

heute will er mit ihr darüber sprechen. Ja — was hat er denn eigentlich entdeckt? Er hat gesehen, daß für ihn unverständliche Felsgerölltransporte irgendwoher gefördert werden, die man vor ihm verheimlicht. Sonst weiß er nichts. Vielleicht hätte er mehr erfahren, wenn er sich der C-Kolonne angeschlossen hätte, und er sagt sich, daß er das Versäumte nachholen müsse. Zu dem Zweck muß er seine Rolle als Kranker noch weiterspielen. Wegen des nächtlichen Ereignisses kann kaum ein Verdacht auf ihn fallen. Hatte der Direktor doch selbst gesehen, daß er noch bewußtlos im Bett lag. Über seinen Grübeleien hat ihn endlich der Schlaf übermannt. Häßliche Träume stören seinen Schlummer. Der Alte beugte sich über ihn, um ihn zu erwürgen — mit wildem Aufschrei erwacht er — und blickt in die Augen des Mannes, von dem er soeben träumte. Über sein Bett geneigt, beobachtet ihn dieser — fährt aber bei Freimanns Schrei erschrocken zurück. Schnell tritt Myrrha an sein Lager. Seiner Rolle eingedenk hat er die Augen wieder geschlossen und lallt vor sich hin. Das Mädchen legt ihm einen kalten Umschlag auf den Kopf, und Freimann fühlt beschämt, wie eine Träne auf sein Gesicht tropft.

„Er ist ja immer noch ohne Besinnung, Vater“, sagt sie besorgt.

„Komm, lassen wir ihn ruhen!“ — Dann hört Freimann, wie der Alte im Nebenzimmer mit vor Erregung bebender Stimme seiner Tochter zuflüstert:

„Ich habe soeben eine sonderbare Meldung erhalten. In einem befahrenen Stollen fand man einen zur Nachtschicht gehörenden Mann gebunden und geknebelt neben den Gleisen, der durch einen Schlag betäubt worden war. Als er wieder zur Besinnung kam, gab er an, daß er, als er eine telefonische Meldung durchgegeben hatte, hinterrücks niedergeschlagen wor-

den sei. Auffallend jedoch ist, daß sein Fehlen bei der Kontrolle nicht bemerkt wurde, die Schicht also vollzählig war. Demnach muß sich ein Fremder eingeschlichen haben; denn unter meinen Leuten gibt es keine Verräter. Nun sind aber im Ort keine Fremden, außer dem Deutschen, den wir im Hause haben und der krank nebenan liegt. Ich stehe vor einem Rätsel. Eine ganz verteufelte Geschichte, deren Folgen noch garnicht abzusehen sind.“

„Es wird sich um einen Racheakt oder dergleichen handeln, Vater. Was redest du nur immer von Verrat? Wer sollte — und was könnte denn da unten verraten werden? Das verstehe ich nicht.“

„Verstehst du nicht!? Natürlich verstehst du das nicht — brauchst du auch nicht zu verstehen! Genug — wenn ich dir sage, daß auch wir unsere Betriebsgeheimnisse haben, die nicht für Fremde bestimmt sind. Wären wir nur den Burschen da drin erst wieder los“, murmelt er zähneknirschend.

„Was hast du nur gegen diesen Mann? Hat er uns etwas getan? Daß er hier krank geworden ist, dafür kann er doch nichts.“

Plötzlich ist der Alte mit einem Satz an der Tür, lugt argwöhnisch nach dem Bett des Kranken. Doch der liegt noch immer mit geschlossenen Augen und rührt sich nicht. Behutsam schleicht Soliman zurück. Ein böses Funkeln ist in seinem Blick, als er knurrt: „Am besten wär's, wenn er garnicht wieder aufwachte.“ Mit Schrecken wird Myrrha klar, daß dem jungen Mann durch ihren Vater Gefahr drohe — und weiter, daß sie den Bedrohten liebte. Sie muß ihn schützen, und das kann sie am besten erreichen, indem sie sich scheinbar der Meinung ihres Vaters anschließt. Heucheln muß sie. Und so sagt sie, mit ihr selbst erstaunlicher Falschheit:

„Eigentlich hast du recht, Vater! Mir ist die Verstellung diesem verliebten Fremdling gegenüber auch lästig.“

Mißtrauisch schielt der Alte nach seiner Tochter. „Pst! Nicht so laut, mein Kind! Jetzt mußt du erst recht freundlich zu ihm sein.“

„Ach — es ist so widerwärtig. Am Abend vor seiner Erkrankung habe ich mir sogar seine Küsse gefallen lassen müssen. Ich mag diese Komödie nicht mehr spielen, die du mir zumutest. Schaff ihn aus dem Hause, sobald er gesund ist!“

„Das geht nicht! Wir dürfen ihn nicht mehr aus den Augen lassen. Zuviel hängt davon ab. Sei weiter mein braves Kind!“

„Was denn? Was hängt davon ab? Sage mir wenigstens, um was es geht, damit ich weiß, weshalb ich dieses lästige Opfer bringen muß.“

„Es ist nicht mein Geheimnis, Mädchen. Glaube mir, daß es sich um große Dinge handelt — zum Wohle unseres Vaterlandes. Und das eine merke dir! Freimann darf nie ohne mich in den Schacht. Dafür hast du zu sorgen! Es geschieht für deine Heimat.“

Kaum ist der Vater hinausgegangen, steht Myrrha aufatmend, die Hände auf das wild pochende Herz gepreßt — lauscht. Dann huscht sie ins Krankenzimmer, sieht zu ihrem Schreck den klaren Blick des jungen Mannes auf sich gerichtet.

„Ich habe alles gehört, Myrrha.“

„Alles?“ fragt sie beklommen, „auch — auch was ich zuletzt über Sie sagte?“

„Auch das.“

„Aber — Sie glauben doch nicht, daß ich es so meine?“

Stumm schüttelt er den Kopf. — Ein entschlossener

Ausdruck prägt sich in ihren sonst so zarten Zügen aus, der sie fast hart erscheinen läßt.

„Nun wohl! Ich tat es, weil in den Worten meines Vaters eine versteckte Drohung gegen Sie lag. — Deshalb verleugnete ich Sie und werde es auch weiterhin tun. Mein Vater soll glauben, daß ich Ihnen gegenüber heuchle, wenn ich freundlich bin. Er soll denken, daß ich Sie ebenfalls für unseren Feind halte. Ich muß es tun, um ihn in Sicherheit zu wiegen. Ich habe Angst vor ihm und seinen Plänen, Martin.“ — Ganz unbewußt kommt ihr die vertrauliche Anrede über die Lippen. — „Es geht hier etwas vor, von dem ich bisher nichts ahnte. Darüber will ich mehr erfahren. Ich soll Sie von Ihrer Pflicht abhalten, indem ich Sie in mich verliebt machen soll. — Gut! Mein Vater soll die Überzeugung gewinnen, daß mir dies gelingt. Wollen Sie mir dabei helfen?“

„Ich werde es tun, Myrrha!“

„Ich weiß wohl, daß ich damit meinem Vater entgegenarbeite, aber ich — ich kann nicht anders“, schließt sie errötend. Freimann faßt nach ihrer Hand und sagt innig:

„Ich danke dir, Myrrha! Ich schäme mich, daß ich nur einen Augenblick an dir zweifeln konnte. Ich weiß jetzt, daß du mich lieb hast, und daß auch ich dich liebe. Schade, daß du die Tochter dieses Mannes bist. Mag sein, daß dein Vater kein schlechter Mensch, sondern nur ein Fanatiker ist. Aber das, wofür er sich hier einsetzt, ist ganz gewiß schlecht. Ich weiß mehr darüber als du, Myrrha; denn ich war gestern nacht im Bergwerk und habe eine sonderbare Entdeckung gemacht. Ich war es auch, der den Kuli niederschlug.“ Myrrhas Augen weiten sich vor Entsetzen:

„Du hast das getan? Wie ist das möglich? Du lagst doch gestern abend noch phantasierend im Bett!“

„Ich habe mich verstellt! Deinetwegen wurde mir das sehr schwer. Aber ich mußte es tun, und wir beide müssen uns nun weiter verstellen, wenn du mir helfen willst.“

„Ja — ja! Ich helfe dir!“ erwidert sie fest. Sag mir nur, was ich tun soll!“

„Es ist viel, was du tun müßtest, aber — wirst du auch nicht mit deinem Gewissen in Widerstreit geraten?“

„Nein! Denn ich liebe dich! Sprich nur!“

„Gut — so höre! Ich will noch einmal heimlich in die Grube, um ihr Geheimnis ganz zu ergründen. Mein Plan ist folgender: Ich werde aufstehen und eine Zeitlang den noch etwas hinfälligen Genesenden vortäuschen. Inzwischen müßtest du versuchen, einen zur C-Kolonnie gehörenden Kuli zu bestechen, an dessen Stelle ich mich in die Ablösungsschicht einschmuggeln will. Etwas gelbe Schminke kannst du mir wohl auch besorgen. Weiter müßtest du in einer Zeit, wo ich deinen Vater dienstlich in Anspruch nehmen werde, an Fräulein Dr. Treuen in Marrakena telephonieren und ihr sagen, sie möge veranlassen, daß ich telegraphisch zur Rücksprache nach Marrakena berufen werde, und daß mir zu diesem Zweck von dort ein Dienstauto zu schicken sei. Da der Umstand, daß ich nicht selbst telephoniere, wie überhaupt dieses Ansinnen Fräulein Treuen befremden wird, mußt du ihr sagen, daß ich aus ganz bestimmten Gründen, die ich ihr später erklären würde, zu diesem absonderlichen Schritt gezwungen sei, um der hiesigen Betriebsleitung gegenüber eine mehrtägige Abwesenheit vom Werke glaubhaft zu machen. Auf ihre bestimmt zu erwartende Frage, was du als Tochter des Direktors damit zu tun habest, sage ihr, daß du ihr dies vorläufig noch nicht erklären kannst. Sie möge dir und mir jedoch

trotzdem vertrauen. Zur Bekräftigung nenne ihr die Buchstaben E-U-G-D. — Sobald der Wagen eintrifft, reise ich offiziell ab, fahre aber nur bis Tetuan, wo ich den Wagen unterstellen und in der Obhut des Fahrers lassen werde, bis ich von meinem Ausflug zurückkehre.“ — Nach kurzem Nachdenken setzt er hinzu — „noch etwas für Fräulein Treuen. Sollte ich nach achtundvierzig Stunden aus dem Bergwerk nicht zurückgekehrt sein, und solltest du bis dahin von mir nichts gehört haben, so rufe Marrakena nochmals heimlich an und teile ihr das Geschehene mit. Der bestochene Kuli müßte in der Nacht, in der ich an seine Stelle trete, von der Bildfläche verschwinden und an einem sicheren Ort verborgen gehalten werden. Das Weitere müssen wir dem Schicksal überlassen.“

Tapfer zwingt das Mädchen ihre Angst vor dem verwegenen Plan des Geliebten nieder und verspricht, alles genau zu befolgen. Argwöhnisch sieht der Vater dem jungen Ingenieur nach, als er, auf den Arm seiner Tochter gestützt, zum erstenmal wieder ausgeht, und lächelt zufrieden, als er beobachtet, wie hinfällig der Mann dahinschleicht. Bah! Von dem Wrack ist vorläufig noch nichts zu befürchten — und als dann eines Tages ein Funkspruch aus Marrakena eintrifft, der den Ingenieur dorthin beordert, atmet er befreit auf. — Weder der Ingenieur, noch des Alten Tochter achten darauf, daß dem Reiscauto Freimanns kurz nach dessen Abfahrt ein Motorrad folgt. — In derselben Nacht noch beginnt Freimann sein wagehalsiges Unternehmen. Niemand hätte in dem gelbhäutigen, schmutzigen Kuli, der, wie die anderen, gebückt in der Ablösungsschicht mittrottet, den jungen Ingenieur vermutet.

*

GIZ via Monrovia — stop — Geschäftsabschluß in vierzig Tagen — stop — Aktionsruf vierundzwanzig Stunden vorher — stop!“ — „So, so!“ murmelt Grete Treuen vor sich hin, nachdem sie das soeben abgefangene Radiogramm entziffert hat — „Ein Geschäft über Liberia, das in vierzig Tagen zum Abschluß kommen soll? Und deshalb heute schon ein Radiogramm? Hm! Und was heißt das — Aktionsruf vierundzwanzig Stunden zuvor? — Muß ein merkwürdiges Geschäft sein.“ — Diese rätselhafte Botschaft hält sie für so wichtig, daß sie sofort den Generalingenieur anfunk und sie diesem übermittelt. Die bald darauf einlaufende Antwort ist sehr kurz. Sie lautet nur „Danke!“ — Aber eine Stunde später nimmt sie ein an ihren Chef gerichtetes Radiogramm aus Genf auf: „Inspiziert militärische Depots-Garnisonen — Besatzungsstärken — Bestand vorhandenen Kriegsmaterials feststellen — Frist fünf Tage!“ Sinnend liest Grete diesen Funkspruch. Der wird ihrem Chef wenig Freude machen. — Zweimal liest Sörrensen die Depesche, die er nervös zwischen den Fingern knittert. Eine finstere Falte gräbt sich in seine Stirn:

„Was soll das nun wieder bedeuten?“ sagt er mürrisch.

Grete zuckt die Schultern — schweigt. — „Das kann ich doch garnicht machen. Sollen denn die Leute hier mit aller Gewalt vor den Kopf gestoßen werden?“

„Derartige Inspektionen gehören doch zu Ihren Obliegenheiten als Statthalter“, erwidert Grete Treuen kühl. „An dem klaren Befehl ist doch garnicht zu deuteln.“

Ärgerlich nimmt er den Telephonhörer ab: „Verbinden Sie mich mit dem Kriegsministerium!“ ruft er hinein.

„Bitte nicht!“ sagt Grete energisch — nimmt ihm

den Hörer aus der Hand: „Hallo! Zentrale dort? Es ist gut. Die Verbindung erübrigt sich. Schluß!“

„Was fällt Ihnen denn ein, Treuen? — Das ist doch . . .“

„Es hieße nicht im Sinne des Auftrags handeln, wenn Sie das Kriegsministerium vorher von Ihrer Absicht unterrichten würden.“

„Natürlich werde ich das tun. Ich muß doch sehr bitten.“

Grete Treuen erhebt sich und erwidert mit Nachdruck: „Dann müßte ich meine sofortige Entlassung nehmen — vorher jedoch Genf von Ihrer Auffassung des vorliegenden Auftrags benachrichtigen.“ Und draußen ist sie. —

„Das ist doch die Höhe!“ — schimpft Sörrensen hinter ihr her. „Das Mädels wird anmaßend.“ — Dann ruft er die Fürstin an, die nicht anwesend ist. Er hinterläßt, daß sie so bald wie möglich bei ihm vorsprechen möge. — Grete Treuen wartet, was nun geschehen wird. Es dauert lange, ehe ihr Warten Erfolg hat. Zu sieben Uhr meldet die Fürstin ihren Besuch an. Als sie die Fürstin kommen hört, legt sie die Hörer ihres Lauschkamers um und ihren Notizblock zurecht.

„Lies dies, Ira!“ — Stille — „Nun — was sagst du dazu?“

„Deine Leute scheinen argwöhnisch zu werden. Man wird uns in Genf verdächtigt haben.“

„Wer sollte das getan haben? Es liegt doch gar kein Grund dazu vor. — Wie soll ich mich zu dem Auftrag stellen?“

„Selbstverständlich wirst du auftragsgemäß handeln und innerhalb von fünf Tagen deinen Bericht einreichen.“

„Ja aber — du verlangst doch nicht von mir, daß ich Falsches berichte.“

„Ich verlange gar nichts, Carlo. Du mußt am besten wissen, was du zu tun hast.“ — Die Lauscherin am Mikrophon hört ihren Chef erregt auf und ab gehen, dann wieder die dunkle Stimme der Versucherin. — „Wird es dir denn so schwer, dich zu entscheiden? Es würde mir schmerzlich sein, dich verlieren zu müssen.“ — Mit verhaltenem Atem lauscht Grete — rau — gequält kommt seine Antwort — „Nein — ich weiß, was ich tun werde.“ — Eine Weile hört Grete nichts mehr, — dann wieder die Stimme der Frau — „Komm — wir wollen zum Sultan fahren!“ — Das Klappen einer Tür — Stille. Wie geistesabwesend steigt Grete die Treppe zum Sender hinauf. Ihr Chef — der Bruder des Generalingenieurs steht im Begriff, zum Landesverräter zu werden. Sie muß eingreifen, ehe es zu spät ist. Zuviel steht auf dem Spiel. Rücksicht darf sie nicht mehr nehmen. Um vor Mitgehörern sicher zu sein, schaltet sie alle Nebensender ab, stellt ihren Sender auf Sprech- und Fernschmelde um und funkt abermals das Rufzeichen S. G. I. — Fast zwanzig Minuten muß sie diesmal warten, ehe der Summer anzeigt, daß die gewünschte Verbindung hergestellt ist. Sie funkt: Hör-Fernseher einschalten. Ein knisterndes Geräusch wird hörbar — eine leuchtende Linie huscht über das Seefeld, dann schaut sie in die ernsten Augen des Generalingenieurs, — und sie hört den fernen Mann fragen: „Nun, was gibt es so Dringliches?“

„Ich habe Ihnen leider etwas Unangenehmes mitzuteilen, Herr Generalingenieur. Soeben habe ich ein Gespräch zwischen Ihrem Herrn Bruder und der fremden Fürstin angehört, das abermals meinen Verdacht,

daß in Marrakena die Fäden einer Verschwörung zusammenlaufen, bestätigt.“ —

„Sie sagen, daß Sie dieses Gespräch mit angehört hätten, — wie kam das? War das ein Zufall?“

„Nein — ein Zufall war das nicht. Ich erwartete das Kommen der Fürstin, die mein Chef zu sich gebeten hatte, um deren Gespräch zu belauschen. Ich habe nämlich in seinen Räumen Lauschmikrophone angebracht, was ich nach den Vorgängen hier für berechtigt hielt. Ich hörte also, wie die Fürstin Ihren Herrn Bruder beeinflusste, einen — sagen wir — nicht ganz zutreffenden Bericht über das Ergebnis seiner militärischen Inspektion in Moretanien zu erstatten.“ Im Gesicht des Generalingenieurs wetterleuchtete es. Sein Blick bohrt sich fest in die Augen der Sprecherin.

„Haben Sie sich auch nicht verhört, Fräulein Treuen?“

„Nein, Herr Generalingenieur. Herr Dr. Sörrensen ist anschließend an das Gespräch mit der Fürstin zum Sultan gefahren.“ — Des Mannes Züge scheinen zu versteinen — hart sagt er:

„Ich danke Ihnen, Treuen! Ich werde meine Maßnahmen treffen. Haben Sie mir noch etwas zu sagen?“

„Ja, Herr Doktor. Es wäre wohl gut, wenn Ihr Herr Bruder dem Einfluß dieser Frau bald entzogen würde.“

„Ich verstehe!“

„Ein weiteres auffälliges Geschehen habe ich noch aus Tetuan zu berichten. Der nach dort gesandte Ingenieur Freimann ist kurz nach seinem Eintreffen selbst, plötzlich unter seltsamen Umständen ernstlich erkrankt, und ich habe gestern durch einen Telefonanruf von dort erfahren, daß Freimann anscheinend wieder hergestellt ist, aber in eine ziemlich undurchsichtige Sache verwickelt zu sein scheint.“

„Treuen — hören Sie genau zu. Was auch geschehen

mag — Sie müssen unter diesen Umständen jetzt auf Ihrem Posten ausharren. Ich lege hiermit die Gesamtleitung aller moretanischen Betriebe in Ihre Hände. Die Vollmacht wird Ihnen umgehend zugestellt werden. Sehen Sie tunlichst bald einmal nach Freimann und suchen Sie zu erforschen, was in der Atalayamine vorgeht. Und nun mit Gott, Treuen!“

Wieder huscht die Lichtlinie über das Sehfeld. Grete Treuen schließt die Sehzelle ab und stellt mit wenigen Handgriffen den normalen Senderbetrieb wieder her.

Am nächsten Tag geht ein Radiogramm an Dr. Carlos Sörrensen ein, das ihn zu sofortiger Rücksprache nach Genf beruft. — Grete Treuen fühlt sich etwas bedrückt, als ihr Chef sich von ihr verabschiedet. Was würde der wohl sagen, wenn er wüßte, daß dieser Ruf nach Genf seine Abberufung von dem Statthalterposten bedeutet, und daß er diese ihr zu verdanken habe. Aber sie beruhigt ihr Gewissen damit, daß sie nur ihre Pflicht getan und letzten Endes in ihres Chefs ureigenstem Interesse gehandelt habe.

Der Sultan und die Inderin aber warteten vergeblich auf die Rückkehr dieses Mannes, den sie glaubten, als williges Werkzeug für ihre Pläne gewonnen zu haben. — An dessen Stelle traf ein finster dreinschauender, verschlossener Mann in Marrakena ein, der sich beim Sultan als künftiger Statthalter einführte, — ein Mann von reckenhafter Gestalt, dem man es ansah, daß er sich seines Herrentums bewußt ist. — Nach dem Zweck dieser plötzlichen Verwaltungsänderung und nach dem Verbleib Dr. Sörrensens befragt, zeigte sich der neue Statthalter sehr zugeknöpft. Sein Vorgänger sei zu anderer Verwendung vorgesehen.

Der Sultan und seine Vertraute sind äußerst bestürzt über die so jäh veränderte Lage. Sehen sie ihre

ehrzeizigen Pläne doch ernstlich gefährdet. Sollte der junge Sörrensen auch nur eine Figur in ihrem gewagten Spiel bleiben, so war er in seiner einflußreichen Stellung als Verbündeter doch wertvoll gewesen. Ihr Haß gegen die Eurofrika-Union, gegen deren Macht sie bislang noch ohnmächtig sind, steigert sich ins Maßlose. Iras Rachegelüst aber richtet sich in erster Linie gegen die scheinheilige Deutsche, in der sie eine gefährliche Gegnerin ihrer Pläne sieht. Diese Befürchtung wird ihr zur Gewißheit, als sie erfährt, daß die anfänglich von ihr so gering Eingeschätzte zum bevollmächtigten Chef aller industriellen Werke und Betriebe Moretaniens, die der Unions-Oberhoheit unterstehen, bestellt worden ist.

*

In schwere Ledermäntel gehüllt, Kapuzen über den Kopf gezogen, besteigen die Männer der C-Kolonne den auf der Schachtsole haltenden Zug und hocken sich mit dem Rücken gegen die Fahrtrichtung. Freimann macht ihnen geflissentlich alles nach. Die C-Kulis sind nach Nummern benannt. Er trägt die Nummer dreihundertsiebenundsechzig. Die Schicht, der er angehört, besteht aus sechsundachzig Mann. Rauschend hat der Zug den Tümpel durchquert, den in der Weiche haltenden Gegenzug überholt und jagt nun mit großer Geschwindigkeit in dem Tunnel dahin. — Die Kälte, verstärkt durch den scharfen Gegenzug, macht sich bald unangenehm bemerkbar, durchdringt den dicken Ledermantel, und Freimann fühlt langsam seine Glieder erstarren. — Verstohlen vergewissert er sich auf dem mitgenommenen Taschenkompaß über die Fahrtrichtung und stellt fest, daß der Tunnel fast gradlinig in nordwestlicher Richtung verläuft. — Im düstren Schein der Grubenlampen und der in gewissen Ab-

ständen brennenden Tunnelbeleuchtung, sieht er feucht glitzernde Wandungen vorüberziehen. Nirgends aber sieht er den stumpfgrauen Farbton von Grauwacke. An Stelle der kahlen Felswände treten dann stark verzimmerte, teilweise gemauerte. Immerzu geht es in scharfem Gefälle abwärts, und noch immer fährt der Zug mit unverminderter Geschwindigkeit. Wohin geht nur diese sonderbare Reise? Zwei Stunden fahren sie nun schon, wie Freimann durch einen Blick auf seine Taschenuhr feststellt. Seiner Berechnung nach muß dieser geheimnisvolle Tunnel, wenn das so weiter geht, bald das Mittelmeer erreicht haben. Starkes Schleudern des Wagens reißt ihn aus seinen Betrachtungen. Der Zug durchfährt eine scharfe Kurve. Dann wirft eine Gegenkurve ihn auf die andere Seite — die Schnelligkeit läßt nach — Bremsen kreischen — der Tunnel weitet sich hallenartig. — Im Vorübergleiten sieht Freimann in Bewegung befindliche Maschinen — Schwungräder. Fernes Getöse läßt sich hören. Jetzt hält der Zug. — Aussteigen. Schwerfällig kriechen die grauen Gestalten von den Wagen herab. Ein Aufseher läßt die Leute antreten. „Rechts um, marsch — Geräte empfangen!“ — Schaufeln, Steingabeln, Picken, Sauerstoffapparate — Gasmasken werden ausgegeben. Verstohlen hält der junge Ingenieur Umschau. Sie befinden sich hier in einem Bergwerksbetrieb mit allen technischen Einrichtungen eines solchen. — Nun müssen sie abermals einen Zug besteigen. Über Weichenstraßen klappernd, durch eine Reihe Querstollen, verzimmerte Kammern geht es weiter. Lauter wird das Getöse — heller der Lichtschein. Ein Raum wird durchquert, wo hunderte von Kulis an roh gezimmerten Tischen sitzen. Die Fahrt ist zu Ende. — Die Luft hier unten ist stickig, trotz der Exhaustoren, die heulend den Gesteinsstaub schlucken. — Kommando: „Sauerstoffhelme aufsetzen!“ Wie Taucherhelme früherer Zeiten muten

diese an. Glaslinsen ermöglichen den Ausblick. Und dann kommt die Hölle. — Eine quer gespannte Gumm wand, durch die Mann für Mann einzeln durchschlüpfen muß, ist ihre Pforte. Freimann befindet sich nun in einem mit Steinstaub erfüllten, grenzenlos erscheinenden Raum, in dem schattenhafte Gestalten hin und her huschen. Ein ohrenbetäubender Lärm macht jede Verständigung durch Worte unmöglich. In bereitstehende Loren muß er mit den anderen Leuten seiner Schicht Gestein schaufeln — und jetzt, Grauwacke — nichts als Grauwacke. Von vorn her brummen von Zeit zu Zeit dumpfe Sprengungen. Freimann erkennt in dem wirbelnden Staub mit Mühe gerade nur seinen Arbeitsplatz. Ihm saust es in den Ohren — die Zunge klebt ihm am Gaumen — ein Schwindelgefühl überkommt ihn — er ist dem Ersticken nahe. Erst als er den Sauerstoffzustrom betätigt, wird ihm wieder besser. Jetzt erst wird er sich voll bewußt, wie gefährlich das Abenteuer ist, in das er sich eingelassen hat. Hier darf er nicht schlapp machen, sonst ist er verloren. Wie mechanisch bewegt er die Arme. Die ungewohnte harte Arbeit macht sie rasch erlahmen. Nach vier langen, qualvollen Stunden wird seine Schicht abgelöst, in den Vorraum geführt, wo den Leuten heißer Tee, Brot und Fett verabreicht werden. Vier Stunden Ruhe sind ihnen vergönnt. Er wirft sich wie die anderen auf die im Hintergrund befindlichen Strohsäcke, wo ihn auch sofort die Müdigkeit übermannt. — Wieder muß er vier Stunden arbeiten — diesmal mit der Spitzhacke an der Zerkleinerung der Felsbrocken. Als er während der zweiten Ruhepause gierig seine Suppe löffelt, hört er plötzlich eine Stimme, die seinen Herzschlag stocken läßt. Verstohlen aufblickend, gewahrt er den Direktor Soliman, der seinen Blick wie suchend über die essen den Leute wandern läßt. Seine Erregung niederzwingend, löffelt Freimann seine Suppe und bringt es sogar

fertig, einen verstellt blöden Blick auf den Alten zu werfen. Gleichmütig wischt er sich mit dem Rockärmel den Mund, steht auf und geht gebückt nach seinem Strohlager. Der Direktor scheint ihn gottlob nicht beachtet zu haben. Hat der sich von seiner Maske und seinem Verhalten wohl täuschen lassen? Jedenfalls schreitet dieser weiter und verschwindet hinter der Gumm wand. — Daß der Mann hier unten herum schleicht, sieht verteuftelt danach aus, als ob dieser Verdacht geschöpft habe, und er sagt sich, daß, wenn er hier unten ertappt werde, sein Leben in äußerster Gefahr schwebe.

Denn er kennt jetzt das so sorgfältig gehütete Geheimnis des Atalaya-Bergwerkes, und je mehr er darüber nachdenkt, desto größer wird seine Gewißheit, daß er auf die Spur eines Verbrechens von gigantischem Ausmaß geraten ist. Obgleich er selbst an die eigentliche Vorortarbeit noch nicht herangekommen ist, weiß er als Bergfachmann doch, daß das Steingeröll, das hier gefördert wird, nicht aus gewachsenem Fels gebrochen sein kann, was an den seltsam zermahlenen Flächen einzelner Trümmerstücke erkennbar ist. Hier unten wird altverlagerte Felsschüttung gesprengt, und er fragt sich schauernd, aus welchem Grunde man das tut. Denn wo ist solche in dieser Gegend einzig und allein zu finden? Am Gibraltardamm! Soll dieser etwa zerstört werden? — Wie eine spitze Krallen wühlt dieser fürchterliche Gedanke in seinem Hirn. Das hieße eine Katastrophe heraufbeschwören, wie sie die Welt noch nie erlebt hat, — eine Katastrophe, die nicht nur Hunderttausende von Menschenleben vernichten, sondern ganz Europa aus den Angeln heben würde. Solch ungeheuerliches Vorhaben kann nicht im Gehirn eines kleinen afrikanischen Herrschers erdacht worden sein, das können nur Hintermänner getan haben, welche die

Vernichtung Europas wollen, die hier in langjähriger Wühlarbeit systematisch vorbereitet wird. Wer allein aber kann den Untergang Europas wünschen? Asien — und nicht einmal Asien, das doch auch von fühlenden Menschen, von Geschöpfen Gottes bewohnt wird, vermag derart Schreckliches zu planen. Solche Ausgeburt höllischer Phantasie konnte nur in den Hirnen wahnwitziger Gottes- und Menschheitsverächter gezeugt worden sein, solcher, wie sie nur unter den Gewalthabern der Komintern zu finden sind. Das rote Ungeheuer Anarchismus ist hier am Werke, das durch solche ruchlose Tat die Welt erschrecken will, indem es Eurofrika und seine Werke für alle Zeit vernichtet. — Und niemand ahnt etwas von dem drohenden Unheil. Heißer Schreck packt den jungen Ingenieur. Wie weit mag das Teufelswerk bereits gediehen sein? Kam er noch rechtzeitig genug, um den Generalingenieur zu warnen?

Ja — kommt er überhaupt noch heraus aus dieser Falle? — Mein Gott! schreit es in ihm — er muß — selbst wenn er morden müßte. Scharf grübelt er während der nächsten Arbeitsstunden darüber nach, wie er es anstellen könne, um heil aus dieser Hölle wieder herauszukommen. Er sieht noch, wie der Schuft von Direktor die Arbeitsstätte wieder verläßt. Endlich, nach vierundzwanzigstündiger Hölle hier unten, wird seine Kolonne abgelöst und die Rückfahrt angetreten. Gottlob! Bald wird er wieder oben sein. Dann aber sofort nach Marrakena! Sein grauenvolles Geheimnis darf er nur persönlich dem Statthalter mitteilen. Hah! Jetzt ist ihm klar, weshalb er ständig von Spionen umgeben war, die jeden seiner Schritte beobachteten. Jeden seiner Schritte? — Vielleicht hat man ihn gar auch auf seiner angeblichen Dienstreise beobachtet? Er überlegt. Irgend etwas Verdächtiges hat er auf

dem Weg nach Tetuan nicht wahrgenommen. Nur ein Motorradfahrer war kurz vor Tetuan an seinem Wagen vorbeigehuscht. — Hm! — Leider hat er auf diesen nicht weiter geachtet. Glaubte er doch, völlig unverdächtig gehandelt zu haben. — Wie dem auch sei — ändern kann er daran nichts mehr. Er kann nichts weiter tun, als sich auf seine wachen Sinne verlassen. — Stumpf hocken neben ihm die Kulis. Was mag in deren Hirnen vorgehen? Ob wohl einer von ihnen über die sonderbare Arbeit nachdenkt, die sie da unten verrichten müssen? Wohl kaum! Die schufteten da, wo sie hingestellt werden, ohne weiter nachzugrübeln. — Alles geht ähnlich zu, wie beim ersten Male. Nur daß diesmal nummerweise aufgerufen wird, ehe jeder seine Kontrollmarke erhält. Und — sonderbar — ist es ihm nur so — oder mustert ihn der Aufseher wirklich so eigentümlich, als der seine Nummer nennt? „Dreihundersechundsiebzig“ wiederholt dieser die Nummer und zählt nochmals „dreihundertfünfundsiebzig, sechsundsiebzig, siebenundsiebzig.“ — Plötzlich hat Freimann das unheimliche Gefühl, als sei seine Nummer eine besondere. — Oben angelangt, will er sich dem Zuge der anderen anschließen, als seine beiden Nachbarn, dreihundertfünfundsiebzig und siebenundsiebzig ihn beiseite drängen. — „Hierhin müssen wir!“ raunt ihm der eine ins Ohr „Myrrha!“ Ah! Myrrha! denkt er aufatmend, sie hat Vorsorge für ihn getroffen, und willig folgt er den beiden in die Dunkelheit der Nacht. — Da legt sich eine Schlinge um seinen Hals — so fest und so plötzlich, daß kein Laut mehr aus seiner Kehle kommt. Er fühlt noch einen dumpfen Schmerz im Nacken — dann ist sein Denken zu Ende. —

*

Grete Treuen überfliegt das Werkgelände der Atalayamine einige Male um den geeignetsten Landeplatz zu finden, entdeckt einen Schuppen mit davorliegender freier Wiesenfläche und geht darauf nieder. Sorgfältig sichert sie ihre Maschine. Dann rollt sie ein weißes Band ab, mit dem sie ein Viereck um diese absteckt. An den Absteckpfählchen sind Schilder angebracht, auf denen steht: „Achtung-Starkstrom-Lebensgefahr!“ Eine merkwürdige Flugmaschine ist das. Grete Treuen hat für ihre Reise den neuesten, noch unbekannten Amphibionapparat gewählt — ein Flugzeug, das nicht nur Land- und Wasserflugzeug ist, sondern das man auch mit wenigen Handgriffen zum Unterseeboot machen kann. Auch mit einem Kurzwellensender, Vernebelungsapparaten und mit dem Sörrensenschen Tarnungsmechanismus ist es ausgestattet, wie dies sonst nur bei den Kriegsmaschinen üblich ist. Besonders der Tarnungsmechanismus — ein Geheimnis der Eurofrikunion — macht deren Flugzeuge allen anderen überlegen. Durch Brechung der Sonnenstrahlen an elektrischen Wellchen, die während des Fluges vom Führerstand aus getätigt werden, wird das Flugzeug bei einer Entfernung von zweihundert Metern an, unsichtbar. Es entsteht ein Magnetfeld, welches den Apparat wie eine hinten offene Haube umgibt und eine stark rückstrahlende Wirkung ausübt, die die unter ihm befindlichen Teile den Blicken entzieht. Nur von rückwärts kann ein derart getarntes Flugzeug gesichtet werden. Ein riesenhafter Maure versperrt Grete Treuen grinsend den Weg, als sie das Verwaltungsgebäude betreten will.

„Wohin?“ fragt er mißtrauisch — „Der Herr Direktor ist für Besucher nicht zu sprechen.“

„Ich komme dienstlich!“ erwidert sie kurz, und hält ihm den Ausweis mit dem Hoheitszeichen der

Union unter die Nase. — Hämisch mustert der Pförtner die Fremde, tritt aber brummend beiseite, als er ihrem herrischen Blick begegnet.

„Sacré nom d'un chien!“ flucht er grimmig vor sich hin — „wie kommt dieses fremde Weib zu dem verfluchten Zeichen? Der Scheitan hole sie!“

„Sal Al!“ grüßt Grete wenig achtungsvoll den finsternen Mann hinter dem Schreibtisch. Verblüfft sieht der Direktor den Eindringling an: „Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ ranzt er Grete Treuen unfreundlich an.

„Dr. Treuen, Generalbevollmächtigte der Union aus Marrakena! Hier mein Ausweis! Ich will hier einmal Umschau halten. Sie haben wohl nichts dagegen?“ setzt sie freundlich lächelnd hinzu.

„Was — schon wieder eine Revision? Möchte nur wissen, was Ihr an dem alten Bergwerk immerfort zu revidieren habt. Ich denke, zu diesem Zweck ist der deutsche Ingenieur schon da?“

„Ganz recht! — Gerade seinetwegen bin ich hier. Wo treffe ich ihn?“

„Den wollen Sie sprechen? Ich denke, Sie kommen aus Marrakena? Haben Sie ihn nicht selbst dorthin berufen?“

„Gewiß! Soll ich aus Ihren Worten entnehmen, daß Herr Freimann nicht anwesend ist? Er war nur zu kurzer Besprechung in Marrakena und ist sogleich wieder zurückgefahren.“

„Sonderbar! Bei mir hatte er sich nach seiner Abreise nicht wieder sehen lassen.“ Er nimmt den Hörer ab, ruft eine Betriebsstätte nach der anderen — zuletzt auch seine Wohnung an und erhält überall den Bescheid, daß Herr Freimann nicht anwesend, auch nicht gesehen worden sei.

„Das ist mir unbegreiflich“, sagt Grete Treuen nach-

denklich. „So werde ich warten, bis er kommt. Wo kann ich mich aufhalten, solange ich hier weiler!“ — Der Direktor führt sie in Freimanns Büro. „Bitte, hier! Sonst ist das nur in meinem Hause möglich. Ich werde Sie hinfahren. Wo haben Sie Ihr Gepäck?“

„Danke! Bemühen Sie sich bitte nicht. Ich habe meinen Koffer in meinem Flugzeug.“ — Soliman drückt auf einen Knopf, und befiehlt dem eintretenden Pförtner, das Gepäck der Dame zu holen und das Auto vorfahren zu lassen.

„Halt! Einen Augenblick, Herr Direktor! Ich nehme Ihre Einladung mit Dank an, bitte Sie aber, von meiner Anwesenheit kein Wesens zu machen. Lassen Sie also Ihren Diener hier. Ich werde mein Kofferchen selbst holen. Ich mache darauf aufmerksam, daß mein Flugzeug dauernd unter Starkstrom steht, sodaß jede unvorsichtige Berührung mit Lebensgefahr verbunden ist. Ich wünsche, daß es draußen stehenbleibt, weil ich es nicht im Schuppen haben will. Um von vornherein Klarheit zu schaffen, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich mir vorbehalte, von meiner Vollmacht nach meinem Ermessen Gebrauch zu machen. Das wird von den Umständen abhängen. Auf jeden Fall aber lehne ich eine Begleitung auf meinen Rundgängen durch Sie oder dritte Personen ab, wenn ich solche nicht ausdrücklich wünsche.“ — Sie hatte das in so bestimmtem Tone gesagt, daß der Direktor nichts darauf zu erwidern wagt und nur verbissen den Kopf schüttelt. Kaum aber war das Mädchen gegangen, verzerrt sich sein Gesicht vor Wut. Mit dem Fuße aufstampfend, zischelt er:

„Verdammte Spionin! Die hat mir gerade noch gefehlt. Den Kram habe ich satt bis obenhin. Na — lange soll eure Herrlichkeit nicht mehr dauern. Allah verdamme euch!“

Grete Treuen aber denkt bei sich, als sie im Wagen sitzt:

Ein falscher Mann! Dem gegenüber ist höchste Vorsicht am Platze. Um so angenehmer ist sie überrascht, als sie die Tochter des widerlichen Alten sieht. Ein so liebliches Mädchen hat sie in seinem Hause nicht vermutet. Auch sie hat von ihr nicht den Eindruck, eine Exotin vor sich zu haben. Nur eine nervöse Unruhe fällt ihr an dem Mädchen auf, die gar nicht zu dessen sonstigem Wesen passen will. Grete Treuens ruhige, freundliche Würde, verbunden mit ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit läßt bald Myrrhas Zurückhaltung schwinden. Diese ist froh, in der Fremden eine Geschlechtsgenossin mit so angenehmen Eigenschaften gefunden zu haben. Noch ehe der Tag zur Neige geht, schüttet das verängstigte Mädchen der Besucherin gegenüber sein Herz aus. Und Grete Treuen erfährt, daß Myrrha sich um den jungen Ingenieur Sorge macht. Es ist nicht schwer zu erraten, daß dieser Mann dem Mädchen nicht gleichgültig ist. — Myrrha hat, seitdem sie um ihren Freund bangt, noch besser gelernt, sich zu verstellen. So fängt ihr Vater, der die beiden Mädchen argwöhnisch beobachtet, manch verstohlenen Seitenblick seiner Tochter auf, der ihm sagen soll, daß sie auch dieser Fremden gegenüber Komödie spiele. — So stört es ihn auch nicht, als sie sich Grete Treuen bei deren Rundgängen durch das Werk anschloß. Nachdem ihr Myrrha rückhaltlos erzählt hatte, was Freimann geplant, und wie sie ihm geholfen habe, kann das beherzte Mädchen nur mit Mühe ihren Schreck verbergen. Sofort machen sie sich auf die Suche nach Freimanns Wagen, den sie auch im nahegelegenen Ort fanden. Kurz entschlossen schickt Grete Treuen ihn nach Marrakena zurück. Von Myrrha begleitet streift sie durch die Arbeiterlager. Bei jedem Schichtwechsel beobachten sie die ein- und

ausfahrenden Mannschaften — auch nachts. Aber die C-Kolonne ist nie mehr dabei. — Mit wachsender Unruhe bemerkt der Direktor die Beharrlichkeit der Fremden, weil er mutmaßt, daß diese einen bestimmten Zweck damit verfolgt. Nur der Umstand, daß seine Tochter sie ständig begleitet, vermag ihn etwas zu beruhigen.

*

Als Freimann mit stechendem Schmerz im Hinterkopf aus seiner Betäubung erwachte, erinnert er sich alsbald dessen, was mit ihm geschehen war. — Seine beiden Nachbarn hatten ihn beim Verlassen des Schachtes seitwärts gedrängt. Dann hatte man ihm eine Schlinge um den Hals gelegt und ihn durch einen Schlag betäubt. Nun liegt er, an Händen und Füßen gefesselt auf nassem Steinboden. Noch immer ist es Nacht, so daß er nicht gleich erkennen kann, wo er sich befindet. Ganz dicht neben sich hört er dumpfes Rauschen. Rasch beginnt nun sein Geist zu arbeiten. Seine Lage ist kritisch, denn er weiß, daß er nach Entdeckung des Grubengeheimnisses auf Schonung nicht rechnen darf. Sein Leben hängt auch nicht nur von dem Direktor allein ab. Hier geht es um so schwerwiegende Dinge, daß man ihn garnicht am Leben lassen kann, und er wundert sich nur, daß man ihn nicht gleich beseitigt hat. — Wie dumm von ihm, daß er in eine so plumpe Falle gegangen war, die ihn hilflos macht — und dieser Gedanke peitscht ihn auf. Er muß versuchen, sich zu befreien. Durch Befühlen seiner Taschen mit dem Ellenbogen stellt er fest, daß man ihm sein Messer nicht genommen hat. Mit zäher Ausdauer beginnt er seine Arme zu bewegen, um die Fesseln zu lockern. Zu seiner Genugtuung gelingt ihm das auch nach stundenlangen schmerzhaften Bemühungen. Mit den Zähnen hilft er nach. Und als der

Morgen zu grauen beginnt, gelingt es ihm, seine rechte Hand aus der Schlinge zu ziehen. Aufatmend ruht er sich ein paar Minuten aus, um neue Kräfte zu sammeln. Dann zerschneidet er die Fußfesseln. — Nun sieht er auch, wohin man ihn gebracht hat. Die Nässe des Fußbodens und das Brausen des Wassers hat es ihn schon längst vermuten lassen — man hat ihn in eine Schleusenammer gesperrt, die oben mit Brettern abgedeckt ist. Fürwahr — ein gerissen ausgeklügeltes Versteck.

In dem tosenden Lärm des Wassers kann ihn niemand hören, wenn er auch noch so laut um Hilfe brüllen würde. — Die glatten Mauerwände, die keinerlei Stützpunkt boten, mochten etwa vier Meter hoch sein. Hier kam er schwerlich wieder heraus. Das wußten die Mordbuben wohl, als sie ihn hier einsperrten. Die Schleuse brauchte nur ein wenig geöffnet zu werden, um ihn wie eine Ratte zu ersäufen. Da man ihn gefesselt wähnt, wird man sich vielleicht nicht einmal mehr die Mühe machen, nach ihm zu sehen. — Hierin lag möglicherweise der einzige Weg zu seiner Rettung. Wenn er schwimmend den oberen Rand erreichte, könnte er sich herausziehen, falls er dann noch die Kraft dazu haben würde, und — wenn man nicht auch das Gegentor öffnete und ihn mit den Wasserfluten einfach hinunterspülte. — Viel Umstände würden die Leute gewiß nicht mit ihm machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten. Aber er wartete vergeblich. — Grauenhaft langsam schlich der Tag dahin — wieder kam die Nacht. Niemand kümmerte sich um ihn. Durchnäßt, wie er ist, friert er gottsjämmerlich. Das Sickerwasser, das den Boden überrieselt, macht auch das Sitzen zur Qual. Um sich zu erwärmen, rennt er wie ein Raubtier im Käfig hin und her — hin und her. — Auch quälender Hunger stellt

sich ein. Wollen ihn die Bestien erst verhungern lassen, ehe sie ihn wie ein totes Aas wegsülen? — Zwei Tage und Nächte vergehen. Der Verzweiflung und dem Verhungern nahe, hockt er in der nassen Pfütze und erwartet, von Grauen und Fieber geschüttelt, den ihm zgedachten fürchterlichen Tod.

*

Direktor Soliman-el-Chaman hatte, seitdem die Fremde auf dem Werk herum spionierte, nicht mehr gewagt, die C-Kolonnen einfahren zu lassen. Lange war dies jedoch nicht durchzuführen, wenn nicht der ganze Geheimbetrieb ins Stocken geraten sollte. — Also muß die Lästige an ihrer Schnüffelei verhindert werden. Er läßt seinen getreuen Wächter kommen und sagt zu ihm, nachdem er sich vergewissert hat, daß niemand ihn belauschen kann:

„Ibrahim — das fremde Weib darf das Werk nachts nicht mehr betreten.“

„Wohl, Herr — ich werde es daran hindern.“

„Wie willst du das machen?“

„Die Giaurin kommt stets im Auto — sie wird einen Unfall haben — Sorge nur, Herr, daß deine weiße Blume Myrrha sie nicht mehr begleitet!“

„Von morgen ab wird sie krank im Bett liegen, Ibrahim. — Und — was ist mit dem Deutschen?“

„Heute, wenn der Tag sich neigt, wird er verschwinden.“

„Du hättest gleich dafür sorgen sollen. Man wird nach ihm suchen. Jede Spur muß verwischt werden — hörst du, Ibrahim?“

„Man wird nichts finden — der Flammofen hinterläßt keine Spuren. Bei Sonnenuntergang will ich die Schleuse öffnen.“

„Kismet! Warum mußte der Junge seine Nase in diese Dinge stecken. Und der C-Mann dreihundertsechundsiebzig — hat er noch immer nicht gestanden?“

„Nein, Herr — er hat nichts verraten. Seit zwei Tagen hat er weder Speise noch Trank erhalten.“

„Laß ihn wieder heraus, Ibrahim!“ sagt der Direktor besorgt, während ein böses Lächeln sein Gesicht entstellt. Sein Verschwinden könnte böses Blut unter den C-Leuten machen. Laß ihn wieder einfahren — aber — laß ihn nicht wieder herauskommen! Hast du einen sicheren Mann dafür?“

„Ja, Herr — Nummer dreihundertsiebenundsiebzig. Es ist derselbe, der auch den Giaur beiseiteschaffte.“ — Eine Weile herrscht Schweigen zwischen den beiden. Schon will Grete Treuen die Miniaturhörer ablegen. Seit Stunden wartet sie in Freimanns Arbeitszimmer auf eine Gelegenheit, das gleich am ersten Tage im Chefzimmer geschickt verborgene Lauschmikrophon in Nutzenanwendung zu bringen.

Mit nadelscharfen Steckern hat sie den Apparat an die Telephonleitung angeschlossen. In derselben Weise kann sie jederzeit ihre Spiralhörer, die sie hier stets bei sich trägt, in die Leitung einschalten. Heute ist es ihr endlich geglückt, den Halunken zu belauschen. Über das, was sie hört, ist sie entsetzt. Aber sie ist auch froh, daß es ihr im letzten Augenblick noch vergönnt ist, die finsternen Absichten der Verbrecher zu erlauschen. — Da vernimmt sie die Stimme des Pförtners wieder:

„Dort kommt deine Tochter, Herr. Sie sucht schon wieder die Deutsche. Es ist nicht gut, daß sie immer mit der Giaurin zusammensteckt. Ihr Blut wird sprechen. Es ist ein großes Unglück, daß die beiden Deutschen hierher kamen. Ihr Instinkt treibt sie zu den beiden.“

„Schweig, Ibra! Allah verhüte, daß sie je erfährt, daß sie nicht meines Blutes ist.“

„Schnell, Myrrha — komm und höre mit!“ flüstert Grete Treuen der Eintretenden erregt zu. — „Schmiege deine Wange dich an meine und stecke den Hörkontakt in dein Ohr! Still!“

„Ich hänge an ihr, als sei es mein eigen Fleisch und Blut. Und sie ist treu, Ibra. Ich weiß, daß sie die Fremden nur aushorcht.“

„Allah gebe es! — Es ist nun bald fünfzehn Jahre her, seit du der sterbenden Mutter ihr Kind nahmst. Auch dessen Eltern waren zu neugierig und mußten deshalb ihr Leben lassen. — Herr, ihre Kindesliebe würde sich in glühenden Haß verwandeln, wenn sie wüßte.“ — Ein unterdrückter Schreckenslaut bricht über die Lippen der mitlauschenden Myrrha. —

„Genug!“ sagt Grete Treuen und richtet sich auf. „Jetzt weißt du, was du von deinem sogenannten Vater zu halten hast. Wir müssen eilen. Dein Freund ist in der Schleuse verborgen und soll noch heute abend ermordet werden. Wir müssen versuchen, ihn zu befreien.“

„Oh, diese Elenden!“ schreit das seelisch gemartete Mädchen auf. Grete preßt ihr erschrocken die Hand auf den Mund:

„Um Gottes willen — beherrsche dich! Wenn sie dich hören, ist Freimann verloren. Hastig verbirgt sie die Hörer, entnimmt der Schublade die Automatikpistole des Generalingenieurs und zieht Myrrha mit sich hinaus. Um nicht gesehen zu werden, huschen die beiden Mädchen den langen Flur entlang bis zu dem am Ende befindlichen Fenster, durch das sie in den Garten klettern. In weitem Bogen umgehen sie den Werkplatz.

*

Am dritten Tag — vormittags mochte es sein, ist es dem völlig verzagten Freimann, als habe er durch das Tosen des Wassers einen schrillen Schrei gehört. Sucht etwa jemand nach ihm? War das nicht eine Frauenstimme gewesen? So laut er kann, ruft er Myrrhas Namen — starrt voller zweifelnder Hoffnung nach oben — nichts — oder doch? War es eine Sinnestäuschung seines wirren Geistes, oder hat er durch die Spalten der Bohllendecke tatsächlich ein flatterndes Gewand gesehen? „Myrrha! Hier unten!“ — Seine Stimme ist brüchig geworden in den Tagen der Qual. — Da — jetzt wird ein Brett verschoben — er stiert in ein ihm fremdes Frauenantlitz, das sogleich wieder verschwindet. Welch ein Glück! Man hat ihn gesehen. Hat die Frau ihn auch wirklich gesehen? Würde sie ihm helfen können? Würde man sie nicht hindern, wenn sie die Hilfe des schurkischen Direktors anruft? Endlich werden seine quälenden Zweifel zerstreut. Oben taucht die Frau wieder auf, und daneben beugt sich auch Myrrha herab. Bretter werden zurückgeschoben — ein Seil herabgelassen. Grete Treuen ruft hinunter: „Rasch, rasch! Werden Sie Kraft genug haben, heraufzuklettern?“ — Mit dem Einsatz seiner letzten Kräfte gelingt es ihm. Sobald er sich dem oberen Rande nähert, helfen die kräftigen, sportgestählten Arme der Fremden nach, in der er jetzt erst seine freundliche Gönnerin aus Marrakena erkennt. Fest schließt der Befreite Myrrha in die Arme. Aber Grete Treuen drängt ihn energisch vorwärts. „Fort um Himmelswillen! Zu Rührszenen ist jetzt keine Zeit.“

Den schwankenden Mann in die Mitte nehmend, hasten sie auf Umwegen zu der Treuen Amphibion.

„Schnell hinein — Myrrha zuerst!“ befiehlt Grete Treuen.

„Kommt Myrrha denn mit?“ fragt Freimann erstaunt. Schon unterwegs hat ihn deren Schicksal beschäftigt, und wie es einzurichten sei, sie mitzunehmen.

„Natürlich kommt sie mit! Soll sie etwa zwischen den Verbrechern hier bleiben?“

„Ich fliehe mit euch. Meine Heimat ist künftig bei euch!“ sagt Myrrha schlicht. — Freimann atmet tief auf, dann sinkt er erschöpft neben der Pilotin in den Führersitz. Diese drückt auf den Starter. Leise singend beginnen die Elektromotoren zu arbeiten. Die Maschine erzittert. Schon surren fauchend die Antriebsturbinen, da sehen die drei den maurischen Riesen Ibrahim mit weitausholenden Sprüngen und mit fuchtelnden Armen über den Platz eilen.

„Eh — mademoiselle! Halde hélas! Sacré nom d'un cochon!“ brüllt er, heiser vor Wut.

„Achtung! Los!“ Mit einem Ruck löst sich das Flugzeug vom Boden — steigt senkrecht in die Luft. Wie ein Besessener stürmt Ibrahim zum Verwaltungsgebäude — reißt die Tür zum Chefzimmer auf — schreit: „Die Deutsche reißt aus — mit deiner Tochter, Herr!“

Der Direktor steht wie vom Donner gerührt. Dann aber, rasch gefaßt, schreit er: „Flugzeug heraus! — Tetuan alarmieren! — Schleuse öffnen! Vorwärts los! Der Deutsche muß sofort verschwinden!“

„Zu spät, Herr!“ stammelt Ibrahim geknickt. „Der Giaur ist fort. Sie haben ihn mitgenommen.“ — Ein Faustschlag trifft den Riesen. Wie vom Blitz getroffen bricht er zusammen. Eine gräßliche Verwünschung ausstoßend, rennt Soliman davon.

Grete Treuen steuert ihre Maschine in nordwestlicher Richtung, um so schnell wie möglich Neutanger zu erreichen. Bald aber wirft sie das Steuer wieder

herum und biegt scharf nach Süden ab, als sie zwei große Flugzeuge, von Norden kommend, auftauchen sieht. Freimann, der sich inzwischen erholt hat, den Steuerknüppel in die Hand drückend, macht sie sich an den Spezialapparaten zu schaffen — sieht sich um. Kein Zweifel, die beiden Flugzeuge, die sich mit großer Geschwindigkeit nähern, sind schon die Verfolger. Rasch schießt sie ein paar Nebelbomben ab, die alsbald dichte Ballenwolken bilden. „Hundert Meter aufsteigen! Bogen nach Norden!“ befiehlt die Treuen mit heller Stimme — läßt den Nebelapparat spielen, stellt wieder ab und tarnt während des Aufstiegs. Wie notwendig diese Manöver waren, sehen die Flüchtlinge, als sie in der Höhe, vom Nebel frei, die Verfolger wieder erblicken. Diese, an Schnelligkeit ihrem Flugzeug überlegen, schießen wie die Habichte auf die Ballenwolken zu, hinter denen sie die Flüchtlinge vermuten. — „Tack-tack-tack-tack-tack!“ — Deutlich dringt Maschinengewehrfeuer zu ihnen herauf. Die Wolken werden beschossen. — Unaufhörlich funkt Grete Treuen jetzt den Alarmruf SS I, während das Amphibionflugzeug in schnellster Fahrt dem Meer zustrebt. — Von dem Generalingenieur, der sich endlich meldet, erhält sie, nachdem sie ihm in kurzen Umrissen die Vorgänge in den Atalayawerken geschildert hat, den Bescheid, daß er von Venedig, wo er sich aufhält, herbeieilen werde. Sie möge nur von Zeit zu Zeit den Standort ihres Flugzeuges funken. — Schon wähnen sich die Flüchtlinge in Sicherheit, als sie plötzlich ihre Verfolger nahe hinter sich erblicken. — Wieder feuert Grete Treuen eine Nebelbombe ab, läßt kurz entschlossen wenden, sodaß sie jetzt ihren Feinden direkt entgegenfliegt. Immer bedrohlicher wird das Brummen der gewaltigen Flugmaschinen. Da sie selbst aber unter dem Schutz der Tarnung fliegen, scheint ihr gefährliches Manöver zu gelingen. Bis auf

dreihundert Meter läßt die Tapfere die Gegner herankommen, dann gibt sie den Befehl, ihre Maschine zweihundert Meter fallenzulassen. Dröhnend donnern die Luftriesen über sie hinweg. „Wenden! Rasch wenden!“ gelbt ihr Kommando. — So schnell auch die Beidrehung vollzogen wird, so will es doch ein unglücklicher Zufall, daß einer der feindlichen Beobachter plötzlich unter sich den Schwanz des manövrierenden Amphibion auftauchen sieht. Im Nu schwenkt auch der Verfolger ein. Während dieser Luftmanöver, die sich wegen der hochragenden Atlasgebirgskette in großer Höhe abspielten, hat sie ihr Flug ziemlich weit östlich geführt. Oran liegt bereits hinter ihnen. In der Ferne glänzt schon das rettende Meer. Von ihrer Schnelligkeit hängt jetzt alles ab. Auf die Küste zu rasend, dichte Nebelschwaden hinter sich herziehend, schließt Grete das wasserdichte, kugelsichere Alumanverdeck — gerade zur rechten Zeit; denn ein wütendes Schnellfeuer trommelt auf ihr Panzerdeck nieder. Da — vor ihr breitet sich das Meer. — „Achtung! Festhalten! Sturzflug! Nicht erschrecken!“ ruft die Pilotin Myrrha zu. Steilwinklig geht es hinab! — Aufklatschend, riesige Wellenberge aufwühlend, setzt das Amphibion auf die Wasserfläche auf. Fieberhaft hantiert das beherzte Mädchen an der Apparatur. Die Flügel der Maschine schrumpfen zusammen. Wasser rauscht gluckend in die Schleusenkammern. Durch die Bullaugen sehen die Insassen eine mächtige Fontäne dicht neben sich aufschießen. — Die Verfolger werfen Bomben ab. — Dann umfängt sie grünes Dämmerlicht. — Besorgt beobachtet die kühne Pilotin, die nun zur Unterseebootsführerin wird, den Tiefenmesser. Glücklicherweise ist das Wasser hier an der Steilküste des Mittelmeeres hinreichend tief. Zehn Meter läßt sie das Amphibion heruntergehen, dann bremst sie den Senkungsvorgang ab und läßt die Maschine lang-

sam vorwärtslaufen. Jetzt sind sie gegen Sicht sowohl, wie auch gegen die Wirkung abgeworfener Bomben geschützt. — Nun erst kommt Grete Treuen wieder dazu, die veränderte Lage und ihren Standort an den Generalingenieur zu funken. — Freimann hat seiner schneidigen Vorgesetzten bewundernd zugeschaut. Donnerwetter! Wie sie das gemacht hatte! Fabelhaft! Mit welcher Tatkraft, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit hat sie diese Flucht bewerkstelligt. Myrrha hat bisher kein Wort gesprochen, sondern immer nur die junge energische Dame unglaublich angestarrt, die sie mit so beispielloser Kühnheit vor ihren Verfolgern rettete. — Sie, die solange im Hause des Moretaniers, den sie als Vater verehrt hatte, verwöhnt worden war, ist durch die Vorsehung in dieses wilde Abenteuer hineingerissen worden. Sie bedauert das nicht, sondern ist froh, an der Seite so prächtiger Menschen weilen zu können, bei denen sie sich geborgen fühlt. — In langsamer Fahrt hat das Amphibion etwa fünf Kilometer zurückgelegt, als seine Führerin es vorsichtig aufsteigen läßt, um mit dem Periskop Umschau zu halten. Rasch aber zieht sie das Sehrohr wieder ein und drückt auf den Tauchhebel, als sie eins der Flugzeuge in unmittelbarer Nähe tief über dem Meeresspiegel kreisen sieht. Es mochte wohl nach dem Wrack des verfolgten Flugzeuges suchen; konnten die Verfolger doch nur annehmen, daß es auf dem Wasser zerschellt sei. Nach Verlauf einer weiteren Stunde ihres Unterwasseraufenthaltes trifft Dr. Sörrensens Weisung ein, aufzusteigen und nach Oran zu starten. Weit und breit ist in der Luft jetzt nichts mehr zu sehen. In rascher Fahrt nimmt Grete Treuen Kurs auf Oran. Schon will sie das Amphibion wieder flugfertig machen, als Freimann einen auf dem Wasser treibenden Menschen sieht. —

An Bord des moretanischen Bombenflugzeuges, das

zwei Stunden über der Einfallstelle des verfolgten Flugzeuges gekreuzt hatte, befinden sich sechs Mann. „Es ist umsonst!“ wendet sich der eine, der am Ausguck sitzt, mit müder Geste an den Flugzeugführer. „Meine Tochter ist tot. Ich habe sie geliebt, wie mein eigen Kind. Auch sie hing an mir. Das weiß ich — bis diese verfluchten weißen Teufel kamen und sie betörten.“ — Plötzlich geht ein Ruck durch das Flugzeug. Es ist, als ob eine Riesenfaust auf den Rumpf der Maschine niedersaue. Propeller und Schrauben surren zersplittert davon. Ächzend bersten die in ihrer Bewegung ruckartig gehemmten Maschinenteile. Sich überschlagend stürzt der Koloß wie ein Felsblock ins Meer. —

Der Mann ist bewußtlos, als sie ihn an Bord ziehen. Als Myrrhas Blick auf sein entstelltes Gesicht fällt, stößt sie einen Schrei aus: „Oh Allah! — mein Vater!“ Vergessen war in diesem Augenblick, daß dieser finstere Mann garnicht ihr Vater ist, vergessen, daß er ihre Eltern mordete, daß er vor wenigen Stunden noch, auch ihr nach dem Leben trachtete. Sie denkt nur an ihre sorglose Kindheit in seinem Hause, und daß dieser Mann anscheinend tot ist.

Freimann entblößt die Brust des Verunglückten — behorcht sein Herz: „Es zuckt noch — er lebt!“ sagt er ernst — „leider!“ fügt er bei sich hinzu. — Dieses Mannes Schicksal kann nach allem, was er verschuldet hat, kein Gutes sein. Als der Alte die Augen aufschlägt und sein wirrer Blick Myrrha trifft, geht ein Leuchten über seine Züge: „Du lebst? — Allah sei Dank!“ flüstert er und sinkt wieder in Ohnmacht. — In Oran erwartet der Generalingenieur bereits die Flüchtlinge, die er mit sichtlicher Freude begrüßt und ihnen Glück zu ihrer Errettung wünscht. Dann läßt er sich über das Geschehen berichten.

„Sie haben ein schlimmes Abenteuer überstanden, Fräulein Treuen!“ sagt er zu dieser gewandt. „Ich freue mich, Sie wohlbehalten wiederzusehen — mein tapferer Kamerad.“ — Als er hört, wen man als einzigen Überlebenden der feindlichen Flugzeuge aus den Fluten gerettet hatte, verfinstert sich sein Gesicht: „Es wäre besser für den Mann gewesen, wenn er ertrunken wäre“, sagt er rauh.

Der im Fieber sprechende Alte wird ins Lazarett geschafft. Der ihn untersuchende Arzt hegt keine Hoffnung, ihn am Leben erhalten zu können. — Zu aller Erstaunen jedoch war der für todkrank Gehaltene am nächsten Morgen verschwunden. Myrrha allein hätte über dessen rätselhafte Flucht Auskunft geben können.

Ernst — hin und wieder kurze sachliche Zwischenfragen stellend, hört der Generalingenieur den drei Flüchtlingen aus der Atalayamine zu, als sie über die Vorgänge dort berichten. — Nachdem Freimann seine packende Schilderung über die Entdeckung des verbrecherischen Tunnelgeheimnisses und seine abenteuerlichen Erlebnisse in der Grube beendet hat, sagt Sörrensen nach kurzem Schweigen mit beherrschter Ruhe:

„Dieser Anschlag auf den Gibraltardamm ist ungeheuerlich. Ich ersche daraus, was von der asiatischen Komintern zu erwarten ist. Ich zweifle auch nicht mehr daran, daß mit der Zerstörung des Dammes gleichzeitig ein Generalangriff auf Europa und ein allgemeiner Aufstand in Afrika geplant sind. Damit wird das Geschäft, welches in vierzig Tagen zum Abschluß kommen soll, gemeint sein. Da wir nun darauf vorbereitet sind, werden wir den Leuten einen Strich durch die Rechnung machen. — Auch hierbei werden wir unsere alte Taktik anwenden und uns scheinbar um ihre Pläne nicht kümmern. Den Wüh-

lern am Gibraltardamm muß allerdings sofort das Handwerk gelegt werden, weil zu befürchten steht, daß der Sultan, durch die Geschehnisse in der Atalayamine stutzig gemacht, den Kopf verlieren und sich zu übereilten Schritten hinreißen lassen könnte. Zwar wäre damit der Komintern schlecht gedient, deren Pläne ohne die radikale Beseitigung des Dammes zwecklos würden. — Um aber allen Möglichkeiten vorzubeugen, müssen die Arbeiten in dem Atalayatunnel ohne Verzug gebremst werden. Sie, Freimann, kennen die dortigen Verhältnisse am besten. Was schlagen Sie vor?“

Freimann und Grete Treuen hatten mit schweigen dem Staunen den kühl sachlichen Ausführungen ihres hohen Chefs gelauscht. Dessen kaltblütige Ruhe erscheint ihnen unheimlich. Freimann denkt mit Entsetzen daran, daß es doch nur durch das Zusammentreffen glücklicher Zufälligkeiten möglich wurde, das Gelingen des furchtbaren Anschlages in letzter Stunde noch verhindern zu können. — Grete Treuens Herz erbebt bei dem Gedanken an die unbeschreiblichen Folgen, die entstanden wären, wenn der Anschlag auf den Gibraltardamm gelungen wäre und sieht mit kaum verhehlter Furcht auf den Mann, der sich nicht einen Augenblick in seiner Ruhe hat erschüttern lassen und so kaltherzig darüber spricht. Sein Beispiel bewirkt, daß nun auch der junge Ingenieur ebenso kaltblütig erwidert:

„Es gibt nur ein Mittel, den Arbeiten unter dem Damm Einhalt zu tun. Ich werde eine Panik unter den dort arbeitenden Leuten herbeiführen.“ Fragend sehen ihn die andern an:

„Wie wollen Sie das machen?“ fragt der Generalingenieur.

„Ich werde heute nacht kurze Zeit die Schleuse

öffnen, die den Tümpel vor dem Tunnel speist. Eine Wasserwoge wird durch den Tunnel in die Sprengkammern gelangen und die dort arbeitenden Leute panikartig davonjagen.“

„Hm! Das klingt sehr einfach — und was weiter?“

„Dann — dann warte ich, bis die Leute oben sind. Dabei wird es bestimmt sehr lebhaft zugehen. Hier-nach öffne ich beide Schleusen ganz und ersäue das rote Rattennest dort unten — Aus!“

„Der Plan ist in seiner Einfachheit vortrefflich. Wenn aber nun die Leute nicht weglaufen?“

„Sie werden! — wenn aber nicht — dann öffne ich nach einer hinreichend bemessenen Zeit die Schleusen doch; denn dann droht dem Damm unmittelbare Gefahr“, erwidert Freimann mit harter Entschlossenheit. „Ich weiß nicht, wie weit die Herstellung der Sprengkammern schon gediehen ist, und ob das, was vorbereitet ist, nicht schon genügt, um eine große Katastrophe herbeizuführen. Deshalb muß ohne Verzug und ohne falsche Sentimentalität gehandelt werden. Dem gefährlichsten Mitwisser der Geschehnisse, dem schurkischen Direktor Soliman ist es unbegreiflicherweise gelungen, zu entkommen, und der wird keine Zeit verlieren. Ich muß eilen, daß ich ihm zuvorkomme. Ich werde am zweckmäßigsten das Amphibionflugzeug benutzen, mit dem ich die Atalayawerke rasch erreichen kann. Am besten wird es sein, wenn Sie, Herr Generalingenieur, inzwischen nach Neutanger fliegen, und dort Vorbereitungen treffen lassen, um etwaigem Unheil vorzubeugen, wenn — was im Bereiche der Möglichkeit liegt — doch noch eine Sprengung ausgeführt werden sollte.“

„Sie haben recht, Freimann. Ihr wagemutiges Anerbieten billige ich. Die Damen nehme ich mit nach Neutanger.“

„Ohne mich — ich werde Herrn Freimann begleiten“, sagt Grete Treuen einfach. „Er hat dann mehr Bewegungsfreiheit, und — vier Augen sehen mehr als zwei. Auch weiß ich, wo die Schlüssel zu den Schleusentoren liegen. Die Bedienung des Amphibionapparates dürfte Herrn Freimann außerdem auch noch nicht geläufig sein. Und nun wollen wir keine Zeit mehr verlieren!“

„Bravo, Fräulein Doktor!“ ruft Freimann begeistert aus. „Ihr Beistand wird sehr wertvoll für mein Unternehmen sein.“

Durchdringend haftet der Blick des Generalingenieurs auf den frischen Zügen des mutigen Mädchens:

„Ich wußte, daß Sie nicht zurückstehen würden. Leben Sie wohl!“

„Und ich?“ fragt Myrrha enttäuscht. — „Ich will auch mit!“

„Sie, kleines Fräulein, kommen besser mit mir und erwarten in Neutanger die Rückkehr Ihrer Freunde!“

16

Nervös, mit finster gefurchter Stirn, die Hände auf dem Rücken verschränkt, schreitet der Sultan Ali-el-Hamman in seinem Arbeitskabinett auf und ab. In seinen Augen wetterleuchtet es. In dem tiefen Sessel neben dem Schreibtisch lehnt lässig die Fürstin Ira, deren Blicke unter den gesenkten Lidern hervor verstohlen den hastenden Bewegungen des zürnenden Herrschers folgen. Wie ein Häufchen Unglück hockt daneben Direktor Soliman-el-Chaman, der soeben mit dem Flugzeug eingetroffen ist. — In einer versteckten Schlucht in der Nähe Orans hatte dieses verabredungsgemäß auf das Begleitflugzeug gewartet. Soliman hatte

nach seiner Errettung aus den Meeresfluten, als er, wieder zu sich gekommen, seine Lebensretter erkannte und seine Pflögetochter bei ihnen sah, seinen wiederholten Zusammenbruch geschickt vorgetäuscht. Fieberhaft hatte er in seinem Hirn über eine Möglichkeit zur Flucht gegrübelt und hatte sich gesagt, daß diese bewerkstelligt werden müsse, solange man ihn noch für sterbenskrank hielt. Er hoffte dabei auf das Mitleid Myrrhas und hatte sich darin nicht getäuscht. — Als diese sich einmal, unbeobachtet von den andern über sein Krankenlager beugte, hatte er ihr zugeflüstert: „Rette mich, mein Liebling! Laß mich nicht in den Händen dieser Giaux!“ Und sie hatte, trotz ihres innerlichen Abscheus vor dem Mauren, Erbarmen mit ihm gehabt. Mit ihrer Hilfe war er in der Nacht entwichen. —

„Sehr schlecht hast du das gemacht, Soliman!“ grollte der Sultan. „Unsere Pläne sind durch deine Ungeschicklichkeit gescheitert. Wie konnte es geschehen, daß der Deutsche zwischen die C-Kolonnen kam? Wie aber konntest du ihn auch nur eine Stunde noch leben lassen, nachdem du hinter seine Schliche gekommen warst und du ihn in der Hand hattest? Weshalb ließest du die deutsche Spionin unbewacht herumlaufen? Weshalb hast du nicht wenigstens ihr Flugzeug rechtzeitig unbrauchbar gemacht? — Schweig, Elender!“ donnert er den Gemaßregelten an, als der sich zu rechtfertigen versucht. — „Wie ein unreifer Knabe — nein — wie ein Verräter hast du gehandelt.“

„Dein Toben hat jetzt keinen Zweck, Sultan!“ unterbricht die Inderin ungeduldig den Zornigen — „Handle! — ehe es zu spät ist. Sei dir klar darüber, was dir bevorsteht, wenn die Pläne meiner Auftraggeber scheitern. Die fragen nicht danach, ob ein kleiner Angestellter Fehler machte. — Sie halten sich

an dich! Seid ihr bereit, loszuschlagen? — Alle, meine ich.“

„Ja — alle — warten nur noch auf das Stichwort!“

„Dann will ich unverzüglich Simonjeff von dem Stand der Dinge unterrichten und seine Weisungen einholen — wenn es nicht schon zu spät ist; denn ich bin überzeugt, daß der Generalingenieur euch nicht viel Zeit lassen, sondern sehr energische Maßnahmen treffen wird. — Soliman muß sogleich zu den Atalaya-minen zurückfliegen und die fertiggestellten Sprengkammern zur Sprengung vorbereiten. Auf das Stichwort hin muß die Mine am Damm in die Luft fliegen. — Gib den Alarmbefehl an deine Verbündeten. Auf den Aktionsruf hin müssen sie gleichzeitig losschlagen. Die Stationen müssen durch deine Leute besetzt sein, ehe die Union noch dazu kommt, ihre Machtmittel einzusetzen.“ — Direktor Soliman hebt den Kopf, sieht die Fürstin starr an und sagt:

„Eine so vorzeitige Sprengung verfehlt die erwartete Wirkung. — Die ganze Arbeit wird umsonst gewesen sein.“

„Tun Sie, was Ihnen befohlen wird!“ herrscht die Fürstin den Mahner hochmütig an. „Gerade weil die getane Arbeit nicht umsonst gewesen sein soll, muß jetzt die Mine hochgehen. Zumindest wird die Sprengung verwirrend wirken — natürlich nur, wenn der allgemeine Angriff gleichzeitig schlagartig einsetzte.“

„Fort! Beeile dich!“ befiehlt der Sultan herrisch. „Unsere Leute ziehe aus dem Bergwerk zurück! Zögere keinen Augenblick, sobald du das Stichwort hast.“

„Und die Asiaten — was geschieht mit ihnen?“ wagt Soliman eingeschüchtert zu fragen.

„Die Kulis dürfen natürlich nichts ahnen.“

„Auch die — Ingenieure nicht?“

„Allah-n-schallah! Vertrödle die Zeit nicht mit so nebensächlichen Dingen! — Du wirst alt, Soliman — fort mit dir!“

Als der Direktor hinaus ist, wendet sich der Sultan zu Ira und sagt kalt: „Der Mann darf die Geschichte nicht überleben, Ira!“

Diese erhebt sich, tritt an den Herrscher heran, streicht liebkosend über sein schwarzes Haar, und ein böses Funkeln ist in ihren Augen. Ihre Stimme aber klingt weich: „Sorge dich deswegen nicht, Ali! Natürlich darf er nicht!“ Bei sich aber setzt sie hinzu: „Du aber auch nicht, mein Freund!“

*

Ibrahim, Direktor Solimans getreuer Diener betrachtet besorgt seinen Herrn, als dieser unerwartet zurückkehrt und schwerfällig, wie gebrochen, dem Flugzeug entsteigt. — Die stumme Frage, die in seinem hündisch ergebenen Blick liegt, beantwortet der Alte mit müder Handbewegung:

„Entkommen, Ibra — es ist alles aus.“ Schweigend, mit gesenktem Blick schleicht Ibrahim davon — fühlt er sich doch allein schuldig daran, daß es so gekommen ist.

„Verfluchter Giaur!“ murmelt er zähneknirschend. „Ah! — wenn ich dich doch nochmal zwischen meine Finger bekäme.“

Die beiden indischen Ingenieure sind äußerst erstaunt, als ihnen der Direktor den Auftrag gibt, die Sprengarbeiten in der dritten Kammer sofort einzustellen und die Sprengkammern, soweit sie fertig gestellt sind, mit Sprengmunition zu beschicken. An schweigenden Gehorsam gewöhnt, fügen sie sich wortlos dem Befehl. In ununterbrochener Folge rollen dann

die Züge mit ihrer unheimlichen Fracht heran. Kisten um Kisten schleppen die Kulis hinein in den düsteren Schlund, während die Ingenieure und Monteure Kabel verlegen, kuppeln, Zündungen und Batterien überprüfen. Bald ist die vorderste Kammer besetzt. Soliman treibt die Leute an, hetzt ruhelos hin und her, gönnt weder sich noch ihnen eine Pause. Schon ist die zweite Kammer fertig — die dritte wird in Angriff genommen — die Leute beginnen zu murren. Da — plötzlich ein vielstimmiger Aufschrei aus dem Vorraum — Tumult — rauschendes Getöse. Der Direktor eilt nach vorn — reißt den Gummivorhang zur Seite — fährt entsetzt zurück — stiert entgeistert auf die wilde Panik der Leute. Bis an die Knie im Wasser watend, das gurgelnd aus der Tunnelöffnung hereinquillt, umdrängen sie den haltenden Zug. Brüllend, sich gegenseitig niedertrampelnd, kämpfen sie um einen Platz in den bereits vollgepfropften Wagen. — Schnell gefaßt springt Soliman, als er sieht, daß das Wasser nicht weiter steigt, mitten unter die sich balgende Horde. Die Pistole entschert in der Faust, befiehlt er: „Herunter vom Zug! Zurück an die Arbeit! Es besteht keine Gefahr! Wer nicht augenblicklich gehorcht, ist ein toter Mann!“

Man hört nicht auf ihn — stößt ihn zurück — ein riesiger Kerl hebt seine Hacke — brüllt: „Nieder mit dem Schinder!“ — Dumpf dröhnt der Schuß, der Angreifer rollt in den Schlamm. —

Einen Augenblick lähmende Stille. Scheu, mit angstverzerrten Gesichtern schielen die aufsässigen Kulis auf den Erschossenen nieder. „Runter vom Zug!“ schreit der Direktor heiser. „Ich schieße jeden nieder, der nicht gehorcht!“ — Da springt ihn von hinten ein gelber Kerl an, umkrallt den Hals des Verhaßten, torkelt mit ihm in den trüben Pfuhl. — Jöhrend tram-

peln die Meuterer über die Gestürzten hinweg, zerren ihren Landsmann in einen Wagen, fort rollt der überladene Zug. — Um den regungslos daliegenden Direktor bemühen sich jetzt die beiden zurückgebliebenen Ingenieure, heben den Mißhandelten auf — schleppen ihn auf eine Lagerstatt — waschen und kühlen seine Wunden. — Der Jüngere rennt zum Telephon, alarmiert die Verwaltung — berichtet hastig, was hier unten geschah — gibt atemlos kurze Anweisungen: „Trefft Gegenmaßnahmen! Schickt Gegenzug! Haltet die Meuterer auf! Stellt fest, wie Wasser in den Tunnel kam!“ Eine Antwort wartet der Umsichtige nicht ab. — So, mehr kann man vorläufig nicht tun.

17.

Draußen, hoch oben an der Berglehne, hinter einem Felsblock verborgen, liegt Freimann auf der Lauer. Das Amphibion-Flugzeug, in einer nahen Schlucht geräuschlos niedergegangen, wird von der Pilotin bewacht. — Wie ein Indianer hat der Ingenieur sich an die Schleuse herangeschlichen und sie geöffnet, nur ein paar Minuten hat er so viel Wasser hindurch gelassen, wie er zur Erreichung der angestrebten Panik für erforderlich hält. Seiner Berechnung nach würde die entfesselte Wasserwoge bei dem steilen Gefälle des Tunnels den Weg bis vorort in etwa einer Stunde zurücklegen. Kam es, wie er erwartet, dann muß der Zug mit den Leuten in weiteren zwei Stunden an der Schachtsohle eintreffen. Was dann weiter geschehen würde, muß abgewartet werden. Freimann ist fest entschlossen, beide Schleusen ohne Zögern zu öffnen, sobald die Kulis der C-Schichten oben eintreffen. — In fiebernder Erwartung liegt er hinter seiner Deckung. Stunde um Stunde vergeht, ohne daß

etwas geschieht. Die Ungewißheit macht ihn nervös. Da — auf einmal nimmt er wahr, daß sich am Schachteingang eine Menschenmenge ansammelt und die Einfahrt umstellt. Um besser beobachten zu können, richtet er sich ein wenig auf. Plötzlich ist hinter ihm ein schleicher Schatten. Ehe er sich umwenden und seine Pistole ziehen kann, legen sich kräftige Finger um seinen Hals — wie eiserne Klammern. Ein kurzer erstickter Schrei nur entringt sich seiner Kehle, dann ist jeder Atemzug abgedrosselt. Mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen starrt er in die grinsende Fratze des Riesen Ibrahim. Das Blut braust ihm in den Ohren: in die wie schmerzhaft dröhnende Hammerschläge die Worte dringen:

„Habe ich dich erwischt, Bürschchen? — Diesmal kommst du mir nicht wieder aus — Christenhund, rüdiger.“ — Schon ist Freimann dem Ersticken nahe, da lockern sich die mörderischen Fingerklammern ruckartig. Der Riese taumelt, mit schreckhaft entstelltem Gesicht stiert der Maure ihn an, rollt wie ein gefällter Klotz zu seinen Füßen nieder — aus der rechten Schläfe quillt Blut. — Tiefatmend zieht der Ingenieur die Luft in seine schmerzende Lunge — sieht sich verblüfft um. — Da steht Grete Treuen — die Pistole in der Hand.

„Sie, Fräulein Treuen? — Sie haben den Kerl erschossen?“

„Ihr kurzer Aufschrei ließ mich Schlimmes ahnen“, erwidert sie gelassen, ich eilte herbei, sah Sie in den Klauen des Wüterichs — da schoß ich.“

„Aber — ich hörte keinen Schuß.“

„Die Pistole hat einen Schalldämpfer.“

„Wieder verdanke ich Ihnen mein Leben!“

„Schon gut! — Achtung! Es geht los da unten!“

Wüstes Geschrei schallt herauf — Schüsse knattern. Es wird höchste Zeit, fortzukommen. — Mit einem Satz ist der junge Mann an der Schleuse — Grete hilft ihm. Mit vereinten Kräften drehen sie die Spindeln des veralteten Mechanismus. Brausend füllt das entfesselte Wasser die Vorkammer. — Nun die Schotten hoch — rauschend drängt sich der Strudel durch den sich öffnenden Spalt — gurgelnd schluckt ihn die Tiefe. So — nun ist es getan — in einer Stunde werden die Sprengkammern unter Wasser — der Gibraltar-damm gerettet sein. — Bald darauf erhebt sich Gretes Flugzeug hinter einer künstlich erzeugten Nebelwolke in die mondhelle Nacht. —

Direktor Soliman hat sich bald soweit erholt, um mit den beiden Ingenieuren beraten zu können, was nun zu tun sei. — Viele Stunden mochten vergehen, ehe mit dem Gegenzug Hilfe zu erwarten ist. Diesem entgegen zu laufen, erscheint den dreien zwecklos. Zu weit ist die Strecke — auch sagen sie sich, daß es beim Zusammentreffen der beiden Züge voraussichtlich zu einem Kampfe kommen wird. — Auf ihren erneuten Telefonanruf meldet sich niemand — ein unbehagliches Gefühl beschleicht die drei Männer. Die Leitung ist tot — die Verbindung mit der Außenwelt ist abgeschnitten. Wieder und wieder versuchen sie den Anruf — vergeblich. Sie geben es auf. Um sich die Zeit zu vertreiben, bringen sie die Sprengleitung in Ordnung. Stunden vergehen. Da dringt aus der Tunnelhöhle abermals dumpfes Getöse — näher und näher kommt es. Einer der Männer eilt nach vorn — lauscht in den Tunnelleingang. Ein jäher Aufschrei gellt von seinen Lippen:

„Das Wasser — das Wasser!“ brüllt er, in großen Sätzen zurückjagend. Donnerndes Brausen folgt dem Fliehenden. Die Wucht des hereinbrechenden Wassers

zerfleddert die schwere Gummiwand — wirft die Männer zu Boden. Triefend raffen sie sich auf. — Dort, das Montagegerüst! — Bis an die Brust im Wasser wattend, schleppen sie eine in der Flut kreiselnde Leiter an das Gerüst — klettern hinauf — sinken erschöpft auf der Plattform nieder. Im letzten Augenblick erhascht der letzte noch die wieder abtreibende Leiter, zieht sie hinauf. Dann Schweigen des Grauens! Der ältere der beiden Ingenieure unterbricht es zuerst; seltsam dumpf klingt seine Stimme über dem gluckernenden Wasser, das nicht weiter steigt:

„Unser Lebensfaden reißt hier ab, Genossen. Wir befinden uns hier in einer Art Taucherglocke ohne Frischluftzufuhr. Wir werden langsam ersticken.“ — Keuchendes Aufstöhnen der anderen. „Die Schleusen — die Schleusen sind von den Meuterern geöffnet worden, um uns zu ersäufen.“

„Nein — nein!“ knurrt der Maure verbissen, „die deutschen Hunde haben dies getan. Sie wollen die Sprengung verhindern — aber — hä-hä-hä — noch ist ihnen dies nicht gelungen“, setzt er tückisch lachend hinzu.

Sachlich trocken sagt darauf der alte Inder: „Das Zündaggregat ist unter Wasser — morgen wird es unbrauchbar sein.“

„Morgen schon?“ fragt Soliman bedrückt.

„Morgen schon!“ nickt der Alte mit stoischer Ruhe. Wieder eine Pause düsteren Schweigens — finster brüten die Männer vor sich hin.

„Los!“ schreit da plötzlich der Direktor heiser — „Handeln wir! Ich mag nicht langsam ersticken — wollt ihr das?“ Kopfschüttelnd verneinen die beiden.

„Wir müssen tauchen, um die Zündleitung zu finden. Wer fängt an?“ Schweigend macht sich der Jüngste

fertig — auch die beiden anderen entkleiden sich — reißen die Kleider in Streifen, kneten ein Seil, schlingen es um den Leib des jungen Inders. Vorsichtig wird die Leiter hinuntergeschoben. Das Wasser hat hier eine Tiefe von drei Metern. Bis zum Halse steigt der junge Ingenieur hinab, holt tief Atem, taucht unter. Der alte Inder steigt die Leiter bis zur Hälfte hinunter, um sie am Abtreiben zu hindern. Unheimlich lange dünkt den beiden Männern das Ausbleiben des Tauchenden. Schon wollen sie die Leine einholen, als dieser jäh aus dem schlammigen Wasser emporschießt, prustend die Lunge voll Luft pumpt und wieder versinkt. Als er abermals auftaucht, schleppt er ein Kabel mit sich. Sie ziehen ihn hinauf.

„Es ist erst eine Leitung“, keucht er, „das zweite Kabel konnte ich nicht mehr fassen.“

„Ich werde es holen“, sagt der Ältere.

„Nein — nein — ich tauche noch einmal, ich weiß, wo es liegt.“ Schon ist er wieder unten, wieder vergeht eine Minute, dann ist auch die zweite Leitung geborgen. Nun werden die beiden Kabel auf dem Gerüst festgebunden. Soliman schält mit seinem Messer den Leitungsdraht am freien Ende blank, während der alte Ingenieur dies mit dem Ende der auf der Plattform liegenden Rückleitung tut.

„So!“ brummt der Direktor, „wenn jetzt die beiden Enden in Kontakt gebracht werden, ist die Hölle los. Die da oben sollen sich wundern!“ Er blickt auf seine Taschenuhr. „Es ist zwei Uhr nach Mitternacht. Morgen früh neun Uhr fünfunddreißig fährt der Südexpress über den Damm. Es sind immer nur Europäer — Christenhunde — die damit fahren — der Scheitan hole sie — alle! — Und jetzt will ich schlafen — bin müde. Sieben Stunden haben wir noch Zeit. Schlaft ihr beiden auch? Es wird unser letzter Schlaf sein.“

Mit diesen Worten dreht er sich um und legt sich nieder. Unter den Kopf schiebt er sich die Kabelrolle und wickelt sich in seinen Mantel ein. — Die beiden Inder sagen nichts mehr. Sie hocken auf der Plattform, lassen ihre Beine über der Kante hängen und starren in das trübe Wasser, dem blubbernd häßliche Blasen entsteigen. Über den Leib des Jüngeren huschen ab und an kalte Schauer. Mit aller Willenskraft zwingt er sich, das Klappern seiner Zähne zu unterdrücken. Sein Körper schwankt leise. Da legt der Alte seine Hand auf des Zitternden Schulter und sagt in väterlich zärtlichem Ton zu ihm:

„Komm, leg dich nieder, mein Sohn! Du fällst sonst noch ins Wasser.“ Schmerzlich aufstöhnend lehnt der Junge seinen Kopf an die Schulter des Alten, der sanft über das wirre schwarze Haar streichelt, dann läßt er es geschehen, daß sein Gefährte ihn sorglich mit den noch trockenen Kleiderfetzen zudeckt. Laute Schnarchtöne dringen unter dem Mantel hervor, den der Direktor sich über den Kopf gezogen hat. — Plötzlich erlischt die Deckenlampe, die bisher das grauisige Gefängnis noch spärlich erhellt hatte. Schwarze Finsternis hüllt die drei Unglücklichen ein. — Nur der Alte wacht jetzt noch. Ruhige Atemzüge verraten, daß auch der Junge eingeschlafen ist. Stunde um Stunde verrinnt. Der alte Inder — leise vor sich hinhinmurmend, denkt an die üppigen Gefilde seines sonnigen Heimatlandes, das er nie wiedersehen wird — macht sich bittere Vorwürfe, daß er sich von der Irrlehre der Komintern hat betören lassen. Dieser fällt er nun zum Opfer. — „So, so!“ murmelt er. „Um halb zehn soll der Sahara-Express über den Damm fahren? Was können die Menschen, die mit ihm reisen dafür, daß die Pläne der verruchten Komintern zuschanden werden? — Unnötig — grausam,

sie opfern zu wollen!“ — Leise tastet er nach den beiden Kabelenden. „Die beiden da schlafen, die merken nichts mehr davon.“ — Ein leises Wimmern von der Stelle her, wo sein junger Landsmann ruht, läßt ihn innehalten. Reglos verharret der Alte in stillem Gebet. Als sich nichts mehr rührt, preßt er rasch die beiden Kabelenden zusammen.

*

Nach ihrem Eintreffen in Neutanger begeben Grete Treuen und Freimann sich sofort in das Verwaltungsgebäude und erstatten dem Generalingenieur Bericht über die Vorgänge am Atalayawerk, worauf die Wachkommandos in Tanger und Neutarifa nochmals zu höchster Bereitschaft angehalten werden. Grete Treuen muß bis auf weiteres die Leitung des Senders übernehmen, und nun fliegen geheimnisvolle Sendungen zwischen Neutanger und Genf — zwischen Genf und den Staatsregierungen aller in der Eurofrika-Union zusammengeschlossenen Länder Süd- und Mittel-Europas hin und her. — Wenige Stunden später streben Tausende riesiger Bombenflugzeuge in großer Höhe nach Süden. Statthalter und Flottenstationen von Nigeria, Kamerun, Angola, Abessinien, Ägypten, Tripolis und Algier, sowie die Stationen von Süd-Afrika empfangen besondere Funkbefehle. Die Flotten von Gibraltar und Neutanger nehmen schnellsten Kurs nach der moretanischen Westküste. Alle Grenz-Zielkraft-Stationen werden in Alarmbereitschaft gesetzt. — Gegen sechs Uhr morgens geschieht es, daß plötzlich die Alarmsirenen der Seismographenstationen in Neutanger und Neutarifa kurz aufheulen — als auch schon mit dumpfem Getöse die dem Mittelmeer zugekehrte Steilböschung des Dammes birst. Unter weit nachhallendem Donnerkrachen öffnet sich dreißig Meter über dem

Meeresspiegel ein flammensprühender breiter Spalt, speit eine Steinlawine aus, die prasselnd hinab ins Meer poltert. Graugelbe Rauchschwaden sinken langsam zum Wasser hinab — lagern sich über der Dammkrone. „Also doch!“ murmelt der Generalingenieur grimmig. Noch ehe das Echo des Explosionsdonners verhallt ist, setzt eine fieberhafte Tätigkeit ein. Dicht über der Dammkrone hinhuschende Flugzeuge treiben mit Gebläsekompressoren die Rauchschwaden hinweg. Wohl weist die Dammkrone eine Senkung auf, aber an der Atlantikseite hat die Explosion keinen Schaden angerichtet. Es ist ein Glück, daß die sich überstürzenden Ereignisse die Verschwörer an der Fertigstellung der Sprengkammern gehindert haben. Impulsiv streckt Sörrensen seinem jungen Kameraden Freimann die Hand hin.

„Verdammt will ich sein, wenn ich Ihnen das jemals vergesse, was Sie getan haben.“ — Wie unermesslich wichtig ist das Verdienst dieses jungen Mannes der ganzen zivilisierten Welt gegenüber, dessen mutiger Entschlossenheit und wagehalsigem Opfermut allein die Rettung Europas zu danken ist. Dafür soll er später belohnt werden, soweit dies in meiner Macht steht — denkt der Generalingenieur. — Ihrem Flugzeug entstiegen, stehen die beiden über der Dammwunde, der immer noch stickiger Rauch entquillt. Fast auf eine Länge von 300 Meter ist die Böschung zerissen. Auf einmal deutet Freimann nach unten — ruft erschrocken aus:

„Wasser! Sehen Sie dort! Wasser strömt aus der Einsturzstelle!“

In der Tat springt in immer kräftiger werdendem Strahle Wasser daraus hervor. — „Das Stauwasser des Smirsees am Atalayawerk! — Ich muß hin und

die Schotten schließen — es gefährdet die Dammböschung!“

„Teufel! Sie haben recht! Nehmen Sie in Neutanger ein Kampfflugzeug! Man kann nicht wissen, was dort vor sich geht!“

*

Als Freimann sich der Kupfermine nähert, sieht er von weitem dicke Rauchwolken daraus aufsteigen, und als er näher kommt, bietet sich ihm ein Bild grauenvoller Verwüstung. Die Werkgebäude stehen in Flammen. Aus den rauchenden Trümmern der eingäscherten Schachttürme ragen nur noch die glotenden Eisengerippe der Seiltrommelträger empor. Überall liegen Leichen umher. Lebende sind nirgends mehr zu erblicken. Hier muß ein fürchterlicher Kampf gewütet haben. Bei den Schleusen gehen die Flieger nieder, durch die wild das Wasser braust. Nachdem die Schotten und Schleusentore geschlossen sind, und das Flugzeug das Arbeiterlager überquert, ist auch dort keine lebende Seele mehr zu sehen. Das ganze Werk ist tot. Wo mochten die überlebenden Kulis geblieben sein? — Vielleicht ziehen sie mordend und plündernd durch die umliegenden Ortschaften. — Doch Freimann hat keine Zeit, sich weiter darum zu kümmern. Am selben Tag trat der neue Statthalter, von Offizieren der Union begleitet, die Palastdiener beiseite schiebend, beim Sultan Ali-el-Hamman ein. Die Palastwache hatte sich ohne Widerstand entwaffnen lassen. Im Vorhof stehen jetzt zwei Kompanien Unionssoldaten. Über der Stadt kreuzen mehrere Bombenflugzeuggeschwader, die die Einwohner Marrakenas in Angst und Schrecken versetzen.

„Was soll das heißen?“ schnauzt der Sultan aufsprin-

gend den Statthalter ungnädig an. — „Wie können Sie es wagen, unangemeldet bei mir einzudringen? Was soll die Beunruhigung meiner Untertanen durch Ihre Fliegerei bedeuten? Wenn Sie in meinem Land Luftmanöver ausführen wollen, bedürfen Sie dazu meiner Genehmigung. Ich werde ...“

Weiter kam er nicht. Gebieterisch schnitt ihm der Statthalter das Wort ab: — „Ras-el-Hamman — geben Sie dem Chef Ihrer Truppen den Befehl, sich meinem Kommando unterzuordnen! Es wird Ihr letzter Befehl sein. — Namens der Union erkläre ich Sie für abgesetzt und verhaftet!“ — Hochaufgerichtet steht der Sultan vor dem Eindringling. Finstere Entschlossenheit spricht aus seinen Zügen, als er mit verhaltener Stimme erwidert:

„Sie — mich verhaften? Mich — den angestammten Herrscher meines freien Volkes? Und die Verträge? — Ich werde meinen Truppen befehlen, Ihre Flugzeuge abzuschießen.“

„Schweigen Sie! Die Verträge haben Sie gebrochen. Beim geringsten Widerstand lasse ich die Stadt mit Bomben belegen. Wenn Sie unnützes Blutvergießen vermeiden wollen, so unterzeichnen Sie dieses Schriftstück. Sie werden sich wegen Hochverrats, Aufwiegelung und Sabotage zu verantworten haben.“ — Der Sultan reißt ihm das Schreiben aus der Hand — liest. Finster vor sich hin brütend steht er — liest wieder — das, was er da unterschreiben soll — ist so gut wie ein Todesurteil. Das Spiel ist verloren. Sein Traum von Afrikas Größe — von Eurofrikas Zertrümmerung — von seinem Kaisertum ist ausgeträumt. Und — Ira — sein Abgott hat ihn verlassen. Seitdem sie fort ist, ahnte er, daß sein gefährliches Spiel — und damit er selbst verloren seien. — Wohl hätte er rechtzeitig fliehen können, — aber — nach Iras Abreise war ihm

alles gleichgültig geworden. — Schweigend geht er zum Schreibtisch — schweigend unterzeichnet er das ihn entehrende — ihn seines Thrones verlustig sprechende Schriftstück und überreicht es dem Statthalter.

18

Das war ein schwarzer Tag für die führenden Männer der Komintern gewesen, als wie ein Blitz aus heiterem Himmel aus Marrakena die Hiobsbotschaft von der Meuterei der Kulis in den Atalayawerken, von deren völliger Zerstörung und unmittelbar darauf die Kunde von der Absetzung und Gefangennahme des Sultans Ali-el-Hamman eintrafen. Und diesen Ereignissen waren auf dem Fuße andere, ebenso schwerwiegende gefolgt. — So erfuhren sie von der Absetzung aller ihrer schwarzen Bundesgenossen und von der Beschlagnahme des gesamten Kriegsmaterials, das von der Komintern in langjähriger geheimer Geschäftigkeit auf Schleichwegen in Afrika eingeschmuggelt worden war. — Jetzt sitzen die Häupter der Komintern im Palast des Maharadscha von Weihapur am Beratungstisch zusammen — mit heißen Köpfen — bedrückten Mienen — sorgenbeschwert. — Die Entdeckung des so viele Jahre sorgfältig gehüteten Geheimnisses der Atalayamine, die Zunichtemachung ihres, mit soviel Schlaueit und so großem Kostenaufwand vorbereiteten Anschlages auf den Gibraltardamm kurz vor der Vollendung, haben mit einem Schlage alle ihre Pläne zertrümmert. Es war nicht zu verwundern, daß sich der Zorn der kommunistischen Gewalthaber in erster Linie gegen die Personen richtete, denen sie die Schuld an der Vereitelung ihrer Pläne zuschoben. Auch die Mitwisser mußten so schnell wie möglich beseitigt werden, um zu verhindern, daß die Union nachträglich

noch über den ganzen Umfang ihrer Absichten in bezug auf Europa unterrichtet wurde. Hierum dreht sich denn auch ihre erregte Verhandlung. „Es war ein Versagen auf der ganzen Linie“ — fährt Simonjeff bissig fort, „und das kommt, wie ich schon früher sagte, nur davon, daß man so wichtige Dinge verniggerten Farbigen überläßt.“

„Das ist in diesem Falle doch zu weit gegangen, Genosse Simonjeff“, wehrt der Maharadscha tadelnd ab, der die Spitze in des Russen Worten fühlt. „— Die Moretanier sind keine verniggerten Farbigen, sondern eine kultivierte Rasse, und ihr Sultan ist ein wissenschaftlich gebildeter Mann. Auch scheinen Sie zu vergessen, daß ohne die Hilfe dieses so verächtlich gemachten Volkes das ganze Unternehmen überhaupt unausführbar gewesen wäre. Außerdem stand dem Sultan in letzter Zeit unsere geschickteste Agentin, Fürstin Ira, zur Seite.“

„Auch die hat Fehler gemacht. Sie hätte die blonde, deutsche Spionin früher erkennen und sie rechtzeitig abschieben lassen müssen.“

„Das hat sie auch versucht. Aber darin war der sonst so zugängliche Sörrensen hartnäckig. Sie hätte ihr Ziel bestimmt noch erreicht, aber — was kann sie dafür, daß man ihren Freund Sörrensen so rasch wieder absägte.“ — nimmt der Maharadscha seine Landsmännin in Schutz. — „Schief ging alles erst, nachdem der deutsche Schnüffler Freimann in der Atalayamine auftauchte.“

„Und weshalb ging dann alles schief?“ ereifert sich Simonjeff — „Weil dieser unfähige Maure — der Direktor des Werkes, ein schlapper Kerl war, der sich nicht getraute, das Bürschchen unschädlich zu machen, als er es in der Hand hatte.“

„Mit solchen Zänkereien kommen wir nicht weiter!“

fiel Tsen-kö-tö dem Wütenden gelassen ins Wort. „Die Ursachen der Scheiterung eurer Gibraltardammpläne kennen wir zur Genüge. Jetzt handelt es sich doch darum, etwaigen üblen Nachwirkungen vorzubeugen. Dazu gehört, daß der Skandal nicht in der ganzen Welt breitgetreten wird. Zeugen sind immer unbequem — also weg mit ihnen.“

„Gewiß — der Sultan muß fallen!“ läßt sich der Maharadscha in bestimmtem Ton hören. — „Der sieht seiner Aburteilung in Gibraltar entgegen, und ich befürchte, daß er aus Rache Dinge ausplaudert, die nicht für die Ohren gewisser Leute bestimmt sind.“

„Genosse Marriona, einer der Wärter in der Festung dort, wird das erledigen, aber — was ist damit erreicht?“ sagt Simonjeff hämisch. — „Ihr scheint zu vergessen, daß da noch andere Leute herumlaufen, die viel gefährlicher sind. Zum Beispiel der Freimann — die Treuen und das famose Töchterlein des Soliman. Meint ihr, daß die nichts ausplaudern könnten? — Den jungen Sörrensen fürchte ich nicht. Erstens weil er in unsere Pläne nicht genügend hineingeschaut hat, zweitens wird er nicht eben freundlich über seine Maßregler denken. Deshalb ist der Mann für uns sehr wichtig. Wir werden ihn noch brauchen. Der ist in Berlin jetzt auf einem für unsere Zwecke sehr wichtigen Posten.“ Tsen-kö-tö, der dem Russen schweigend zugehört hatte, zuckt verächtlich die Schultern, reibt sich bedachtsam die Hände und sagt:

„Alles Nebenfiguren, Genosse Simonjeff! Einen habt ihr vergessen — den Mann, um den sich alles dreht, der euch noch manche Nuß zu knacken geben wird — der Generalingenieur.“

Krachend saust des Russen Faust auf den Tisch — seine Stimme überschlägt sich, als er brüllt:

„Ich, den Mann vergessen? — Hah! Beruhigen Sie

sich, Genosse Tsen-kö-tö! — Diesmal werde ich die Sache nicht wieder Niggern überlassen. Ich werde ihn zermalmen — ihn aber vorher ausquetschen wie eine Zitrone. Ich muß ihn lebendig zwischen die Finger bekommen. Übertölpeln läßt dieser Mann sich aber nicht. Dazu ist er zu gerieben und durch die Tassiligeschichte auch gewarnt. Erst muß die günstigste Gelegenheit ausspioniert werden, wie der Mann am sichersten zu fassen ist.“

„Fürstin Ira ist ja bereits ebenfalls in Berlin, um dies zu tun“, erklärt der Maharadscha nun, „deren Hauptaufgabe ist jedoch, sich in den Besitz der Unterlagen für die Herstellung der deutschen Zielkraftgeschütze zu bringen. Darauf bauen sich doch unsere künftigen Pläne auf, nachdem das Gibraltarunternehmen gescheitert ist. Wir können der Union nur mit ihren eigenen Waffen beikommen. Und wenn wir diese in unsere großen Luftschiffe einbauen, sind wir Eurofrika überlegen. Dann wehe Europa!“

„Wenn — ja — wenn wir diese Hexendinger nur erst mal hätten“, fällt ihm Tsen-kö-tö trocken in die Rede.

„In dieser Beziehung können wir uns auf die Genossin Ira unbedingt verlassen. Sie bekommt die Pläne bestimmt!“ erwidert der Maharadscha und erhebt sich.

„Und — was geschieht mit Afrika?“ fragt Pnomenhani, der Singhalese.

„Vorläufig nichts, Genosse Pnomenhani!“ gibt ihm Simonjeff bissig zur Antwort. „Nachdem dank der Schlafmützigkeit unserer schwarzen Bundesgenossen fast alle unsere afrikanischen Stützpunkte in den Händen der Union sind, und unsere fürstlichen Helfershelfer in den Minen als Kulis arbeiten — außerdem fast das gesamte Kriegsmaterial beschlagnahmt wurde, können wir dort nichts mehr machen — vorläufig sage

ich. Aufgeschoben ist aber nicht aufgehoben. Lassen Sie uns nur erst im Besitz eigener Strahlgeschütze sein, dann werden auch unsere Afrikapläne wieder aufgenommen.“ Wieder grinst der Mongole spöttisch bei den Worten Simonjeffs, sagt aber nichts mehr. Schweigend verläßt er den Sitzungsraum. Die Beratung ist beendet.

19

„Nun? — Nicht zufrieden?“ fragt der Generalingenieur, die Brauen erstaunt hochziehend, seinen jungen Untergebenen, als er bemerkt, daß dieser seine Mitteilung nicht allzu begeistert aufzunehmen scheint.

„Die mir zugedachte Ehre, Chefingenieur der Kongobauten zu werden, weiß ich sehr wohl zu schätzen, Herr Generalingenieur“, erwidert Freimann sichtlich bedrückt, „aber einer solchen Aufgabe fühle ich mich nicht gewachsen.“

„Das sollte ein Könner, wie Sie einer sind, nicht sagen! Daß Sie tüchtig und energisch sind, haben Sie bewiesen. Zu jung sind Sie doch auch nicht mehr. Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Ich werde neunundzwanzig Jahre demnächst.“

„Na also. Das ist ein Alter, in dem andere schon an die Ehe denken.“

„Das tue ich eben auch, Herr Generalingenieur. Darf ich einmal frei sprechen? — Ich verehere das Mädchen, das mir zur Flucht aus der Atalayamine mit verhalf, wobei mich aber keineswegs das Gefühl der Dankbarkeit beeinflußt. Seitdem ist es mir auch ein treuer Kamerad gewesen, und es ist gottlob auch ein deutsches Mädchen, das ich heiraten möchte.“

„Soo!“ sagt Sörrensen gedehnt, den bei des jungen Mannes Worten ein seltsam beklemmendes Gefühl überfällt, „und — dieses Mädchen erwidert Ihre Neigung?“

„Ja — ich habe mich mit ihm bereits verlobt. Auch Sie, Herr Generalingenieur, kennen meine Verlobte“, fährt Freimann mit jugendlichem Feuer fort. „Ich bin überzeugt, daß auch Sie sie schätzen lernen, wenn Sie sie erst näher kennen werden.“

Dem jungen Schwärmer fällt es nicht auf, daß sein hoher Vorgesetzter auf einmal wortkarg geworden ist und ihn mit tiefem Ernst anschaut. — Langsam sagt der jetzt:

„Ich kann Sie wohl verstehen, Freimann.“

„Nicht wahr, Herr Doktor? Wir waren uns nach den Ereignissen in der Atalayagrube auch bald näher gekommen.“

„Wann haben Sie sich mit Fräulein Treuen darüber ausgesprochen?“ fragt der Generalingenieur mit starrem Blick.

„Mit — mit dieser? — Oh! Gleich nachdem wir unserer gegenseitigen Zuneigung sicher waren. Auch sie ist dafür, daß wir bald heiraten.“

„So, so! Ha-ha-ha! Natürlich — ja — das ist freilich etwas anderes. Da kann ich Ihnen nur Glück wünschen — Ihnen und Fräulein Treuen.“

„Fräulein Treuen?“ fragt der junge Mann nun doch etwas erstaunt. „Ach so!“ fährt er aber gleich wieder lächelnd fort, „in gewisser Beziehung ja auch ihr. Myrrha steht ja unter ihrem besonderen Schutz, und sie ist die beste Freundin meiner Verlobten.“

„Was sagen Sie da?“

„So ist es, Herr Generalingenieur!“ antwortet Freimann, der sich das sonderbare Verhalten seines Gön-

ners nicht erklären kann, beklommen. „Sie sind sich beide sehr zugetan. Haben Sie — haben Sie Bedenken dagegen?“

„Aber keineswegs! Im Gegenteil — ich dachte im Augenblick nur nicht daran, daß Fräulein Myrrha ja ebenfalls deutscher Abstammung ist. Sie sind ein Glückspilz. Man könnte Sie beneiden.“ Sörrensen ist in seinem Wesen plötzlich wie ausgewechselt. Sein Körper strafft sich. Elastisch geht er auf und ab — bleibt hin und wieder stehen, wie überlegend. Freimann aber denkt bei sich — etwas überarbeitet scheint der hohe Chef zu sein — müßte einmal ausspannen. — Jetzt bleibt Sörrensen vor dem jungen Mann stehen, legt ihm seine rechte Hand auf die Schulter und fährt fort:

„Natürlich sollen Sie heiraten! Das ist aber kein Grund, meinen Vorschlag abzulehnen. Verheiratet können Sie auch in Afrika sein. Ihre Verlobte ist ja afrikanisches Klima gewöhnt. Hören Sie zu! Wir fliegen erst einmal zusammen in Ihr künftiges Arbeitsgebiet. In vierzehn Tagen können wir zurück sein. Dann machen Sie Hochzeit, zu der Sie mich hoffentlich einladen werden. — Ihren Wohnsitz können Sie sich selbst aussuchen — am besten am Ubangi auf einem der waldigen Berghügel dort. Von da aus können Sie mit dem Flugzeug rasch an alle Baustellen gelangen. — Einverstanden, junger Freund?“

Das war eine Lösung, mit der man wohl zufrieden sein konnte, und Freimann eilt, nachdem er sich gebührend bedankt hatte, zu Myrrha, um ihr sein Glück mitzuteilen. —

Dr. Gerth Sörrensen war sich im Verlauf seiner Unterredung mit dem jungen Freimann auf einmal bewußt geworden, daß er auch nur ein Mensch — ein Mann sei, und nicht nur der verantwortungsbe-

ladene Leiter des größten Weltunternehmens, der für persönliche Angelegenheiten niemals Zeit hatte. Merkwürdig, daß er in seiner Brust plötzlich ein Herz entdeckte, das nicht allein Lebensfunktionen zu erfüllen hatte, sondern das eine sehr deutliche Sprache gesprochen hatte, als Freimann von seiner Liebe zu einem Mädchen erzählte, das er, Gerth Sörrensen, für ein anderes Mädchen glauben halten zu müssen. — Er hatte aufgeatmet, wie — ja — wie ein verliebter Jüngling, als er hörte, daß er sich geirrt hatte. Er hatte einfach Angst gehabt — ganz lächerliche Angst, daß ein anderer ihm sein Mädchen wegnehmen könnte. Sein Mädchen? — Wie kam er nur auf diesen Gedanken? — Er, der nüchtern denkende, gereifte und wie er sich sagen mußte, körperlich verunstaltete Mann? — Was hatte er mit Grete Treuen zu schaffen? Wie durfte er nur annehmen, daß dieses schöne Mädchen, dieses junge prachtvolle Menschenkind für ihn, den Älteren, einen anderen Gedanken übrig haben könne, als vielleicht den der Bewunderung, oder etwa auch den kindlicher Verehrung? — Eine vorher nie gekannte Unruhe befällt ihn. Er muß diese Grete Treuen sich näherbringen, muß sich in engster Zusammenarbeit mit ihr Klarheit über seine Gefühle verschaffen. Verdammt nochmal, das fehlte gerade noch, daß er sich verliebte wie ein Primaner. Sofort muß er mit ihr reden. Er ließ sie zu sich bitten, und als sie vor ihm steht in ihrer jugendlichen Frische und natürlichen Anmut, nimmt der Zauber ihrer Persönlichkeit ihn gefangen — macht ihn, den mächtigen Mann befangen. Fast schüchtern trägt er ihr seinen Wunsch vor, sie zu seiner persönlichen Mitarbeiterin zu machen — sagt ihr, daß er einen zuverlässigen Menschen mit wachen Augen um sich haben müsse, daß er ihr aber doch kaum zumuten könne, einen so alten Griesgram ständig um sich zu haben. „Bitte —

unterbrechen Sie mich nicht!“ hebt er abwehrend die Hand, als er bemerkt, daß das errötende Mädchen etwas sagen will — „Ich bin noch nicht fertig. Meine Geheimesekretärin könnten Sie trotzdem werden — und zwar so, daß Sie und ich ständig durch den Sender in Fühlung blieben — wo ich auch sei. Solange ich in Genf weile, bitte ich Sie, ebenfalls dort zu bleiben. Ich würde Ihnen in meiner Abwesenheit Generalvollmacht erteilen, die Ihnen die Möglichkeit böte, überall da bestimmend einzugreifen, wo Sie es für nötig erachten. Würden Sie mit meinem Vorschlag einverstanden sein, Fräulein Treuen?“

„Ja — Herr Generalingenieur!“ erwidert sie fest. „Ich danke Ihnen für Ihr großes Vertrauen. Sie dürfen sich unbedingt auf mich verlassen!“

„Davon bin ich überzeugt. Zu danken habe ich Ihnen, daß Sie dieses schwierige und leider nicht ganz ungefährliche Amt übernehmen wollen. Sie werden Neider finden — und daher auch Feinde. — Vorerst habe ich aber noch eine andere Aufgabe für Sie, die etwas heikler Art ist. — Die Inderin — Sie wissen — die intrigante Fürstin Ira, hält sich, wie ich erfuhr, zur Zeit in Berlin auf. Wie es der Exotin gelang, die Aufenthaltsbewilligung für Berlin zu erhalten — was sie überhaupt dort zu suchen hat — entzieht sich noch meiner Kenntnis. Zu ihrem Privatvergnügen wird sie sich kaum dort aufhalten. Sie wissen ja, daß ihr jedenfalls nicht zu trauen ist. — Leider ist auch mein Bruder Carlos in Berlin. Seine Versetzung dorthin geschah ohne mein Wissen, während meiner Abwesenheit. Es gibt mir zu denken, daß ausgerechnet auch die Fürstin nach der Hauptstadt übergesiedelt ist, und ich befürchte, daß sie versuchen wird, Carlos erneut zu umgarnen. — Die Fürstin ist zu überwachen. Alle ihre Ferngespräche und Sendungen müssen mit gehört wer-

den. Es ist festzustellen, was sie in Berlin treibt, mit wem sie verkehrt und so weiter. In gleicher Weise ist auch mein Bruder unter Beobachtung zu nehmen. Wir beide wissen ja, wie leicht er durch diese Frau zu beeinflussen ist. Ich werde veranlassen, daß Ihnen die Leitung des Großdeutschlandsenders übertragen wird. Sie allein sind in der Lage, die von mir gewünschten Überwachungen durchzuführen. Aus diesem Grunde bitte ich Sie, bis auf weiteres ebenfalls nach Berlin überzusiedeln. Wollen Sie das tun?"

„Gewiß, Herr Generalingenieur! Noch heute werde ich dorthin abreisen.“ —

„Ach nein — bitte nicht! Solange ich hier bin, möchte ich Sie nicht missen.“

20

Berlin von heute — seit undenklichen Zeiten schon immer das Herz Deutschlands — jetzt zum Mittelpunkt des Eurofrikaverkehrs geworden — was würde ein alter Berliner von der Schwelle des versunkenen Jahrhunderts wohl sagen, würde er plötzlich auferstehen und die Steinriesen erblicken, die über seiner Grabstätte emporwuchsen, unter denen wiederum in gewaltigen Stahladern unfassbarer Lebensstrom pulst? — Wie würde er staunend hinaufschauen an den zum Himmel ragenden Wänden, würde verwundert Umschau halten nach den ratternden Straßenbahnen — den sausenden Autobussen seiner Zeit — würde vergeblich lauschen auf deren Geklingel und Getöse und auf das Getöse des Straßenlärms, das ihm so vertraut gewesen war. — Von alledem ist nichts mehr zu sehen und zu hören. — War Berlin damals schon eine der größten und schönsten Weltstädte gewesen, so ist es im Laufe

der Jahrzehnte zum Knotenpunkt des Eurofrikaverkehrs geworden, welcher der Metropole das Gepräge gibt. — Alt-Berlin mit seinem Großväterstil und seinen Elendsquartieren — seinen verbauten Geschäftshäusern und Kramlädchen ist völlig verschwunden. — An deren Stelle erheben sich stattliche, hochragende Geschäfts- und Verwaltungspaläste mit flachen — Dachgärten und Sportplätze tragenden Dächern, auf denen sich in der Freizeit die Angestellten der Häuser tummeln. Zum Teil dienen sie aber auch als Landeplätze für Geschäftsflugzeuge, die jede größere Firma besitzt. — Die Gebäude sind nicht etwa Wolkenkratzer, wie man sie vom alten New York her kannte, die Hunderte von Metern hoch und spitz in den Himmel hineinragten, sondern sie sind in mäßiger Höhe, architektonisch geschmackvoll in Reihen eingeordnet, zackig zerrissene Linien im Straßenbild vermeidend. Selbst Riesenbetriebe gewähren mit ihren schönen Fassaden und Baulichkeiten einen harmonisch freundlichen Anblick. Nie sind sie mehr in rauchigen Dunst gehüllt, wie in früheren Zeiten. Denn Kohlenfeuerung kennt man schon längst nicht mehr. — Um diese, der Innenstadt angehörenden, von hastendem Leben durchpulsten Steinblöcke gruppieren sich weite Siedlungen, die mit ihren Gärten und niedrigen Häusern fast ländlich anmuten. — Hier sind die Wohnplätze der Millionenstadt. — Hunderttausende von Arbeitern und anderer Werktätiger dieser großen Volksgemeinschaft haben hier draußen ihre Eigenheime, zu denen sie die mannigfachsten Schnellverbindungen in wenigen Minuten hinausführen, wenn sie von ihren Arbeitsstätten heimkehren. Diese liegen alle außerhalb des Weichbildes der Stadt. Auch die Unterkunftsgebäude für das Militär — früher Kasernen genannt — liegen weit außerhalb der Stadt — meist im Walde — prächtige, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Bau-

lichkeiten. Nur das politische Leben drängt sich noch in dem Stadttinneren zusammen. Die Regierung mit ihren Ministerien und behördlichen Verwaltungen haben ihren Sitz sogar noch immer in dem alten Wilhelmstraßen-Viertel, während die Botschafterpaläste meist um den alten Tiergarten herum gruppiert sind, der in seiner alten Schönheit erhalten geblieben ist. Auch historische Stätten und Denkmäler, Bildungsstätten und Baulichkeiten von Kunstwert sind, alter Tradition gemäß, sorgfältig erhalten geblieben. — Eigenartig mutet der Straßenverkehr im Innern der Stadt an. — Auf allen Hauptstraßen und Plätzen sieht man nur Fußgänger. Während vor einem Jahrhundert das Überschreiten verkehrsreicher Straßen noch gefährlich war, und Verkehrsposten diesen regeln mußten, beherrscht jetzt der Fußgänger allein noch diese Straßen. Der gesamte Fahrverkehr spielt sich unterirdisch ab — in breiten, dem Zug der Straßen folgenden, taghell erleuchteten Tunnels, die zu beiden Seiten die Hausnummern und Firmenschilder der oberhalb liegenden Geschäfte aufweisen, in deren Inneres man durch Fahrstühle gelangen kann. Außerdem führen überall bequeme Aufzüge zu den Straßen und Plätzen empor. Dort können die Fußgänger entweder die Bürgersteige, oder die in der Straßenmitte mit zwiefacher Geschwindigkeit kreisende Rollbahn benutzen. Federnde Metallklappsitze auf der oberen Plattform dienen der Bequemlichkeit der Benutzer. Das Auf- und Absteigen von den in Fußgängertempo rollenden Fahrebenen — das Umsteigen auf eine andere an Straßenkreuzungen, ist so einfach, daß selbst gebrechliche Personen dies ohne Gefährdung tun können. Auf allen Hauptplätzen befinden sich Haltestellen für die Stadtverkehrsflugzeuge, die bei ihrer Eigenschaft, senkrecht auf- und absteigen zu können, nur wenig Platz zum Start gebrauchen. Ein verzweigtes Untergrundbahnnetz dient

auch heute noch dem Fernschnellverkehr. — Manchem Fremden, der vom Lande zum ersten Male nach Berlin kommt, wird es auffallen, daß hier ständig die Sonne scheint, solange sie am Himmel steht. Niemals wird der Laufverkehr durch Regenwetter oder plötzlich auftretende Gewitter gestört, oder beeinträchtigt. Dieser Umstand ist auf die in der Umgebung der Stadt errichteten Wetterregelungs-Standorte zurückzuführen, die mit ihren, durch Atomzertrümmerungskraftstrahlen erzeugten Magnetfeldern jede unerwünschte Wolkenbildung über dem Stadtgebiet verhindern. Umgekehrt können diese Wetterwerke, die alle großen Landeshauptstädte bereits besitzen, aber auch Wolken- und Regenbildungen künstlich hervorrufen, wenn anhaltende Trockenheit solche wünschenswert erscheinen lassen. Die Hauptausfallstraßen Berlins werden an den Stadtgrenzen in die Verkehrstunnels eingeführt. Weite, unterirdische Rundplätze an den Hauptknotenpunkten, zahlreiche, umfassende Parkplätze ermöglichen eine einfache Abwicklung des Verkehrs. Fahrstühle befördern nach Bedarf die Autos zu den Vorortstraßen. Da, wo früher die alten Bahnhöfe, Anhalter und Potsdamer, standen, dehnt sich der gewaltige Zentralbahnhof für den Fernverkehr, während das Tempelhoferfeld auch heute noch als Hauptflughafen besteht, nur daß sich jetzt neben den neuzeitlichen Flugzeughallen auch die hohen Hallen für die Luftschiffriesen erheben. — Berlin ist aber nicht nur die neuzeitlichste, sondern auch auf industriellem Gebiet die wichtigste Großstadt Eurofrikas. Hier befinden sich nicht nur die bedeutungsvollsten Atomzertrümmerungswerke, sondern auch die zur Herstellung der Zielkraftgeschütze. Schöpfungen deutschen Erfindergeistes, die ein geheimnisvoller Nimbus umgibt. — Und diese Werke mit ihren streng gehüteten Betriebsgeheimnissen, sind das Ziel der findigsten Werkspione aller Länder. — So sieht

das heutige Berlin aus, das mit seinen technischen Wunderleistungen, seinem Kulturleben, seinen Verkehrs- und Wohlfahrtseinrichtungen an der Spitze schreitet. Wie sind nun seine Menschen beschaffen? Äußerlich unterscheiden sie sich kaum von jenen Menschen von vor hundert Jahren. Auch damals war Jungdeutschland schon sportgestählt und gesund — in spartanisch einfacher Erziehung herangebildet. Damals war es Deutschlands großem Führer gelungen, nach einem Jahrzehnt der Schmach und Verjudung, in seinem Volk das Nationalbewußtsein wieder zu wecken, es zu einer großen deutschen Volksgemeinschaft zusammenzuschweißen und seinem Vaterland zu unerhörtem Aufstieg zu verhelfen. Sein Werk hat Früchte getragen. Selbstbewußt, stolz auf seine Rassenreinheit, geläutert in seinen Anschauungen, fühlt sich jeder Deutsche als Deutscher auch in der großen, ganz Europa umfassenden Eurofrikagemeinschaft, der heute auch die national fühlenden Angehörigen seiner Nachbarländer, mit denen er Hand in Hand an dem großen Gemeinschaftsziel arbeitet, als Volksgenossen anspricht und sie als solche gleich achtet. — Jedoch Mensch bleibt Mensch — und Menschen werden, solange die Erde sich dreht, unterschiedlich sein, nicht nur in ihrem Äußeren, sondern mehr noch in ihrem inneren Empfinden. Tugenden und Schwächen werden sich die Waage halten. Und so wird es neben guten und in sich gefestigten auch immer wieder weniger gute und schwache geben. Dr. Carlos Sörrensen gehört nicht zu den ersteren. War er auch, dank seiner Erziehung ein Mann geworden, der zu den besten Hoffnungen berechtigt hätte. Aber diese Hoffnungen erfüllten sich nicht, und er enttäuschte die Menschen oft gerade dann, wenn sie ihm am meisten vertrauten. Von Natur aus gutmütig, aber leichtgläubig, ließ er sich andererseits oft von solchen Menschen täuschen, die ihm zu schmeicheln

wußten, um etwas von ihm zu erreichen. Von seinem eigenen Wert überzeugt, mißgönnte er anderen, die mehr Beachtung fanden als er, deren bessere Erfolge im Leben; denn er war ehrgeizig bis zum Größenwahn. Schönen Frauen gegenüber war er, durch deren Umwerbung verwöhnt, maßlos überheblich und andererseits wieder haltlos bis zur Schwäche, wenn sie ihn zu beeinflussen verstanden. Insbesondere bedrückte ihn die überragende Bedeutung seines Halbbruders Gerth, dessen geistige Überlegenheit und charakterlichen Vorzüge er tiefinnerlichst anerkennen mußte. Mit seiner jetzigen Stellung hätte er wohl zufrieden sein können; denn er weilte seit einigen Wochen in geheimem Auftrage der Zentralverwaltung der Union in Berlin — offiziell der technischen Abteilung des Kriegsministeriums zugewiesen. — In Wirklichkeit aber sollte er der überhand nehmenden Werkspionage auf den Grund gehen und war zu dem Zweck mit außergewöhnlichen Vollmachten ausgerüstet. Man hatte in Genf geglaubt, dem Bruder ihres Generalingenieurs diese wichtige Aufgabe anvertrauen zu können. Nachdem er sich anfänglich mit einem gewissen Eifer seiner neuen Aufgabe gewidmet hatte, ließ dieser bald wieder nach, er wurde gleichgültig und mißmutig, weil er in seiner Überheblichkeit seine Versetzung nach Berlin als Kaltstellung ansah. Nach dem Scheitern seiner ehrgeizigen Pläne in Afrika, hatte er überhaupt jede Lust zu ernster Tätigkeit verloren. Wenn er zuerst seine Versetzung nach Berlin als angenehme Abwechslung betrachtet hatte, so war er ihrer bereits wieder überdrüssig, und er fing an, sich hier in dieser allzu musterhaften Stadt zu langweilen. — Ein paarmal hatte sein Bruder ihn hier besucht, der ihm Anweisungen und Fingerzeige, sein neues Tätigkeitsfeld betreffend, gab, um ihn anzuspornen. Von ihm hatte er auch erfahren, daß Gerth sich in Kürze wieder nach

dem Kongogebiet begeben werde, und er neidete diesem seine selbstherrlichen Reisedispositionen. Wie klein kam er sich vor gegen diesen Allgewaltigen. Und weil er sich so klein fühlte, deshalb wandelte sich sein Neid langsam in Haß gegen den Überragenden. — Dazu quälte ihn die Sehnsucht nach seiner schönen Freundin Ira, die er nicht vergessen konnte. Die Erinnerung an diese bestrickende Frau ließ ihn nicht los, und sein Sehnen nach ihr war um so größer, da er nicht wußte, was aus ihr geworden war. —

Lässig schlendert Carlos die herrliche Straße Unter den Linden entlang, seiner Umgebung nicht achtend — ziellos. An der Friedrichstraße bleibt er unschlüssig stehen. Dem Aufzug der Untergrundbahn entsteigen Menschen — Leute, die es eilig haben. Er steht ihnen im Wege. Man stößt ihn, drängt ihn beiseite — da schließt er sich dem Strom an. Vor ihm schreitet eine Dame an der Seite eines älteren Herrn. Achtlos schlendert er hinter dem Paar her. Soeben lacht die Dame leise auf, und diese wenigen melodischen Laute dringen seltsam vertraut an sein Ohr. Nun sieht Carlos schärfer hin. Der Herr, der ihm jetzt das Profil seines Gesichtes zuwendet, kommt ihm irgendwie bekannt vor. Den muß er schon irgendwo gesehen haben. Aber die Frau, mit der er sich unterhält — deren Gang erinnert ihn an — ja — an wen doch? Jäh steigt ihm das Blut zu Kopf — leidet er an Halluzinationen? — Diese Frau sieht aus wie die Fürstin Ira. Aber sie kann es doch nicht sein, wie sollte diese nach Berlin kommen? Rasch besteigt er die Rollbahn, gleitet an dem Paar vorüber, sieht jetzt ihr Gesicht und zweifelt nicht mehr. Die Dame an der Seite des fremden Herrn ist die Fürstin, mit der sich seine Gedanken so viel beschäftigen. An der Straßenkreuzung steigt er ab — wartet, fest entschlossen sie anzusprechen. — Jetzt

sieht auch sie ihn, doch nichts in ihrem Blick verrät, daß sie ihn erkannt hat. Schon will er sie ansprechen, als ein kurzes Aufblitzen ihrer Augen ihn zu warnen scheint. Beim Vorüberschreiten des Paares hört er, wie die Fürstin sich verabschiedet. — Herr Ministerialdirektor hat sie ihren Begleiter genannt. Teufel — was hat die Frau mit einem Ministerialdirektor zu schaffen? Weshalb soll ich sie nicht kennen? — Hm! — Unschlüssig folgt er ihr, als der Herr in eine Seitenstraße abbiegt. Dann beschleunigt er seinen Schritt — ist an ihrer Seite. „Ira“, sagt er leise. Doch ohne ihn anzusehen geht sie weiter, zischelt ihm von der Seite zu: „Vorsicht! Sie dürfen mich nicht kennen! Erwarten Sie mich heute abend im Bristol!“ Ehe er noch begriffen hat, was dieses Versteckspiel bedeutet, ist die Fürstin in ein Geschäft eingetreten. — Ah! Wie froh ist er auf einmal — Ira — seine Ira hat er wiedergefunden — und sie hat ihn heute abend zum Bristol bestellt. — Wie neu belebt schreitet er weiter — steigt in den Fahrtunnel hinab und begibt sich in sein Amt.

Als Sörrensen am Abend sehr früh schon im Bristol eintrifft, ist er schwer enttäuscht, als man ihm sagt, daß ihre Durchlaucht vor Wochen zwar einen Tag hier gewohnt habe, dann aber wieder abgereist sei. Dann sitzt er im Empfangsraum und wartet. Stunden vergehen, ohne daß die Fürstin sich sehen läßt. Schon will er die Hoffnung aufgeben, als er die sehnlichst Erwartete eintreten sieht. — Höflich liebenswürdig entschuldigt sie sich wegen der Verzögerung — sagt, daß sie Eile habe und bittet ihn, sie zu ihrem Wagen zu begleiten, der unten warte. — Verärgert — innerlich empört — folgt er ihr. Dann fordert sie ihn auf, ein Stück mitzufahren. Während der Fahrt plaudert sie unbefangen über Alltägliches, fragt ihn, wie lange er schon in Berlin sei — wie es ihm hier gefalle — kurz — wie man mit einem oberflächlichen Bekannten plau-

dert, den man nach längerer Zeit einmal wiedersieht. — Hölzern, trotzend wie ein gekränkter Schuljunge, beantwortet er ihre Fragen. Ihr Verhalten wurmt ihn. — In der Tiergartenstraße, Ecke Hofjäger-Allee läßt sie halten, verabschiedet ihren Chauffeur — dann steigen sie schweigend die breite Treppe zur Straße empor. Zu Fuß gehen sie weiter, bis sie vor einer Villa, die in einem Vorgarten liegt, stehenbleibt. I. v. Bhedsha — steht auf einem Messingschild eingraviert. — „Hier bin ich zuhause — Dank für Ihre Begleitung. Leben Sie wohl, Herr Doktor!“ — Sörrensen steht wie vom Donner gerührt. Das also ist das Wiedersehen, auf das er sich so gefreut hat? — Ira hat einen Klingelknopf berührt, worauf sich geräuschlos die Gartentür öffnet, wie auch das Haustor öffnen. Licht flammt im Hause auf. — Die Fürstin hält kurz Umschau auf der Straße, dann raunt sie dem Verdutzten zu: „Treten Sie schnell ein!“ Ganz benommen folgt Sörrensen der voraus huschenden Frau. Mechanisch zählt er zehn Stufen der teppichbelegten Treppe. Oben steht ein junger kräftig gebauter Inder, der sich mit verschränkten Armen stumm verneigt. Die Fürstin flüstert ihm einige Worte zu, die Sörrensen nicht versteht, worauf der Diener lautlos verschwindet. Durch ein Vorzimmer führt Ira ihren späten Gast in einen behaglich eingerichteten Raum, in dem auf einem zierlichen Schreibtisch eine gelbbeschränkte Lampe brennt. Sorgfältig schließt Ira die Tür. Dann steht sie vor dem Befangenen, sieht ihn mit ihren unergründlichen Augen zärtlich an. Langsam schlingt sie ihre schönen Arme um seinen Hals und sagt leise: „Carli“ — Ein Zittern durchläuft den schönen Mann — fest preßt er sie an sich — trinkt ihre Küsse wie ein Verschmachtet. — Dann löst sie sich sanft aus seinen Armen — ermahnt ihn, vernünftig zu sein. Danach nimmt sie ihm das Versprechen ab, sie nie zu fragen, was sie

hier tue — auch wenn ihm manches seltsam erscheinen möge. Im Taumel seines Glückes, sie endlich wiedergefunden zu haben, verspricht der verliebte Mann ihr, was sie wünscht. Als sie ihn bittet, zu berichten, wie es ihm nach seiner Abreise aus Marrakena ergangen sei — ihn dabei neben sich auf eine Couch zieht und sich an ihn schmiegt, erzählt Carlos. Berauscht von ihrer Nähe, läßt er durch geschickte Zwischenfragen der Frau alles aus sich herauslocken, was sie wissen will. — Wie beiläufig fragt sie auch nach seinem Bruder. Der Verliebte bemerkt nicht, daß sie dabei einen, unter der Schreibtischkante befindlichen Knopf berührt, auf der ihre Hand ruht. — Auf das leise surrende Signal hin entnimmt der Inder nebenan einem unscheinbaren Kasten mit der Aufschrift ‚Putzzeug‘ ein paar Kopfhörer, legt sie um, setzt sich an den Tisch und schreibt emsig nieder, was er durch das Mikrophon mit anhört. So erfährt die Fürstin von des Generalingenieurs Reiseplänen, hört, daß dieser mit seinem Günstling Freimann zurzeit in Venedig weile, mit diesem dann zum Kongo fliegen werde, um an dem Geisyrloch Versuche zu machen. Unangenehm überrascht ist die Fürstin, als sie dabei auch erfährt, daß Sörrensens ehemalige Sekretärin, die verhaßte blonde Deutsche, ebenfalls in Berlin sei. Aus des Mannes Schilderung muß die Inderin zu ihrem Erstauen schließen, daß ihr Freund von den Vorgängen in den Atalayawerken überhaupt nichts weiß, aber sie hütet sich wohl, ihn darüber aufzuklären. — Als Grund ihrer Abreise von Marrakena gibt sie an, daß sie den Hof des Sultans verlassen habe, weil sie sich seiner Anträge nicht mehr habe erwehren können. Sie freue sich, daß ihr Weg sie nach Berlin geführt habe, wo sie sich nur als Privatperson aufhalte, weil sie dadurch das Glück erleben durfte, ihn — ihren Carli wiederzusehen. Als er sie daraufhin stürmisch um-

armen will und sie fragt, wann sie ihm nun ganz gehören werde, entwindet sie sich geschmeidig seinen Liebkosungen und antwortet versonnen lächelnd:

„Wenn du vernünftig bleibst — bald — vielleicht wirst du mir deine Liebe aber erst beweisen müssen.“

Kaum hatte Sörrensen das Haus verlassen, ging ein langer chiffrierter Funkspruch nach Dardschilling ab, der den Maharadscha über die Reisepläne des Generalingenieurs eingehend unterrichtete.

Von nun an stand Carlos Sörrensen wieder im Banne der schönen Inderin. Täglich war er mit ihr zusammen, wobei sie aber peinlich vermied, sich mit ihm öffentlich zu zeigen. — Manchmal sah er sie im Theater oder auf den Rennplätzen — immer in Begleitung namhafter Persönlichkeiten. Denn Ira wurde wegen ihrer Schönheit und wegen ihres fürstlichen Ranges umworben. Ein geheimnisvoller Nimbus umgab sie. Trotz des ihr nachgesagten fabelhaften Reichtums lebte sie in ihrer Villa am Tiergarten in vornehmer Zurückgezogenheit. Niemals empfing sie jemanden. — Nur Sörrensen durfte ihr Haus betreten, aber immer erst nachts — heimlich bis zur Unkenntlichkeit vermummt — nachdem er im Vorübergehen das verabredete Klingelzeichen gegeben und sich vergewissert hatte, daß niemand in der Nähe war. — Anfänglich fand Sörrensen das romantisch — später übertrieben vorsichtig — endlich aber lästig und seiner unwürdig. Ira hatte ihm erklärt, daß sie diese Vorsicht mit Rücksicht auf ihren Ruf und — seiner wegen — üben müsse. Er bekleide ein hohes politisches Amt. Da könne man aus seinem Verkehr mit ihr leicht falsche Schlüsse ziehen. —

Geräuschlos öffnete sich jedesmal die Tür vor ihm, die, wenn er die Treppe hinaufstieg, sich ebenso geheimnisvoll hinter ihm schloß. Stets erwartete ihn oben der malaische Diener, der ihm schweigend die Tür zu

Iras Vorzimmer öffnete. — Stets empfing Ira ihn mit gleichbleibender Liebenswürdigkeit, und er konnte dabei die quälende Empfindung nicht los werden, daß sie seine Geliebte niemals werden würde. Seine Sinne fieberten nach ihr. Aber immer stand etwas seltsam Trennendes zwischen ihnen. Wenn seine Leidenschaft entflammte — seine Werbung stürmischer werden wollte, konnte Ira auf einmal merkwürdig kühl werden.

„Laß das! Später — wenn du dich entschließen kannst, mit mir in meine Heimat zu kommen, will ich deine Frau werden. — Liebe verlangt auch Opfer, und solche habe bisher nur ich gebracht.“

„Was für Opfer verlangst du?“ begehrte der Verliebte ungeduldig auf. „Ich bin bereit, jedes Opfer für dich zu bringen.“ — Er war willens, alles zu tun, was sie von ihm verlangen würde.

Sie erwiderte jedoch besänftigend: „Aber, Carli — noch verlange ich nichts, aber — kann man wissen? Wir werden sehen, mein Freund.“

21

Zwei große Kriegsflugzeuge schweben über dem Tsadseegebiet. An Stelle des ehemaligen Sees breitet sich versumpftes, mit unzähligen Sumpfvögeln bevölkertes Ödland. Auch der in früheren Zeiten so wasserreiche Schari, der sonst den Tsadsee speiste, war zum kümmerlichen Rinnsal geworden.

„Sehen Sie dort!“ sagt der Generalingenieur zu dem, neben ihm auf der Aussichtsplattform des ersten Flugzeuges stehenden Ingenieur Freimann, der schweigend das unter ihnen hinziehende Wüstenland betrachtet, „das ist der tote See, den ich wieder zum lebendigen Meer machen will. Der Durchbruch durch jene vor

uns liegende Bergkette nach dem wasserreichen Ubangi, den wir jetzt in Angriff nehmen wollen, wird zwar auch nur ein vorläufiger Notbehelf sein, mit dem die Auffüllung des Tsadseebeckens eingeleitet werden soll; denn der eigentliche Überfall mit dem großen Kraftwerk kann erst in viel späterer Zeit, wenn die Auffüllung des Kongomeeres vollendet ist, gebaut werden.“

„Ich verstehe, Herr Generalingenieur!“ unterbricht Freimann hierauf sein Schweigen. „Jener bewaldete Bergsattel des Flachsudan, der im Westen von den hohen Bergen des Adamauagebirges — im Osten von dem hochragenden Dar For begrenzt wird, bildet eine natürliche Talmulde, die bis zu dem hundert Meter höher gelegenen Ubangi zu durchbrechen ist. Ich habe dies aus den Bauplänen gesehen.“

Da, wo der Ubangi in scharfem Knick nach Süden abbiegt, wo die Fluten des breiten Stromes sich brandend am felsigen Steilufer brechen, gehen die beiden Flugzeuge nieder. Hier ist die Stelle, wo der Abflußkanal zum Tsadsee abgezweigt werden soll. Nach Besichtigung des künftigen Baugeländes wird hier das Zeltlager für die Nacht errichtet. — Die Flugkreuzer, die der Generalingenieur diesmal für seine Reise in das unsichere Kongogebiet benutzt, sind mit schweren Maschinengewehren, Maschinenkanonen und Bomben ausgerüstet. Ihre Besatzung besteht aus erprobten Fliegern und altgeschulten Soldaten, und sind mit den neuesten technischen Hilfsmaschinen versehen. Aus zähem Leichtmetall gebaut, weisen Führerstand, Gefechts- und Mannschaftsräume Panzerungen auf, die diese gegen etwaige Geschosseinschläge sichern. Trotz ihrer Schwere erreichen sie eine Durchschnittsgeschwindigkeit von siebenhundert Kilometer in der Stunde. Wie alle Eurofrikaflugmaschinen erhalten sie Fernkraftstrom für ihren Antrieb. — Am nächsten Morgen

werden die Dammbauten oberhalb des Stanley-Pool besichtigt. Hinter dem Hilfsdamm hat sich bereits ein stattlicher See gebildet, der sich weit in das Kongobecken hinein erstreckt. Die Abflußschleusen und das neue Kraftwerk sind schon in Betrieb genommen. Das nächste Ziel der beiden Flugzeuge ist das Kraterloch im Süden des Kongobeckens, zu dem inzwischen durch teilweise Abholzung des Urwaldes, Sprengung von Hohlwegen und durch Notbrücken über die breiig sumpfigen Niederungen bessere Zugänge geschaffen worden sind. Durch Messungen der Meerestemperaturen und Strömungen an der westafrikanischen Küste war ermittelt worden, daß in der Nähe von Ambriz, zweihundert Kilometer südlich der Kongomündung, in einer Tiefe von fünfzig Metern unter dem Meeresspiegel warmes Süßwasser in den Atlantik strömt. Der kochende Geysyrkessel am oberen Kongo schien also hier seinen Abfluß zu haben. — Bei Überfliegung des im Werden begriffenen Kongomeeres konnte man beobachten, wie weit dieses bereits gewachsen war. Unaufhaltsam dringt das, in seinem Lauf gehemmte Stromwasser in den Urwald hinein und verwandelt dasselbe in unwegsame Sümpfe und Seen. An vielen Stellen ragen nur noch die Blattkronen der hohen Baumriesen aus der blasenwerfenden Wasserfläche. Tagaus, tagein ziehen aufgeschreckte Waldtiere rudelweise ab. Starke Unruhe hat sich besonders der Elefanten bemächtigt, deren alarmierendes Trompeten aus der Waldestiefe heraus dringt.

Da zu befürchten stand, daß diese eigensinnigen Tiere ihr Eldorado am Geysyrloch nicht freiwillig aufgeben, sondern lieber darin zu Grunde gehen würden, hatte Sörrensen beschlossen, diese bei den bevorstehenden Vereisungsversuchen der heißen Quelle, damit zum Abzug zu zwingen. Nichts ist den Elefanten

unsympatischer als Kälte, und darauf baute der Generalingenieur seinen Plan. Auf dem Steilrande des Kraterloches, an das jetzt verhältnismäßig bequem heranzukommen war, hatte man eine Batterie Minenwerfer aufgestellt, die nun mit den neuartigen Vereisungsbomben geladen wurden. Mit Präzisionszeitzündern versehen, gelangen diese genau am Ziel zur Explosion. Dr. Sörrensen hat jetzt mit seinem Stabe in der Nähe des kochenden Sees Aufstellung genommen, um die Wirkung der seltsamen Geschosse beobachten zu können. — Dröhnend grollt der erste Schuß über den Wald, der zunächst dem Wasserfall gilt. Gleich nach dem Einschlag der Bombe sieht man den Wasserfall plötzlich erstarren. Wie Hagelschauer, von dem klingenden Krachen stürzender Eisblöcke übertönt, rieselt er zu Tal. Noch speien die Geisyre gewaltig ihren dampfenden Gischt empor zu der giftschwangeren Dunstwolke. Zwei, drei Bomben fallen in den kochenden See. Eine ohrenbetäubende Explosion erschüttert die Luft. Ein Zischen, als ob tausend Atmosphären Dampf abgeblasen würden, faucht herauf — Dampf wallt auf, schiebt sich als eisiger Nebel durch das Unterholz. Dann ist es still. — Da schallt jäh tausendfaches ängstliches Trompeten herüber. Von allen Seiten hasten aufgeschreckte Krokodile in wilder Flucht vorüber. Ein Tohuwabohu kreischender, pfeifender, schnatternder Wasservogel, vermischt mit dem Trompetenkonzert der Elefanten, dem Geheul der Raubtiere, dem Gebelfer und Gebrüll der Hundsaffen durchwogt den Talkessel. Eine Kältewelle kriecht langsam heran, die Sörrensen und seine Begleiter ebenfalls zu schleunigster Flucht zwingt. — Also sogar die Geisyrquellen waren durch das Vereisungsverfahren bezwungen worden. Wohl weiß Sörrensen, daß diese sich bald wieder Bahn brechen würden, wenn sie nicht bis zu ihrer Zuschüttung dauernd unter Eis gehalten

würden. Als Schüttmaterial waren die Latheritsteilwände, welche den Quellensee einkesseln, vortrefflich geeignet, wenn man sie vorher durch Grassit zermürbte und dann durch den Druck eines gürtelartig ausgeführten Sprengsystems einfach in das Höllenloch hineinblies. Das sollte denn auch die vordringliche Arbeit seiner Ingenieure sein; denn diese giftgasigen Quellen müssen verstopft werden, ehe sie unter Wasser gesetzt würden, weil sie sonst in späterer Zeit die Schifffahrt dauernd gefährden würden. Um diese Arbeiten ohne weiteren Wasserzustrom zu gewährleisten, war das reißende Gewässer, das seine Fluten über den Wasserfall in den Talkessel wälzt, weit oberhalb des Falles abzudrosseln und vorläufig abzulenken. Das bot weiter keine Schwierigkeiten. — Die Elefanten würden sich einen anderen Friedhof suchen müssen. Hier würde keiner mehr seine Ruhestätte finden. — Nachdem das Arbeitsprogramm festgelegt war, brechen die beiden Sörrensenschen Flugzeuge am nächsten Tag auf, um die Rückreise anzutreten. Als sie sich über die Baumwipfel erheben, sieht der Generalingenieur plötzlich in der Ferne ein sehr schnell dahin ziehendes Flugzeug, das hinter den bewaldeten Höhen alsbald wieder untertaucht. Erstaunt fragt er den neben ihm stehenden Freimann, ob er das Flugzeug auch gesehen habe. Dieser bejaht, und auch der Flugzeugführer bestätigt es. Möglicherweise konnte es eine Maschine der Station Njassasee gewesen sein, meint dieser. Doch auf einmal taucht über den Wipfeln eine ganze Kette von Flugzeugen auf, die mit großer Geschwindigkeit auf sie zu rasen. Sörrensen, der sich über die feindlichen Absichten dieser fremden Flieger sofort klar ist, läßt an sein Begleitflugzeug den Befehl zu tarnen funken, und nach kurzem Kriegsrat wird beschlossen, unter dem Schutz der Tarnung den Gegnern zuvorzukommen und diese anzugreifen, diese dann aber mit List in die

giftige Dunstwolke zu locken, deren gefährlicher Charakter dem Feind kaum bekannt sein dürfte. — Der Führer des Sörrensenschen Flugzeugs, ein erfahrener Luftkämpfer, jagt, für das heranbrausende Geschwader unsichtbar, auf die vorderste Maschine los, unterfliegt sie, zerlöchert sie schräg von unten mit einem Geschosshagel aus seinen Maschinenkanonen — stößt tiefer und vernichtet auf die gleiche Weise das zweite Flugzeug. Ein drittes und viertes wird von dem Begleitflugzeug abgeschossen. Die durch diesen kühnen, unerwarteten Angriff bei dem Feind hervorgerufene Verwirrung ausnutzend, biegen beide Eurofrikamaschinen, langsam ihre Tarnung aufgebend, seitlich ab und streben — nun wieder voll sichtbar — der dunklen Wolke zu, als ob sie dahinter Schutz suchen wollen. Das, was sie mit diesem Manöver erreichen wollen, gelingt ihnen, die feindlichen Flieger stürzen sich, wie Raubvögel auf ihre sichere Beute, auf die Fliehenden. — Nun muß rasch wieder getarnt werden, um nach Abschluß einer Nebelbombe kurz vor der Wolke abzubiegen. — Aber in seinem Kampfeifer hat der Führer des Sörrensenschen Flugzeuges vergessen die Panzerung des Führerstandes zu schließen und hat obendrein aus Versehen den Enttarnungshebel getätigt. Mit Genugtuung bemerkt Sörrensens, daß ihre List gelingt. Unter fortwährendem Schnellfeuer rasen die Feinde in breiter Front in die schwarze Wolke hinein. Plötzlich wankt der Führer Sörrensens, bricht auf seinem Sitz zusammen — schreit: „Ablösen! Ablösen! Ich bin getroffen!“ Der Generalingenieur, nicht ahnend, daß sie sichtbar fliegen, läßt seine Maschine augenblicklich niedergehen, strebt einer unten auftauchenden Lichtung zu — hört noch gellende Aufschreie aus dem Wolkendunst, weder er noch Freimann aber achten darauf, daß sich eins der feindlichen Flugzeuge aus der Kette löst und ihnen folgt. — Freimann eilt gleich nach der Landung fort,

um Frischwasser zu holen, da sich herausstellt, daß nur kohlenensäurehaltiger Sprudel in Flaschen an Bord ist. Währenddessen schlägt das Alarmzeichen des Bordsenders an. Grete Treuen ist es, die in Sorge wegen des langen Schweigens des Generalingenieurs ist. Sörrensens unterrichtet sie über die Lage, über den Überfall durch ein großes Geschwader feindlicher Flugzeuge, daß es ihnen gelungen sei, einen großen Teil derselben zu vernichten, daß er augenblicklich mit seinem Flugzeug in Sicherheit sei. Eben meldet das Mädchen, daß es bereits einem Schwarzsender auf der Spur sei, als die Verbindung plötzlich abbricht. — Alle Versuche Sörrensens, diese wiederherzustellen, bleiben erfolglos. Aus irgendeinem Grunde schien die Treuen die Sendung eingestellt zu haben. — Wegen des langen Ausbleibens Freimanns beunruhigt, verläßt er das Flugzeug, läuft in die Lichtung hinein, Freimanns Namen rufend. Endlich hört er ihn aus der Ferne antworten — bleibt lauschend stehen. Plötzlich springt ihn jemand von hinten an. Mit gewaltiger Kraft wird ihm die Kehle zugeedrückt. Gerth, ein kräftiger Mann, verliert die Geistesgegenwart nicht. Mit blitzartiger Körperwendung sucht er seinen tückischen Gegner abzuschütteln. Da wird ihm eine Lederhaube über den Kopf gestülpt. Mit unwiderstehlicher Gewalt werden seine Arme festgehalten, nach hinten gepreßt — Handschellen klirren. Ein Stoß in die Kniekehlen läßt den sich mit aller Kraft wehrenden Mann zusammen knicken. Riemen schlingen sich um seine Beine. Man nimmt ihn auf, schleppt ihn rennend davon. — Niemand der im Flugzeug Zurückbleibenden hat auf das Fortgehen des Generalingenieurs geachtet, und alle sind äußerst bestürzt, als der wiederkehrende Freimann nach ihm fragt. — Mit großen Sprüngen rennt dieser den Weg zurück, den er soeben gekommen ist, laut Sörrensens Namen rufend. Beklemmende Angst

packt ihn, als dieser nicht antwortete. „Los! kommt alle mit!“ schreit er den Leuten zu, „dem Chef muß etwas zugestoßen sein.“ Ihr Rufen ist umsonst. — Als sie an die, von vielen Fußstritten zertrampelte Stelle kommen, wissen Sie, daß der von allen verehrte Generalingenieur in einem Hinterhalt überfallen worden ist. Deutlich sind die Spuren in dem sumpfigen Untergrund zu verfolgen, die in eine, mit hohem Farrenkraut bewucherte Seitenschneise führen. Und dort — unverkennbar hat vor kurzem noch ein Flugzeug gestanden. Lange konnte es noch nicht fort sein. Also zurück! Jetzt gilt es rasch zu handeln. Erschüttert von dem seinem Gönner zugestoßenen Mißgeschick, behält der junge Ingenieur seine Besonnenheit und Tatkraft. — Zunächst wird das, ihnen aus den Augen geratene Begleitflugzeug herbeigerufen und eine kurze Beratung abgehalten. Es ist anzunehmen, daß die Asiaten; denn nur um solche kann es sich handeln, nachdem sie ihre kostbare Beute in Händen haben, den Rückflug bereits wieder angetreten haben. Freimann ist fest entschlossen, diese zu verfolgen und ihnen den Fang wieder zu entreißen. Das zweite Flugzeug soll die Verfolgung sofort aufnehmen, während Freimann den schwer verwundeten Offizier erst nach der Station Njassasee bringen will. — Während er weiter die Sambesiwerke anweist, fortlaufend Kraftwellen in Richtung Indien zu senden, hat das Begleitflugzeug nach kurzer Orientierung eine Reihe schwarzer Punkte im Horizont gesichtet, die nur die feindlichen Flieger sein können. Bald darauf hat auch Freimann nach Erledigung seiner Mission in Njassasee, das erste Flugzeug, dem er mit rasender Geschwindigkeit nachjagt, eingeholt. Vierzehn nach Südosten strebende Flugzeuge werden gezählt. Nur noch vierzehn? Vordem waren es fünfzig gewesen. Mit ingrimmiger Schadenfreude wird festgestellt, daß demnach sechs-

unddreißig feindliche Apparate der Vernichtung anheim gefallen sein müssen. Unter dem Schutz ihrer Tarnung haben sich die Eurofrikaflugzeuge den Fliehenden bald so weit genähert, daß sie jede einzelne Maschine genau beobachten können. Sonderbarerweise halten diese noch immer südöstlichen Kurs ein. Bei einer Inselgruppe angelangt, die der Karte nach die Komoren sein müssen, bemerkt Freimann, daß die vierzehn Flugzeuge niedergehen. Die Komoren gehören zum Unionsverwaltungsbezirk Madagaskar. — Wie? Sollte die Komintern hier, so nahe dem Sitz des Gouverneurs, einen Stützpunkt haben? Allem Anschein nach ja, denn die Flieger landen auf der mittleren, größten der Inseln. Was mögen sie hier wollen? Betriebsstoff einnehmen oder gar hierbleiben? Diese unvorhergesehene Landung bringt ihre eigenen Flugzeuge in eine verzwickte Lage. In immer enger werdenden Kreisen umfliegen sie den Ort, wo die Verfolgten niedergegangen sind. Näher als bis auf dreihundert Meter dürfen sie nicht herangehen, um nicht gesehen zu werden. — Endlich wird Freimann aus seiner Ungewißheit befreit. Eine Maschine steigt wieder auf — zwei — drei — vier andere folgen und fliegen jetzt in nordöstlicher Richtung davon. — Silberne leuchten die Tragflächen der Fünferstaffel im grellen Licht der Nachmittagssonne. — Neun Flugzeuge sind zurückgeblieben, und diese fünf wollen anscheinend den Indischen Ozean überfliegen. — Wieder wird Rat gehalten. — In einer Stunde wird die Sonne sinken und die Nacht hereinbrechen — die lange Tropennacht, in der die Tarnung ihrer Flugzeuge wirkungslos wird. Dann wird es schwierig sein, die Flüchtlinge im Auge zu behalten, ohne Gefahr zu laufen, daß ihre eigenen Schatten am Himmel sichtbar werden. — Nach Ansicht des Navigationsoffiziers würden die feindlichen Flugzeuge Positionslichter führen, um sich nicht

selbst aus den Augen zu verlieren. Man würde also diese Lichter ebenfalls sehen können, auch wenn man sich weit genug entfernt halte, um nicht gesichtet zu werden. Ein Nachtflug von zwölf Stunden über den Indischen Ozean liegt vor ihnen, und doch muß die Verfolgung unter allen Umständen durchgeführt werden. Der Proviantmeister, nach seinen Vorräten befragt, gibt die beruhigende Auskunft, daß er noch mindestens für eine Woche ausreichende Verpflegung an Bord habe. — Man könne es auch anders machen, meint der dienstälteste Offizier. Mit diesen fünf Flugzeugen könnten sie leicht fertig werden. Man könne sie zur Wasserung zwingen und ihnen den Gefangenen wieder abnehmen. Gewiß könne man das, erwidert darauf Freimann ernst, aber man würde dadurch den Generalingenieur gefährden, den die Halunken schwerlich lebend wieder herausgeben würden. Nein — der einzig mögliche Weg, ihn zu befreien, läge in listiger und verwegener Ausnützung günstiger Umstände, die man abwarten müsse. — Also blieb man auf der Spur der Verfolgten. — Der über der See wehende scharfe Westwind begünstigte die Schnelligkeit der Flugzeuge. Die Wellen des Ozeans trugen rotgoldene Schaumkronen, und als der glühende Riesenball im Meer versank, brach die Nacht so unmittelbar herein, daß die verfolgten Flugzeuge wie durch Zauberei verschwunden schienen. Weitausholend stürmten die beiden Burofrikamaschinen vorwärts und bald sahen sie die Positionslichter der Verfolgten wie Glühwürmchen am violetten Nachthimmel aufleuchten. Nun konnten die Asiaten ihnen nicht mehr entkommen. —

Grete Treuen war durch den Eintritt einiger Herren, die sie nicht kannte, in ihrem geheimen Zwiegespräch mit dem Generalingenieur unliebsam gestört worden. Da sie auf Grund ihrer Erfahrungen jedermann mißtraute, brach sie die Funkverbindung kurz ab. Die Besucher wiesen sich als höhere Verwaltungsbeamte aus, die eine Sendeverbindung mit Genf wünschten. Das hielt sie längere Zeit auf. Als die Herren wieder gegangen waren, konnte sie trotz aller Bemühungen die Verbindung mit dem Generalingenieur nicht wieder herstellen. Das beunruhigte sie in Anbetracht seiner Mitteilung über einen feindlichen Überfall ungemein, und sie konnte das unbehagliche Gefühl nicht los werden, daß irgend etwas Schlimmes geschehen sein müsse. Immer wieder operiert sie auf der ihr bekannten Wellenlänge mit dem Geheimruf SG I, als der Summer ihres Telephons sie dabei unterbricht. — Sie wird an den Fernseher beschieden, wo man sie zu sprechen wünscht. Ihr Chef? Vielleicht — hofft sie und eilt die halbe Treppe zur Fernsehzeile hinab. Da gerade Mittagspause ist, begegnet sie auf dem Flur nur einem uniformierten Wärter, der ihr dienstbeflissen die Tür zum Dunkelraum öffnet und hinter ihr wieder schließt. Im Schein einer roten Lampe sieht sie einen Mann an der Apparatur hantieren, der sie, ohne sich umzusehen, bittet, Platz zu nehmen. Arglos setzt sie sich, als der Mann sich mit einem Ruck herumdreht und ihr ein Tuch vor das Gesicht preßt. Ein stechender Geruch dringt ihr in die Nase, der ihr den Atem benimmt. Mit aller Kraft versucht sie ihr Gesicht frei zu bekommen. Aber ihre Sinne schwinden so rasch, daß ihr Willen in ein paar matten Zuckungen erstirbt. Sie merkt nicht mehr, daß man sie auf eine Krankenbahre legt, die unten

im Fahrtunnel in ein Krankenauto geschoben wird, das schnell davonfährt. — Nur ein Chauffeur des danebenliegenden Parkplatzes hat den Vorgang flüchtig beobachtet. Anfangs vermißte man Grete Treuen nicht. Es geschah des öfteren, daß sie tagelang ausblieb, ohne zu hinterlassen, wohin sie sich begab. Bis der Taxichauffeur dem Pförtner des Amtes gegenüber zufällig die Sache mit dem Krankenauto erwähnte. Nun wurde man stutzig. Und als eine Umfrage bei den Krankenhäusern, Polizei- und Unfallstationen ergab, daß von keiner Seite ein Krankenwagen geschickt oder angefordert worden sei, befaßte sich die Geheime Staatspolizei mit der mysteriösen Angelegenheit und benachrichtigte Genf von dem rätselhaften Verschwinden der Geheimsekretärin des Generalingenieurs. Dort war inzwischen auch die alarmierende Nachricht von der Verschleppung des Generalingenieurs eingelaufen, und man glaubte richtig zu vermuten, wenn man beide Geschehnisse miteinander in Verbindung brachte. Doch davon kam nichts in die Öffentlichkeit. Desto intensiver wurden die Nachforschungen im geheimen betrieben. Die Urheber der Entführung der Treuen sollten wähen, daß man ihrem Verschwinden keine ernste Bedeutung beimesse. — In Genf zweifelte man nicht daran, daß der Generalingenieur einem Anschlag der Komintern zum Opfer gefallen sei, aber man begriff nicht, wie es fünfzig Flugzeugen trotz aller Vorsichtsmaßnahmen möglich gewesen war, bis ins Herz Afrikas vorzustößen. Nur durch Verrat im eignen Lager konnte dies geschehen sein. Alles deutete darauf hin, daß der raffiniert angelegte Überfall wieder einmal ihrem Generalingenieur gegolten haben müsse. Sie wußten, daß dieser wichtige Mann den Gegnern des Eurofrikawerkes unbequem war, und man hatte schon immer befürchtet, daß er einmal der Rache der Komintern zum Opfer fallen könne. Man war aber auch ent-

schlossen, diesen Mann blutig zu rächen, wenn ihm ein Haar gekrümmt werden sollte. — Ob der tollkühne Befreiungsversuch des jungen Freimann gelingen, oder was sonst dessen Schicksal sein würde, konnte man nicht voraus ahnen. Man muß also warten, bis darüber bestimmte Nachrichten vorliegen.

*

Inzwischen war die Nacht über dem Ozean ohne Zwischenfall vorübergegangen, und als die Morgensonne ihre feurige Scheibe wieder über den Horizont schob, breitete sich unter den Fliegern die Küste von Malabar, verbrämt mit einer zierlich gezackten, leuchtend weißen Brandungslinie. — Und weiter ging der Flug der Fünferstaffel über die steilen Randgebirge Vorderindiens, über die buckligen Westghats. Das Hochland von Haiderabad, das Vindhjagebirge zogen unter ihnen hin. Das Tal des Ganges wurde überquert. Schon tauchen in dunstiger Ferne die gewaltigen Umrisse des Himalayagebirges auf, als die verfolgten Flugzeuge endlich heruntergehen. — In einer Schlucht eingebettet sieht man das Städtchen Dardschilling liegen. Im Hintergrunde schimmert weiß ein herrlicher Palast — das Endziel der tollen Reise.

Auf dem vor dem Palast liegenden Rasenplatz gehen die asiatischen Flugzeuge nieder, und Freimann sucht auf einem danebenliegenden Hügel mit seinen beiden Maschinen Deckung hinter einer Baumgruppe, von wo aus er die Vorgänge dort unten gut beobachten kann. Er sieht, wie ein Mann, der nur der Generalingenieur sein kann, von vier Leuten in den Palast geführt wird. Nach einer Weile tritt ein weißgekleideter Inder aus dem Portal, der einen der Flugzeugführer heranwinkt und diesem scheinbar einen Auftrag erteilt; denn zu

Freimanns Überraschung steigen die fünf Flugzeuge bald darauf wieder auf und ziehen in östlicher Richtung ab. — Nun darf mit der Entscheidung nicht länger gezögert werden. Jetzt gilt es, ihren Chef herauszuhauen. Sie sind zehn gut bewaffnete, entschlossene Männer. Blitzschnell — überrumpelnd, aber still und schonungslos muß der zu erwartende Widerstand niedergekämpft werden. Laufend überqueren die Männer — Freimann an der Spitze — den Platz.

In dem prunkvollen Raum, in den der Generalingenieur geführt wird, sitzen hinter einem Tisch neben dem Maharadscha von Weihapur zwei Männer — einer mit mongolischem Gesichtsgepräge, der andere ist Simonjeff, der brutale Gewalthaber der Komintern. Die vier Männer aus dem Flugzeug, die Sörrensen in ihrer Mitte haben, kauern sich auf einen Wink des Maharadscha schweigend abseits nieder. — Mit einem falschen Lächeln sagt der Fürst zu dem am Tisch aufrecht stehenden Gefangenen: „Ich freue mich, Sie in meinem Hause als Gast begrüßen zu können, Herr Generalingenieur.“ — Verächtlich sieht dieser auf den zierlichen Inder herab und erwidert mit stolzer Würde:

„Ich bin nicht Ihr Gast. Sie haben mich mit Gewalt hierherbringen lassen — zu welchem Zweck? Was wollen Sie von mir?“

„Oh! Was ich von Ihnen will? Meine Freunde und ich wollen uns ein wenig mit Ihnen unterhalten.“

„Aber ich unterhalte mich nicht mit Ihnen.“

„Nicht? — Oh doch — Sie werden! Nicht wahr, Genosse Simonjeff? Nicht wahr, General?“

„Er wird bestimmt — der Herr Generalingenieur“, sagt Simonjeff höhnisch, während der Mongole nur stumm nickt.

„Sie werden uns sogar recht viel erzählen müssen,

lieber Doktor. Ich hoffe in Ihrem Interesse, daß Sie dies bereitwillig tun werden.“ Sörrensen zuckt nur verächtlich die Schultern.

„Daß wir Sie nicht zum Spaß aus Afrika hierher geholt haben, werden Sie sich wohl selbst sagen können“, fährt der Inder lächelnd fort. „Sie stören unsere Pläne gar zu sehr, lieber Freund. Deswegen mußten wir uns leider Ihrer Person auf etwas ungewöhnlicher Art versichern. Sie wissen, daß wir Asiaten keine Sympathien für euer sogenanntes Eurofrika haben. Leider ist unser schöner Plan, dieses Gebilde durch die Zertrümmerung Europas zu beseitigen, kürzlich gescheitert. Wir werden dies aber nun auf anderem Wege erreichen, und dazu brauchen wir Sie und — einige technische Neuerungen Ihres Landes, die wir noch nicht besitzen. Dazu werden Sie uns nun verhelfen, lieber Doktor.“

„Lassen Sie Ihre Phrasen! Sie langweilen mich.“ Eine gelbe Flamme lodert einen Moment in den Augen des Maharadscha auf. Sein Lächeln wird hämischer als er fortfährt:

„Sie sind ein ernster, wohlüberlegender Mann und werden sich klar darüber sein, daß wir auch Mittel haben, Sie unter Umständen zu zwingen, uns einige Gefälligkeiten zu erweisen. Wir Asiaten sind dabei nicht wählerisch.“

„Ich ließe mich eher totschiagen, als Ihnen dienlich zu sein, Sie Narr.“

„Oh! Weshalb so unhöflich? Wer redet von so rohen Dingen? Wir haben andere wirksamere Mittel, Sie zum Sprechen zu bringen. Von einem Toten . . . Was ist los?“ unterbricht er plötzlich seine Rede. „Sehen Sie nach, Whrad-ha, was es draußen gibt!“

Ein gurgelnder Aufschrei — ein plumpsendes Ge-

räusch wird hinter dem Vorhang hörbar. Noch ehe der Inder Whrad-ha dazu kommt, den Befehl des Fürsten auszuführen, wird der Vorhang aufgerissen. Herein stürmt Freimann mit seinen Leuten. Ihre Pistolen auf die im Raume befindlichen Männer richtend, befiehlt Freimann drohend: „Hands up!“ Im selben Augenblick fährt Simonjeffs Hand in seine Rocktasche. Der junge Ingenieur sieht, wie er blitzschnell eine Pistole auf den Generalingenieur in Anschlag bringt — da schießt er. Mit tierhaftem Brüllen bricht der Russe über dem Tisch zusammen. — Wie, zuckt es durch des Inders Hirn — von dieser Handvoll Leuten soll er sich seinen kostbaren Fang wieder entreißen lassen? Nimmermehr! Seine Hand, die noch immer auf der Tischplatte ruht, tastet nach dem verborgenen Klingelknopf.

„Nehmen Sie die Hände hoch, Mann!“ schreit Freimann zornig — und wieder kracht sein Schuß. Mit entsetztem Schrei reißt der Fürst seine zerschmetterte Hand hoch.

„Rasch fort, Herr Generalingenieur!“ drängt Freimann seinen Chef, der sprachlos auf seinen tollkühnen Helfer starrt. Das Ver zweifelte dieses Handstreiches aber erkennend, gehorcht er dessem Gebot. — Im Handumdrehen sind die im Zimmer befindlichen Männer gefesselt und geknebelt.

„Fort! Fort!“ ruft der tapfere Ingenieur seinen Leuten zu, „ich decke den Rückzug. Im Vorflur liegen einige reglose Gestalten. Aus der Pforte hinaus eilend hören die Flüchtenden dumpfes Brummen in der Luft. Flugzeuge kreisen — stoßen herab. In wilden Sätzen überquert das Häuflein — Freimann als letzter — den Platz, hasten den Berghang hinauf, klettern in die Flugzeuge. — Tack-tack-tack-tack! prasseln feindliche Geschosse gegen deren Panzerungen. Aber der

Aufstieg gelingt. Kaum in Bewegung setzt auch die Tarnung wieder ein. Wie Schemen zerrinnen die riesigen Maschinen vor den Augen der verblüfften Feinde in der Luft. — Die Überrumpelung ist geglückt. — Bis zu siebentausend Meter Höhe hinaufsteigend, folgen jetzt die beiden Flugzeuge dem Laufe des Ganges in westlicher Richtung, um die afghanische Grenze zu erreichen. Über den Südzipfel Iraks wollen sie nach Arabien gelangen. Ihr Flug scheint auch zu gelingen. Schon nach sechsständigem Flug taucht in der Ferne das Meer auf. Schon glauben sie, der Gefahr entronnen zu sein, als auf einmal die Motoren beider Maschinen versagen. Die Strommesser zeigen eine rapide Kraftstromabnahme an, so daß sie aus großer Höhe im Gleitflug auf das Meer niedergehen müssen. Glücklicherweise ist die See ruhig, so daß die Wasserung glatt vonstatten geht. Da ihre Bordsender nach Umschaltung auf die Akkumulatorenbatterien noch betriebsfähig sind, wird rasch eine Verbindung mit den Sambesiwerken hergestellt und dort angefragt, aus welchem Grunde die Kraftstromsendung eingestellt worden sei. Zu Sörrensens Verwunderung geht der Bescheid ein, daß nach wie vor Kraftstrom in gleicher Stärke gesandt werde. — Nun wird Aden als nächster Stützpunkt angefunkelt und ersucht, unverzüglich Kampfflugzeuge zur Hilfe zu schicken, aber vorsichtshalber nur solche, die neben dem elektrischen Antrieb auch mit Rohölhilfsmotoren ausgerüstet seien. — Der Generalingenieur ist sehr nachdenklich geworden. Er prüft selbst die Stromabnehmer peinlich genau, kann aber keine äußeren Ursachen der plötzlichen Stromstörung finden, und er erläutert seinen ihm umstehenden Leuten, daß die Asiaten über Vorrichtungen verfügen müßten, mit denen sie in der Lage seien, hochgespannte Ströme abzulenken. Auf allzu große Entfernungen könne dies aber kaum geschehen, weil sie

sonst die lähmende Wirkung schon viel früher hätten verspüren müssen. Er folgert weiter, daß die immunisierenden Strahlen nicht von einer feststehenden, sondern nur von einer beweglichen Quelle ausgehen könnten, deren Träger aber sehr massiv, sehr stabil sein müssen. — Ein Flugzeug oder ein Luftschiff, das sehr große Ausmaße haben müßte, könne dies kaum sein, weil die Eurofrika-Union durch ihre Späher von dem Bau derartiger Luftungetüme zweifellos unterrichtet worden wäre. Demnach könne nur ein Schiff, und zwar ein sehr großes, als Träger der störenden Kraftquelle in Frage kommen — vermutlich also ein Kriegsschiff, das sich im Indischen Ozean — hm — in ziemlicher Nähe befinden müsse. — Diese Folgerungen können zwar falsch sein — bestimmt sei es aber zutreffend, daß der Gegner jetzt genau wisse, wo sie selbst zu finden seien, dank ihrer Funksendungen und Ortsangaben. — Nach einiger Überlegung fährt er fort, ihre, aus dem Vorhergesagten sich ergebende Lage zu erörtern. — Wenn die aus Aden angeforderten Flugzeuge mit Fernkraftstrom flögen, könnten sie schon in wenigen Stunden zu erwarten sein. Werde diesen aber, woran wohl kaum zu zweifeln sei, der Strom gleichfalls entzogen, so würden sie mit den Ölmotoren mindestens zehn Stunden Flugzeit brauchen. Ihre beiden Flugzeuge trieben ohne Betriebsstrom auf offenem Meere und können sich, da sie seetüchtig sind, tagelang schwimmend halten, vorausgesetzt, daß keiner der in diesen Gegenden häufig auftretenden Wirbelstürme aufkäme. Immerhin seien sie hier in einer sehr verzwickten Lage, und man müsse sich auf baldigen unliebsamen Besuch gefaßt machen. Da aber in Kürze die Tropennacht hereinbreche, so dürften sie die Nacht über vermutlich nicht beunruhigt werden. Aber die Morgenstunden würden ihnen bestimmt unerquickliche Überraschungen bringen. Man möge die

Geschütze klar zum Gefecht machen. — Mit Spannung waren die Männer seinen Ausführungen gefolgt. Freimann fragt, ob man nicht versuchen könne, von einer anderen Kraftstation stärkeren Strom zu erhalten, worauf der Generalingenieur erwidert, daß man das wohl könne, daß man damit aber bis zum Morgen warten wolle, um den Feind nicht erneut auf ihre Position aufmerksam zu machen. In Frage käme übrigens nur Gibraltar. — Am besten sei es, sich jetzt auf's Ohr zu legen; denn ein paar Stunden Ruhe täte jedem von ihnen dringend not. Morgen früh werde hier die Hölle los sein. Dazu brauchen sie alle frische Kräfte.

Erwachend räkelt Grete Treuen sich — gähnt herzhaft, öffnet blinzeln die Augen, die der Schimmer einer rosa beschirmten Lampe trifft — glaubt noch zu träumen und schließt die Augen wieder. Doch auf einmal wird ihr Geist rege. — Wie denn? Sie liegt ja gar nicht in ihrem Bett? Und in ihren Kleidern liegt sie da? Wo denn? Jäh richtet sie sich auf — schaut mit großen Augen in ein ihr völlig fremdes Gemach. — Ha! Sie hat also nicht geträumt? — Wie war das doch gewesen? — Richtig — ein fremder Mann hatte ihr in der Fernsehzeile etwas Ersticken-des vor das Gesicht gepreßt. Was weiter mit ihr geschehen war, weiß sie nicht. Anscheinend ist sie gewaltsam entführt worden. Lächerlich! Sie muß wirklich lachen bei dem Gedanken. Mitten in Berlin — am hellen Tage — aus dem Amtsgebäude? Gab es denn so etwas noch? — Ihr, die sich auf ihre Gewitztheit etwas zugute hielt, sollte das passiert sein? Aber — an der Tatsache, daß sie auf einer fremden Couch, in einem behaglich eingerichteten fremden Zim-

mer liegt, das von einer hübschen Lampe freundlich erhellt ist, ist nicht zu rütteln. Es muß wohl Abend — oder gar schon Nacht sein. Ihre Armbanduhr steht. Merkwürdig, sie ist auf neun Uhr stehengeblieben. Sonst ging ihre Uhr doch, ohne aufgezo- gen zu werden, dreißig Stunden wenigstens. Behend springt sie auf. Da sie weder körperliches Unbehagen noch sonstige, nach Betäubungen übliche Nachwirkungen verspürt, sondern sich sehr ausgeruht fühlt, muß sie wohl gut geschlafen haben. — Sie überlegt. Wer kann wohl Interesse daran haben, sie hierher zu bringen? Wer kennt sie überhaupt in Berlin? War sie doch erst knapp vier Wochen hier. Sollte ihre Entführung mit ihrer Funkerei etwas zu tun haben? Hatte sie ihrem Chef nicht gerade berichtet, daß sie einem Geheim- sender auf der Spur sei? Wie eine Erleuchtung geht es ihr da plötzlich ein — die indische Fürstin Ira ist in Berlin. Diese ist ihre Feindin. Der ist solche Schändlichkeit zuzutrauen. Wie dumm, daß sie sich nicht mehr mit ihrem Chef hatte in Verbindung setzen können. Sörrensen — Dr. Gerth Sörrensen — wieder kommt ihr die Erinnerung an seine Mitteilung von dem Überfall auf seine Flugzeuge. Wie mag es ihm ergehen? Die Sorge um ihn quält sie mehr, als ihre eigene Lage. Würde sie dieser enttrinnen können? — Jetzt erst sieht sie sich in dem Raum näher um. — Dort der Wandteppich verbirgt wohl eine Tür. Rich- tig — als sie den Teppich zurückschlägt, sieht sie — eine komische Tür ist das — eine jalousieartige Roll- wand aus Metall, die fugenlos in der Wand verläuft. Den Türvorhang klemmt sie hinter einen Stuhl, um die verdächtige Tür im Auge behalten zu können. Es würde ja wohl einmal jemand kommen, um nach ihr zu sehen. An der gegenüberliegenden Wand befin- det sich ein Fenster mit einer dichten Gardine davor. Zu ihrem Erstaunen ist dieses nur vorgetäuscht. Ganz

oben unter der Decke bemerkt sie einen schmalen, mit Gitterwerk verschlossenen Spalt, ähnlich einem Keller- fenster. Im Keller also liegt ihr Gefängnis. Da ent- deckt sie neben der Couch einen Klingelknopf. Kurz entschlossen drückt sie darauf — lauscht — beob- achtet gespannt die Rolltür. — Plötzlich erlischt das Licht. Als es nach wenigen Sekunden wieder hell wird, steht vor dem wieder herabgefallenen Teppich ein Mann in indischer Tracht mit einem Tablett in der Hand. — Unheimlich — wie völlig geräuschlos die- ser Mensch hereingekommen war. — Sie starrt ihn an wie eine Erscheinung. — Mit ausdruckslosen Augen blickt er auf sie, dann geht er lautlos an den Tisch, stellt ein Kännchen, Tasse und eine Schale mit Gebäck darauf — legt stumm die Hand an seine Stirn, will gehen. — „Halt!“ befiehlt Grete herrisch. „Wo bin ich hier? Wer hält mich hier gefangen?“ — Der Inder bleibt stumm. — „Antworten Sie, zum Donner- wetter!“ — Da öffnet der Malaie seine Lippen und murmelt ein paar unverständliche Worte. —

„Versteh ich nicht! Sprechen Sie englisch, franzö- sisch, oder meinetwegen auch arabisch?“ — Kaum merkbar schüttelt der Mann den Kopf. Jetzt verliert Grete Treuen die Geduld.

„Dann schicken Sie mir gefälligst jemanden, mit dem ich mich verständigen kann. Die Sache wird mir zu dumm.“ Erregt ist sie dabei ein paar Schritt auf den Inder zugetreten. Sie ist ein beherztes Mädchen und läßt sich nicht so leicht einschüchtern, — aber ihr Fuß stockt, als sie die Verwandlung sieht, die mit dem Manne vor sich geht. Der schläfrige Blick ist verschwunden. In seinen Augen lichtet das Fun- keln des Tigers. Sprungbereit, wie ein tückisches Raub- tier steht vor ihr. Ihr Herzschlag setzt aus — so gräßlich ist der Eindruck, daß sie einen Moment die

Augen schließt — einer Ohnmacht nahe. Plötzlich ist wieder schwarze Finsternis um sie. Tastend greift sie um sich. Da brennt auch schon die Lampe wieder mit ihrem traulichen Schein. Wie gebannt starrt Grete auf den Vorhang, der unbeweglich hängt — der Inder ist verschwunden, lautlos wie er gekommen war. — Seufzend sinkt sie auf die Couch. Dieser Inder ist ihr auf die Nerven gegangen. Fast will sie verzagen. Aber sie reißt sich zusammen — schämt sich ihrer Schwäche. Ist sie nicht ein sportgestähltes, kraftvolles Weib? Kann sie es nicht an Stärke mit manchem Mann aufnehmen? Aber dieser Tiger mit dem grausamen Blick hat sie tief erschreckt. — Auf einmal verspürt sie einen wahren Heißhunger. Verlockend steigt ihr der Duft des Tees in die Nase. Sie muß sich stärken, um dann ruhig nachdenken zu können. Sie gießt den köstlich nach Ambra duftenden Tee in eine hauchdünne Schale und beißt herzhaft in eins der knusprigen Brötchen. Als sie die Tasse zum Munde führen will, hält sie, wie von ihrem Unterbewußtsein gewarnt, inne. Vorsichtig taucht sie die Fingerspitze in den Tee — leckt daran, — speit ihn gleichzeitig mit dem Bissen, den sie im Munde hat, wieder aus — Gift! — Also so ist das gemeint? So eilig hat man es, sie zu beseitigen? — Aber die Mordbuben sollen sich verrechnet haben. — Zaudern darf sie hier nicht. Auch vor der Tötung dieses indischen Raubtieres schreckt sie nicht zurück, wenn es sein muß. Es geht um ihr Leben. Mit List und brutaler Gewalt muß sie dieses Burschens Herr werden. Ist sie nicht Meisterin des Jiu-Jitsu? Diese asiatische Kampfkunst soll ihr jetzt helfen. Gelingt ihr dies nicht überraschend, dann ist sie erledigt, so oder so. Also sollen die da oben glauben, daß ihr Mordanschlag geglückt ist. — Rasch verbirgt sie das Gebäck in den Polstern der Couch, gießt den Inhalt der Teetasse darunter und läßt die Tasse zu Boden

fallen. Dann legt sie sich so, daß ihr rechter Arm volle Bewegungsfreiheit behält, und sie unter dem angewinkelten linken Arm den Raum überblicken kann. Das linke Knie zieht sie an. Kaltblütig trifft sie diese Vorbereitungen. Ihre Geduld wird auf eine harte Probe gestellt. Stundenlang muß sie in dieser unbequemen Lage ausharren, wagt es aber nicht, sich aufzurichten. Weiß sie doch jetzt, wie lautlos und plötzlich der Malaie einzutreten vermag. Da — jetzt verlöscht das Licht. Regungslos verharrt sie, durch schmale Augenschlitze blinzeln. Wie eine Bildsäule steht der Inder wieder an der Tür. Automatisch ist das Licht wieder aufgeflammt, als er das Zimmer betreten hatte. Minutenlang verweilt er so, schleicht dann mit katzenartigen Schritten näher — verharrt wieder — betrachtet das geleerte Geschirr — die zerbrochene Tasse, und ein boshafte Grinsen huscht über seine braune Fratze. Ganz nahe tritt er jetzt heran, beugt sich über die stumme Gestalt. Jetzt! Wie der Blitz schlingt das beherzte Mädchen seinen Arm um den Hals des Mörders — ihre Hand umkrallt sein Kinn — ruckt seinen Kopf schief in's Genick. — Ächzend, zu Tode erschrocken, wagt der Mann keine Bewegung mehr, weiß er doch, daß nur ein kurzer Ruck genügt, ihm die Halswirbel zu brechen. — Mit kräftigem Stoß fährt Gretes Knie gegen die Magengrube des Inders. Mit gurgelndem Laut sackt er zusammen, mit der ganzen Last seines erschlafften Körpers auf das keuchende Mädchen fallend. Langsam gleitet er zu Boden. Aufatmend erhebt Grete sich. Rasch muß sie handeln. Aus der Hand des Inders ist ein dolchartiges Messer geglitten. Blitzschnell reißt sie es an sich und schneidet hastig die Couchdecke in breite Streifen. Damit umwindet sie den Körper des Mannes wie eine Mumie. Die Tischdecke stopft sie dem Reglosen als Knebel in den weit offenstehenden Mund. Vorsichtshalber wälzt

sie mit Anspannung aller Kräfte das schwere Bündel auf die Couch — schnürt Beine, Leib und Hals des Gefesselten an dieser fest. — So, dieser schändliche Kerl kann ihr nicht mehr schaden. — Nun fort! — Hinter der offengebliebenen Rollltür entdeckt sie eine geräumige Nische, in die eine Wendeltreppe von oben hinabführt. Diese steigt sie leise hinauf, findet oben wieder eine Nische, in die eine schmale Tür mündet, die nur angelehnt ist. Lichtschein dringt durch den Türspalt. Angespannt lauscht sie. Nichts rührt sich. Behutsam drückt sie die Tür auf, sieht einen einfach ausgestatteten Raum vor sich, in dem sie wieder horchend stehenbleibt. — Ein leise summendes Geräusch läßt sie zusammenzucken. Da bemerkt sie auf dem Tisch, auf dem eine grüne Schirmlampe brennt, einen geöffneten Kasten, neben dem ein paar Kopfhörer liegen. — Ha! ein Horchposten! blitzt es in ihr auf. Hier hat der Inder wohl vorhin schon gelauscht, worauf auch das aufgeschlagene Notizbuch schließen läßt. Da sie von rückwärts nichts mehr zu befürchten hat, geht sie entschlossen zur zweiten Tür des Raumes, dreht den Schlüssel herum, schiebt den Riegel vor, setzt sich an den Tisch und legt die Hörer um.

24

Über dem Golf von Oma lastet trotz des sternklaren Nachthimmels eine seltsam beklemmend wirkende Gewitterschwüle, von der auch Dr. Sörrensen beeinflusst wird. Mit kritischen Blicken beobachtet er die gespenstisch hin und her huschenden, Wetterleuchten ähnelnden Erscheinungen am bleigrauen Himmel. Es ist um die vierte Morgenstunde, und man wartet seit Stunden auf ein Zeichen der Flieger aus Aden.

„Wie merkwürdig diese Sprühblitze bald vor uns,

bald hinter uns sind“, sagt Freimann zu seinem schweisigen Chef, neben dem er an der Reling gelehnt steht. „Mal zucken sie hoch am Firmament, mal tief unter am Horizont. Sieht dieses Hin und Her nicht fast aus wie das Aufeinanderprallen unvorstellbarer Gewalten in den Lüften?“

„Ganz recht — junger Freund! Das sind auch keine atmosphärischen Entladungen. Das ist ein Wettstreit elektrischer Gegenströmungen von gewaltigen Spannungen. Besonders platzen sie dort im Westen aufeinander. Besser wäre es, wenn der Zusammenprall ostwärts — nach Indien zu erfolgte.“

„Inwiefern, Herr Generalingenieur?“ fragt der junge Ingenieur verwundert.

„Wir werden sehen! Jetzt können Sie Gibraltar anrufen. Veranlassen Sie das Kraftwerk, seine stärksten Richtstrahlen zum Persischen Golf zu senden. Dann peilen Sie das arabische Küstengebiet Hadramaunt an. Fragen Sie nach dem Verbleib der Adenflieger! In einer Stunde ist die Nacht um.“

Schon nimmt der Himmel eine bläuliche Färbung an. Mehr und mehr verblassen die Sterne. Die elektrischen Zuckungen werden am lichter werdenden Firmament matter. Freimann kehrt zurück — meldet, daß Gibraltar schon seit Stunden fünfhunderttausend Voltstrom sende. Die Flieger aber hätten sich nicht gemeldet. — Unmutig schüttelt Sörrensen den Kopf und beauftragt Freimann, Gibraltar sofort noch einmal anzufunkeln mit der Weisung, unverzüglich den Millionen-Voltstrom einzuschalten. — In diesem Augenblick dröhnt aus der Ferne ein dumpfer Krach vom Meer herüber. Als der Sonnenball rotgoldig glühend über den Horizont steigt, bietet sich den Schiffbrüchigen ein beunruhigender Anblick. Wie Mückenschwärme in der Sonne kreisen in geringer Höhe und bedrohlicher

Nähe unzählige Flugzeuge. Schattenhaft zeichnen sich in dem über dem Wasser schwebenden Nebeldunst die Umrisse eines riesigen Kriegsschiffes mit dräuend zum Himmel ragenden Geschützrohren ab, und — merkwürdig — diese Geschütze feuern. Deutlich sehen die verblüfften Männer deren Mündungsfeuer aufblitzen, hören krachend den Donner über die See rollen. Und — tock-tock-tock! — poltert dazwischen unverkennbar Maschinenkanonenfeuer. — Es hört sich gerade so an, als sei dort ein Gefecht im Gange. — Aber auf was schießen die dort? — Eifrig suchen die Schauenden mit ihren Gläsern den Horizont ab.

„Ah! Sehen Sie dort oben die weißen Wölkchen?“ ruft Freimann plötzlich aus, „auf diese feuern sie. Das sind Flieger — das können nur unsere Flieger aus Aden sein.“ Wieder dröhnt eine gewaltige Explosion herüber. Deutlich sieht man eine schwarze Rauchsäule von dem Schiff aufsteigen.

„Hei! Ein Volltreffer. Verteufelten Schneid haben die Burschen, einen so überlegenen Gegner anzugreifen.“ — Aber der Generalingenieur hört nicht mehr zu. Der ist die Treppe hinuntergestiegen in den Führerstand. — „Jetzt kommen sie, der Feind hat uns entdeckt!“ schreit der Geschützoffizier aufgeregt. „Runter an die Geschütze! Wir wollen sie würdig empfangen.“ Plötzlich geht durch den Flugzeugkoloß ein Erzittern. Singend heulen die schlafenden Motoren auf — beginnen zu arbeiten. — Ein Aufschrei der Erlösung ringt sich aus aller Kehlen. Ist ein Wunder geschehen? — „Offiziere und Bemannung an ihre Plätze!“ hört man das scharfe Kommando Sörrensens heraufschallen. — „Wir sind wieder aktionsfähig. Der Millionenvoltstrom hat das störende Magnetfeld zertrümmert. Wir können unseren Kameraden zu Hilfe eilen.“ Rasch wird nun der Gefechtsplan entworfen.

Nach dem Abflug sofort tarnen — das Flugzeugmutterschiff von Süden umfliegen — von achtern packen — Bomben aus sicherer Treffhöhe abwerfen — immer in telefonischer Verbindung miteinander bleiben. Los! — Ha! Die feindlichen Flugzeuge würden sich wundern, wenn sie hier nur noch ein paar Nebelwolken vorfinden. Majestätisch rauschen die beiden Maschinen über das Meer — steigen auf — verblassen mehr und mehr — sind verschwunden. Ein mächtiger Koloß ist das feindliche Fahrzeug — ein riesiges Mutterschiff für mindestens hundert Flugzeuge. Auffallend daran sind vier niedere, mit starken Isolatoren gekrönte Antennenmaste, zwischen denen kupfern leuchtend armstarke Kabel sich spannen. Es scheint schon schwer havariert zu sein. Eine fieberhafte Tätigkeit ist an Bord zu beobachten. Zwischen die Antennenmaste läßt Sörrensens die ersten Bomben fallen. Ihre Wirkung ist fürchterlich. Die schweren Bomben durchschlagen mit donnerndem Krachen das Verdeck — reißen die Antennen in Fetzen — zertrümmern die Maschinen, machen das Riesenschiff zum treibenden Wrack. — Entsetzt stieren Offiziere und Mannschaften nach oben, wo doch kein Feind zu sehen ist. Schauerlich heulen die Alarmsignale. Wirre Kommandos überschreien sich. Wie besessen ballern die Abwehrgeschütze nach den Nebelwolken, welche die beiden Flugzeuge zurückließen. Sörrensens funkt den befreundeten Fliegern aus Aden, daß sie wieder Kraftstrom benutzen und sich tarnen können. Große Verwirrung bemächtigt sich der feindlichen Fliegerstaffeln, als sie plötzlich von der Seite mit Maschinenkanonenfeuer überschüttet werden — aus dem Nichts. Ihr Schreck aber wird zu wilder Panik, als ihre bisherigen Gegner zu Schatten werden — sich in nichts auflösen. Zielloss schwirren sie durcheinander. Dann rast der Rest des Geschwaders in jäher Flucht zum Mutterschiff, das in Flammen

steht und seinen Flugzeugen keine Stätte mehr bieten kann.

Der indische Spuk ist zu Ende — leider nicht ohne den Verlust einiger der Flugzeuge, die aus Aden zur Hilfe herbeieilten und in dem anfänglich so ungleichen Kampfe abgeschossen wurden.

*

Das erste, was Grete Treuen hört, ist merkwürdigerweise ihr Name — so klar und deutlich von einer weiblichen Stimme gesprochen, als ob die Sprecherin neben ihr stände. — Man spricht also nebenan von ihr — und diese wohltonende, schmeichlerisch weiche Stimme kennt sie. Die indische Fürstin — ihre Feindin ist es, die sie soeben sagen hört:

„Zerbrich dir nicht den Kopf über den Verbleib der Treuen! Was geht sie dich an?“ Und jetzt antwortet ein Mann, bei dessen Stimme sie zusammenzuckt, denn auch diese hat sie oft gehört. Der Mann, der da spricht, ist der Bruder des Generalingenieurs. Wieder also steckt er mit dieser Intrigantin zusammen.

„Na, hör mal, Ira! Es ist doch ganz selbstverständlich, daß ich mich für meine ehemalige Mitarbeiterin interessiere. Ich kann nicht begreifen, was man mit deren Entführung bezweckt. Meinem Bruder wird es nahe gehen, und er wird alles in Bewegung setzen, um sie wiederzufinden, sobald er zurückkommt. Er wird sich nicht so ohne weiteres damit abfinden, daß man ihm sein Liebchen raubt.“

„Ah — so ein Schuft!“ murmelt die Lauscherin vor sich hin, und sie fühlt, wie sie bei den hämischen Worten des Verleumders errötet.

„Aber, Carli!“ hört sie die Frau weiter sprechen — „das ist eine lächerliche Verdächtigung. Dein Bru-

der? — Nein — der ist kein Objekt für Liebeleien. Absurd, sich diesen Mann als Liebhaber vorzustellen. Übrigens — wenn er zurückkehrt. Schließlich kann ja auch ihm einmal etwas zustößen — im Urwald. — Deine Sorge um dieses Mädchen ist wirklich nicht am Platze. Nie wirst du ein Menschenkenner werden, Carli. Wenn sie nicht gewesen wäre, dann wärest du heute unumschränkter Herr in Afrika! Höre, Carli! Die Treuen war schon wieder am Werke, unsere neuerlichen Pläne zu durchkreuzen? Gut, daß man ihr das Handwerk gelegt hat. Sie wird nicht mehr spionieren.“

Die Lauscherin kann das grausame Lächeln nicht sehen, das die Lippen der Sprecherin bei deren letzten Worten umspielt. Sie sieht auch nicht, wie der Mann bei diesem Lächeln erschauert. Sie hört nur, wie er stockend fragt:

„Ira — hast — hast du etwa — die Hand dabei im Spiele?“

„Und — wenn es so wäre?“ — Langes Schweigen — „Carli — es geschah deinetwegen — für uns beide, Carli!“ fügt die Falsche eindringlich hinzu. — „Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren. Je eher du mir die Pläne bringst, desto eher können wir reisen — desto eher werde ich dir gehören — für immer. Noch einmal — zum letzten Male biete ich dir die Gelegenheit, zu Macht und Reichtum zu gelangen und — mich zu besitzen — oder — willst du immer nur eine Null bleiben. Willst du ohne mich weiter leben? — Sieh mich an, Carli — ohne mich!“ — Wieder folgt längeres Schweigen. Dann sagt Sörrensens rauh:

„Nein — ohne dich will und kann ich nicht mehr leben. Morgen werde ich die Pläne holen. Ich habe es satt, mich noch länger an die Wand drücken zu las-

sen. Ich werde alle Brücken hinter mir abbrechen — dir zu Liebe.“

„Liebe muß auch Opfer bringen können, Carli — ich wußte ja, daß du deine Ira nicht im Stiche lassen würdest.“

Grete Treuen erschrickt so über das Gehörte, daß ihr schwindlig wird. Taumelnd erhebt sie sich. Fort — nur fort jetzt, ehe sie zusammenbricht. Sie muß sich zusammenreißen — muß kaltblütig und schnell handeln — ehe es zu spät ist. Der Schuft — der Schuft — will abermals sein Vaterland verraten — dieses Weibes wegen.

Leise schließt sie die Tür auf — lauscht hinaus. Die Diele, die vor ihr liegt, ist leer, eine Treppe führt zur Haustür hinab. Diese huscht sie hinunter. Die Haustür ist verschlossen — ein Schlüssel steckt nicht darin. Was nun? — Rasch wieder hinauf! Da — in der Flurnische ist ein Knopf. Ist es ein Lichtschalter? — Ist es — ein Alarmknopf? — Oder — schon liegt ihr Finger auf dem Knopf — drückt. Surrend springt die Haustür auf. Wie ein Wiesel ist Grete die Treppe wieder hinunter — kommt gerade noch zurecht, um ihren Fuß in den Spalt der sich wieder schließenden Tür zu klemmen. Zu ihrem Erstaunen sieht sie erst jetzt, daß es heller Tag ist. — Herrgott! Auch die Gartenpforte ist verschlossen. Aber es gibt kein Zögern mehr. Gewandt klettert sie über den Zaun — eilt, wie gejagt, die nur wenig belebte Straße entlang — steigt an der Straßenkreuzung in den Fahrtunnel hinunter — nimmt eine Taxe. Zu ihrer Freude findet sie in ihrem Brustbeutel eine größere Geldsumme. In einem Warenhaus kleidet sie sich ein — erhebt auch einen Koffer und die nötigsten Toilettensachen, und ist nun für die Reise gerüstet. Sie läßt sich zum Flughafen fahren und sie hat Glück. Eine halbe Stunde

später schon läßt sie Berlin hinter sich. In wenigen Stunden würde sie in Genf sein — wo sie ihren Chef zu treffen hofft.

Aber es wartet ihrer eine große Enttäuschung — der Generalingenieur ist nicht da — und tief entmutigt hört sie von dessen Mißgeschick. — Nun muß sie allein handeln. Die Gefahr ist zu groß. Die Umstände zwingen sie zu einem außergewöhnlichen Schritt. Kraft ihrer Generalvollmacht beruft sie das Generaldirektorium der Eurofrika-Union zu unaufschiebbarer — geheimer Besprechung zusammen. — Als die Herren versammelt sind, sehen alle erstaunt auf die junge blonde Dame, die sich ihnen als Dr. Treuen vorstellt. Die wenigsten von ihnen hatten diese bisher gesehen. Treuen? — Treuen? — War das nicht die junge Dame, die in Berlin unter so geheimnisvollen Umständen verschwunden war? Aber wie käme die auf einmal nach Genf? — Sonderbar! — Jeder ist gespannt, was diese junge Person ihnen Wichtiges zu sagen haben werde. — Aber Grete Treuen läßt sie nicht lange im unklaren. — Bald lauschen die gewichtigen Herren mit Interesse ihren Worten. Schlicht, ohne auf Einzelheiten einzugehen, trägt sie ihr Erlebnis in Berlin vor, wie es ihr gelungen sei, aus ihrem Gefängnis zu entweichen, und wie sie dann Gelegenheit gehabt habe, ein Gespräch zwischen der ihr als gefährliche Spionin bekannten indischen Fürstin und einer Vertrauensperson der Union zu belauschen. Erstauntes Gemurmel der Zuhörenden. Auf die Frage des Präsidenten, wie sie zu der Kenntnis gekommen sei, fährt sie fort:

„Ich kenne die Fürstin von Marrakena her und weiß, daß sie damals bei dem ersten Attentat auf den Herrn Generalingenieur und bei den Vorgängen in Moretanien eine bedeutsame Rolle spielte. Wie ich

zu dieser Kenntnis gelangte, ist jetzt ohne Belang. Ihr Auftauchen in Berlin erschien nicht nur mir, sondern auch dem Herrn Generalingenieur verdächtig. Ich nahm sie unter Beobachtung. Mein Verdacht bestätigte sich. Ich muß mich kurz fassen; denn die Angelegenheit, die mich herführte, eilt. Morgen sollen Pläne von höchster Wichtigkeit — vermutlich handelt es sich um solche, unsere Landesverteidigung betreffend — an die Fürstin ausgehändigt werden.“ — Wie ein Ruck geht es durch die Anwesenden. Große Erregung bemächtigt sich ihrer. Rufe der Empörung und des Unglaubens werden laut. Das sei undenkbar — unmöglich. Wer solle wohl an die sorgfältig behüteten, im Staatsarchiv unter Panzerverschluß verwahrten Unterlagen herankommen? —

„Einen Augenblick, meine Herren!“ unterbricht Grete Treuen mit heller Stimme den Tumult. „Die Fürstin ist eine bestrickend schöne Frau, und der Mann, den ich meine, ist in diese Frau vernarrt. Sie aber hat es schlaue verstanden, sich ihm bisher zu entziehen und ihn dadurch bis zur Raserei zu entflammen. — Ihren Besitz hat sie von gewissen Bedingungen abhängig gemacht. Nun — der Mann ist schwach — und ist jetzt so weit, ihre Forderung zu erfüllen.“

„Und wer ist dieser Lump?“ fragt der Präsident zitternd vor Empörung. „Der Mann muß sofort unschädlich gemacht werden. Ich werde ihn verhaften lassen!“

„Tun Sie das nicht, Herr Präsident! Die deutsche Regierung könnte durch solche Maßnahme in bezug auf diesen Mann stutzig werden. Auch würde Ihr Funkspruch nach Berlin die Gegner warnen. Die Komintern arbeitet mit gerissenen Agenten. Unsere Codes sind ihr bekannt. Sie hat ihre Geheimsender überall. Jede Nachricht wird von ihr abgefangen — genau

so, wie ich es selbst gemacht habe. Die Komintern steht natürlich hinter dem Verräter. Eher würde sie das Geheimarchiv in die Luft sprengen, ehe sie Hand an diesen Mann legen ließe. Sie scheut, wie Sie ja wissen, vor nichts zurück. — Sie selbst aber, meine Herren, kennen Ihre eigenen Leute nicht. Wissen Sie denn, wer bei den Verrätereien sonst noch seine Hand im Spiele hat? Außerdem würde Ihnen die deutsche Regierung nicht einmal Glauben schenken, wenn Sie den Mann bezichtigen würden, den Sie selbst als besonders vertrauenswürdig empfohlen haben.“

„Wieso? Wer, zum Donnerwetter, soll denn das sein? So sagen Sie es doch endlich!“ — Hart kommen die folgenden Worte über des Mädchens Lippen:

„Es ist Herr Dr. Sörrensen, der Bruder des Herrn Generalingenieurs.“ Hiernach unheimliche Stille im Konferenzsaal. Endlich sagt der Präsident tonlos:

„Dann freilich! Der kann an alle Geheimakten heran. Natürlich muß das verhindert werden. Was raten Sie uns?“

„Mein Rat geht dahin“, und diesmal klingt des Mädchens Stimme seltsam bedrückt, „die Entwendung der Papiere müssen wir geschehen lassen, und sie müssen auch der Fürstin ausgehändigt werden. Das heißt, da Herr Dr. Sörrensen beabsichtigt, mit der Spionin das Weite zu suchen, so wird das Material vermutlich in seinen Händen bleiben. Die Verräter dürfen durch keine Handlung von unserer Seite gewarnt werden. Sie müssen in dem Wahn bleiben, daß wir nichts wissen. Erst wenn das Flugzeug, das sie ohne Zweifel zu ihrer Flucht benutzen werden, unterwegs ist, ihr Vorhaben also gelungen zu sein scheint, muß es zur Landung gezwungen werden.“

„Und wenn das Flugzeug trotzdem entkäme?“ fragt

einer der Herren, die alle mit Spannung den Ausführungen des Mädchens gefolgt sind.

„Das ist wohl nicht möglich, meine Herren. Sie haben das Mittel, eine Flucht jederzeit zu verhindern, mit — mit unseren Strahlgeschützen.“

„So nur kann es gemacht werden. Der Plan ist ausgezeichnet“, läßt sich plötzlich eine kraftvolle Männerstimme vernehmen. Alle Anwesenden springen von ihren Sitzen auf. In der Tür steht der verschollen geglaubte Generalingenieur.

„Ich begrüße Sie, Fräulein Treuen und Sie, meine Herren. Ich war schon geraume Zeit im Vorzimmer — erfuhr, daß hier eine geheime Sitzung stattfände und habe von meinem Recht Gebrauch gemacht, durch das Lauschkonkrement alles mitanzuhören. Ich bin also unterrichtet. Sie haben, wie schon manches Mal, der Union mit bewundernswerter Umsicht einen guten Dienst geleistet, Fräulein Treuen. Ich danke Ihnen, auch im Namen aller hier Anwesenden. Ich wußte ja, daß ich mich auf Sie verlassen durfte, wie immer.“ Beglückt schaut das errötende Mädchen in seine strahlenden Augen, als er ihr herzlich die Hand schüttelt.

Dann fährt er fort: „Ich bedauere, daß ich damals die Entsendung des Unwürdigen, der leider mein Bruder ist, nach Berlin nicht mehr verhindern konnte; denn daß er nicht sehr charakterfest ist, wußte ich. Deshalb hatte ich damals seine Abberufung aus Marakana veranlaßt. Für so schlecht habe ich ihn jedoch nicht gehalten, daß er zum Verräter werden könnte. Verwandtschaftliche Rücksichten müssen unter diesen Umständen fallen gelassen werden. — Genug davon! Fräulein Treuen hat recht, wenn Sie sagt, daß, nachdem der Plan der Verbrecher so weit gediehen ist, dieser auch ausgeführt werden muß, um die Verräter auf frischer Tat festzunehmen. Natürlich muß auch

dieses Geschehen mit Stillschweigen behandelt werden. Nun zur Ausführung des Schlußaktes! Da müssen wir wiederum auf Sie zurückgreifen, Fräulein Treuen. Sie müssen sofort nach Berlin zurück und die weiteren Maßnahmen veranlassen. Ich selbst werde mich ebenfalls nach Berlin aufmachen und dort auf Ihr Stichwort warten. Sobald Sie die Gewißheit haben, daß die Flucht der beiden bis zu einem gewissen Grade gelungen ist, funken Sie nur das eine Wort: ‚Eurofrikahail‘ — Sie werden gewiß überrascht sein, mich so plötzlich hier auftauchen zu sehen. Ich hielt es nicht für angebracht, die Neuigkeit meiner Heimkehr aller Welt kundzutun. Näheres werde ich Ihnen später darüber mitteilen. Ich habe noch mancherlei mit Ihnen zu besprechen, meine Herren. Und nun wollen wir zum Flughafen fahren, Fräulein Treuen. Auf Wiedersehen, meine Herren.“

25

„Ich wünsche die Geheimakte über die Zielstrahlapparate einzusehen, Herr Geheimrat. Legen Sie mir bitte dieselben vor!“ sagt Dr. Carlos Sörrensens in knapp dienstlichem Ton zu dem Herrn mit dem blonden, leicht ergrauten Spitzbart. Es ist das erstemal, daß er den Vorstand des Geheimarchivs in seiner amtlichen Eigenschaft als Geheimrevisor der Union aufsucht. — Hm! Den Mann kennt er doch? Wo war der ihm schon begegnet? grübelt Dr. Sörrensens. Bisher hatte er diese Abteilung doch noch nie betreten? — Bei Herrn Geheimrat Dr. Marwick hat er seinen Besuch telefonisch anmelden lassen. Auch über dessen Gesicht huscht ein Schein des Erkennens, als er den Eintretenden erblickt. So, so! denkt er bei sich. Das also ist der bei den Beamten der technischen Staats-

betriebe wenig geschätzte Mann, der Spezialist für Spionagesachen. Höflich gemessen erwidert der Geheimrat:

„Sehr wohl, Herr Doktor. Da außer mir kein anderer Beamter diese Akten anfassen darf, werde ich sie Ihnen persönlich vorlegen. Wollen Sie mir bitte folgen.“ Jetzt, als der Mann vor ihm herschreitet, weiß Sörrensen auf einmal, wo er ihn schon gesehen hat. Das ist derselbe Mann, der sich damals in Begleitung der Fürstin befand, als er sie zum erstenmal hier wieder sah. Was mochte sie mit diesem Mann zu schaffen haben? — Ausgerechnet mit dem Chef des Geheimen Staatsarchivs? Sollte Ira, ihre politischen Zwecke im Auge, hinter seinem Rücken mit dem in Beziehung getreten sein? — Ahnt der Mann etwa gar seine Absichten? Der Gedanke beunruhigt ihn. Aber für ihn gibt es kein zurück mehr. Ira erwartet ihn. Alles ist zur Flucht vorbereitet. Von der Sicherheit seines Auftretens hängt alles Weitere ab. War der Geheimrat mit der Fürstin im Bunde — desto besser. Sie betreten jetzt einen Raum, in dem sich nur ein langer Tisch, einige Stühle und mehrere eingelassene Wandschränke befinden. Der Geheimrat bleibt stehen, richtet seinen Blick fest auf den Besucher und sagt:

„Herr Doktor, die Wichtigkeit der betreffenden Unterlagen und die Verantwortung, die ich dafür habe, machen es mir zur Pflicht, größte Vorsicht walten zu lassen. Da ich bisher nicht die Ehre hatte, Sie in Ihrer amtlichen Eigenschaft persönlich kennenzulernen, bitte ich Sie um Vorlegung Ihrer Vollmacht.“ — Schweigend entnimmt Sörrensen seiner Briefftasche die Ausweise, die der andere sorgfältig prüft. Dann reicht er sie ihm zurück und sagt kurz: „Ich danke. Das genügt.“ Dann tritt er an die hintere Wand, öffnet einen der Wandschränke, in dem er eine Zeitlang

herumhantiert. Plötzlich klappt in der Wand ein breiter Spalt, hinter dem eine Panzertür sichtbar wird. Der Geheimrat berührt mehrere geheimnisvolle Knöpfe, dreht mehrere Male an der Verschlussscheibe, worauf sich die starke Panzertür mit saugendem Laut öffnet. Dem Safe entnimmt er eine Mappe, die er auf den Tisch legt.

„Hier sind die Sachen. Überzeugen Sie sich bitte!“

Sörrensen zieht das umfangreiche Aktenstück aus der Mappe, blättert darin, wobei er ein nervöses Zittern seiner Hände nicht zu unterdrücken vermag. Dann richtet er sich mit einem Ruck auf — sagt in strengem Ton:

„Herr Geheimrat, ich bin einer Schurkerei auf der Spur. Ich muß diese Aufzeichnungen genauestens auf ihre Echtheit hin prüfen. Ich muß die Sachen zu dem Zweck mit in mein Amtszimmer nehmen.“ Dr. Marwick sieht ihn starr an:

„Das ist leider nicht möglich. Diese Pläne dürfen aus diesem Raume nicht entfernt werden.“

„Soo?“ sagt Carlos sehr von oben herab. „Das ist bei mir wohl etwas anderes, Herr Geheimrat.“

„Auch bei Ihnen nicht, Herr Doktor! — Diese Urkunden sind alleiniges Eigentum der deutschen Regierung. Auch ist es absurd, an deren Echtheit zweifeln zu wollen.“ — Jetzt wagt Sörrensen einen letzten Trumpf. Dicht an den Beamten herantretend und seine Hand dabei in die Tasche steckend, zischelt er dem Verdutzten ins Ohr:

„Auch nicht, wenn — die Fürstin Ira es wünscht!“

Die Wirkung seiner Worte ist anders, als Carlos sich gedacht hat. Der Geheimrat tritt einen Schritt zurück und sagt kalt abweisend: „Ach — soo ist das gemeint?“ wobei seine Hand nach dem unter der Tischplatte angebrachten Klingelknopf tastet. —

„Na — dann hilft es nichts!“ stößt Sörrensen heiser heraus. Blitzschnell zieht er einen winzigen Spritzball aus der Tasche, und ehe der andere den Klingelknopf erreicht, hält er dem Überraschten das Bällchen unter die Nase, drückt kräftig darauf, während er seine eigene Nase mit einem vorgehaltenen Taschentuch schützt. Ein Hustenreiz erstickt den Aufschrei des entsetzt zurücktaumelnden Mannes. Voll Grauen ruht sein erlöschender Blick auf dem hinterlistigen Angreifer, dann sinkt er zusammen. Sörrensen beugt sich über ihn. Noch einmal bläst er dem Bedauernswerten das indische Gift in die Nase. Dann rafft er die Mappe auf und verläßt das Zimmer. Ruhig, als sei nichts geschehen, schreitet er durch die Korridore an hastenden Beamten vorüber, geht an dem Pförtner vorbei auf den Vorplatz, steigt die Treppe zum Autoparkplatz hinab und klettert in eine bereitstehende dunkelbraune Limousine, die sogleich in rasender Fahrt davonrollt. — Sörrensen hat nicht auf zwei bürgerlich gekleidete Männer geachtet, die ihn unauffällig beobachtet haben und nun gleichfalls in ein Auto steigen, das die Verfolgung der braunen Limousine aufnimmt. Am Parktunnel zur Tiergartenstraße verläßt Sörrensen den Wagen und begibt sich, oben angelangt, eilends zu Iras Haus. Nachdem er sich vergewissert hat, daß niemand ihn beobachtet, schlüpft er hinein. — In dem zweiten Wagen sitzt hinter dichten Gardinen verborgen auch Grete Treuen. Die weitere Entwicklung der Dinge muß nun abgewartet werden. Sämtliche Flug- und Polizeistationen Europas sind durch den, nur den Eurofrikastaaten bekannten Funkspruch ‚Flugpostpaket Berlin abhanden gekommen‘ alarmiert, der besagt, daß Verbrecher versuchen werden, mit einem Flugzeug aus Berlin zu entweichen. Auf den weiteren Alarmruf: ‚Eurofrikaheil‘ darf bis auf weiteres kein Flugzeug mehr starten. Alle dann noch unterwegs

befindlichen Flugzeuge oder Luftschiffe müssen hierauf sofort zum Niedergehen veranlaßt werden. Luftfahrzeuge, die dem Befehl nicht nachkommen sollten, sind als verdächtig unter Beobachtung zu nehmen und deren Standort der Station, von welcher der Alarm ausging, ständig zu melden.

Die Fürstin war nach der ihr unbegreiflichen Flucht Grete Treuens nervös geworden. Der Boden brannte ihr unter den Füßen. Mußte sie doch befürchten, daß jeden Augenblick die Polizei kommen und sie festnehmen werde. Noch eingeschüchterter als sie ist Sörrensen. Das Entkommen der Treuen gilt für ihn als böses Omen. Als er nun gar hörte, daß die Fürstin das Mädchen im Keller ihres Hauses versteckt gehalten habe, begann er ernstlich an dem Gelingen ihrer Pläne zu zweifeln, bereute schon, sich darauf eingelassen zu haben. Sagte er sich doch, daß das gewitzte Mädchen alles in Bewegung setzen werde, um die Ursache seiner Entführung zu ergründen. Deshalb drängte er Ira, sofort mit ihm zu fliehen.

„Nicht ohne die Pläne, mein Freund!“ hatte sie lächelnd erwidert.

„Tue es gleich, Carli! Dann steht unserem sofortigen Aufbruch nichts mehr im Wege. Unser Flugzeug steht bereit. — Hier — nimm dies für alle Fälle!“ hatte sie gesagt und ihm dabei das Spritzbällchen in die Hand gedrückt. „Es enthält ein indisches Gift, das augenblicklich betäubt, wenn man es einatmet. Wenn man es bei jemandem anwendet, muß man die eigene Nase und Mund schützen. Gehe vorsichtig damit um! Mehr als eine Dosis tötet.“ Zögernd hatte er das harmlos aussehende Bällchen an sich genommen. In diesem Augenblick graute ihm vor der Geliebten, als er ihr in die märchendunklen Augen sah. — War er selbst denn sicher vor der Frau, die mit so heimtückischen Mitteln

arbeitet? — Seitdem kann er eine böse Ahnung nicht mehr los werden, daß auch ihm neben der Inderin Gefahr drohe. — Aber — lieber den Tod, als ohne diese Frau weiter leben. — Und nun ist es geschehen. Die von ihr so heiß begehrten Pläne sind in seinen Händen. Er ist zum Verräter an seinem Vaterlande geworden — vielleicht auch noch zum Mörder. Hat er nicht dem Manne zweimal das Gift in die Nase geblasen? Und hat Ira nicht gesagt, daß eine zweite Dosis tötet? Scheußlich — dieses Gefühl! — Ungeduldig wehrt er Iras Liebkosungen ab, mit denen sie ihm danken will, als er die Pläne bringt. Er drängt zur Eile; denn er fürchtet, daß man ihn bereits verfolgt. — Als die Fürstin darauf besteht, den jungen Inder Arani mit auf die Flucht zu nehmen, ist Sörrensen bestürzt. Dieser Schleicher war ihm schon immer zuwider, und er wehrt sich heftig gegen dessen Begleitung. Aber sie erklärt erregt, daß sie ihren getreuen Arani nicht entbehren könne. Nur den zweiten Diener lasse sie als Hausverweser zurück. So fügt er sich denn mißmutig ihrem Willen. — Grete Treuen beobachtet von ihrem Versteck aus, wie die Fürstin mit ihren beiden Begleitern die braune Limousine besteigt. Alle drei sind in Fliegerdress. Der große, schlanke Herr, der eine dicke Aktentasche im Arm trägt, muß wohl ihr ehemaliger Chef sein. Der zweite Mann trägt einen Koffer. Flüchtig nur sieht sie das, denn die drei haben es eilig. Der Wagen ist schon im Anfahren, als die Tür hinter dem zweiten Mann zuklappt. Hinter Neukölln, wo die Berliner Straße aus dem Tunnel heraustritt, biegt die braune Limousine in einen wenig befahrenen Weg ein, und das ihn verfolgende Auto muß, um nicht Verdacht zu erregen, weiter zurückbleiben. Der Weg führt hier durch Siedlungen und biegt dann auf freies Gelände ein. Auf einmal ist der braune Wagen wie vom Erdboden verschwunden. Hin-

ter Buschwerk verborgen läßt Grete Treuen ihren Wagen halten, steigt mit ihren Begleitern aus und hält Umschau. Wo mochte die Limousine nur geblieben sein? Rätselhaft! Die Flüchtlinge müssen irgendwo einen geheimen Schlupfwinkel haben. Schon will das Mädchen die Verfolgung aufs Geratewohl wieder aufnehmen, da schießt plötzlich wenige hundert Meter abseits ein Flugzeug steil empor. Wenige Sekunden später läßt Grete Treuen von dem in ihrem Wagen eingebauten Kurzwellensender den Alarmruf „Eurofrikaheil“ in die Welt hinausgehen. Auf dem Hof der Luftwehrkaserne wartet ihrer ein Flugzeug, und eine Viertelstunde darauf landet sie auf dem Teufelsberg am Müggelsee, der großen Zielkraftstation Berlins.

*

Hier trifft die erste Meldung aus Stettin ein, daß ein verdächtiges Flugzeug auf Landungsbefehle nicht geachtet habe und mit großer Geschwindigkeit dem Meere zustrebe. Demnach schienen die Verbrecher ihren Weg nach Asien über die Ostsee nehmen zu wollen. Sofort werden alle Ostseeflottenstationen angewiesen, nach den Flüchtlingen zu fahnden. Der Generalingenieur läßt das Flugzeug anpeilen und ihm den Befehl funken, unverzüglich niederzugesinken, widrigenfalls es beschossen werden würde.

Carlos Sörrensen steht auf der Plattform des großen Flugzeuges und sieht sorgenvoll auf das Meer hinaus. Er hat die Aktentasche mit den entwendeten Plänen fest um den Leib geschnallt. Auf dem Rücken trägt er eine Fallschirmausrüstung. Die Fürstin hatte trotz dringenden Zuredens sich geweigert, ebenfalls eine solche anzulegen. „Wozu?“ hatte sie gefragt. „Sind wir hier nicht in Sicherheit? Unsere russischen Ma-

schinen stürzen nicht ab, mein Freund.“ Nun, er hatte daraufhin geschwiegen. Wozu sie mit seinen Befürchtungen ängstigen? Denn er hat Angst — Angst vor den Zielstrahlen, aus deren Bereich sie noch lange nicht heraus sind. Wird ihre Flucht gelingen? fragt er sich immer wieder; denn daß diese bereits entdeckt ist, beweist das ihnen zugegangene Landungsgebot. Nervös sieht er ab und zu auf seine Armbanduhr. Die Maschine ist gut und fliegt mit achthundert Kilometer Stundengeschwindigkeit. Und doch kommt sie ihm schneckenhaft langsam vor. Kaum eine halbe Stunde sind sie unterwegs. Zwei Stunden mindestens müssen sie fliegen, ehe sie aus dem Bannkreis der verfluchten Strahlen kommen. Aber er ist fest entschlossen abzuspringen, ehe ihre Maschine zum Absturz gebracht wird. Ira? — Ja, sie ist sehr merkwürdig geworden, seit sie unterwegs sind. Seinen Traum vom Glück an ihrer Seite sieht er zerrinnen. Er glaubt an keine Zukunft mehr — und er bereut — er bereut bitter das, was er getan hat, dieser Frau wegen. Zu spät! — Da meldet der russische Bordfunker Wronzeff schreckensbleich den aufgenommenen Funkbefehl des Generalingenieurs.

„Höher hinauf, Karskow!“ befiehlt die Fürstin dem Flugzeugführer kaltblütig.

„Das hat doch keinen Zweck, Ira“, sagt Sörrensen mutlos. „Unsere einzig mögliche Rettung liegt darin, zu wassern und die Dunkelheit abzuwarten. Vielleicht daß wir dann entkommen können.“

„Daß uns jeder Fischdampfer aufgreifen kann?“ erwidert sie höhnisch. „Nein, nur Schnelligkeit kann uns helfen.“

Wie um ihre Worte Lügen zu strafen, geht drohend ein abermaliger Warnruf ein, daß sie in zehn Minuten abgeschossen werden würden, wenn sie bis dahin den

Befehl niederzugehen nicht befolgt hätten. — Schrill lacht die Fürstin auf: „Lächerlich! Hier oben treffen uns eure Kugeln nicht.“

„Kugeln nicht, Ira, aber die Strahlen.“

„Verdammt! — Die Strahlen!“ faucht die Inderin wütend. „Herunter, Karskow!“ Dreitausend Meter saust die Maschine tiefer. Doch da sehen die Flüchtlinge von allen Seiten heranbrausende Torpedoboote. Schrecken steht in den fahlen Gesichtern der Männer. In den Augen der Inderin glüht es düster. Ein Verdacht steigt in ihr auf. Wie kommt es, daß man ihnen in so kurzer Zeit schon so nahe auf den Fersen ist? Das muß doch von langer Hand schon vorbereitet sein? Wer konnte denn von ihren Fluchtplänen wissen? Nur einer — dieser Mann dort. Mit zwingender Gewalt kommt ihr dieser Gedanke. Finster ruht ihr Blick auf ihrem Freund. Sollte dieser Mann sie verraten haben? War die ganze Diebesgeschichte etwa nur eine Komödie gewesen, um sie in die Hände ihrer Feinde zu spielen? —

„Wronzeff!“ schreit sie heiser, „funke Berlin an, frage, aus welchem Grunde man harmlose Reisende behellige.“ Hah! Man hat sie verstanden. Schon läuft die Antwort ein:

„Wissen, daß wichtige Dokumente entwendet und dort an Bord sind. Ergeben Sie sich, sonst erfolgt Abschluß.“

„Du Hund hast mich verraten!“ kreischt das Weib jetzt hemmungslos und springt Sörrensen wie eine Wildkatze an den Hals. „Macht den Hund kalt! Nehmt ihm die Mappe ab!“

Entgeistert starrt Sörrensen die Furie an, die plötzlich ihr wahres Gesicht zeigt. „Ira, bist du wahnsinnig geworden?“ Aber ihre Augen funkeln ihn in tückischer Wut an. Der Bordfunker und der Inder Arani

nähern sich geduckt. In des Inders Hand blitzt ein Messer. Carlos überläuft es kalt. Seine Hand fährt in die Tasche, faßt nach der Pistole. Da fühlt er das Bällchen, das er heute schon einmal gebraucht hat. Mochte er auch charakterschwach sein, ein Feigling ist er nicht. Seine Hand zuckt empor. Blitzschnell drückt er den beiden Mordgesellen den Ball in's Gesicht. Kampfbereit steht er vor der ihn haßerfüllt anfunkelnden Fürstin.

„Karskow — Karskow!“ zischt sie, „schieß ihn nieder, den Hund!“ Der schießt nach den beiden röchelnden Männern am Boden und läßt das Steuer nicht aus der Hand.

„Heruntergehen, Kerl!“ brüllt Sörrensen ihn an — „oder ich schieße dich über den Haufen.“ — Zu spät! Ein furchtbarer Stoß erschüttert das Flugzeug. Turbinen, Propeller und Maschinenteile, in ihren rasenden Umdrehungen von dämonischer Kraft gehemmt, bersten krachend. Da springt Sörrensen kopfüber in die Tiefe. Auf bäumt sich der Rumpf des Flugzeuges, überschlägt sich, stürzt — hochauf gischtet die See, als der Flugkoloß aufprallt. — Glucksend verschlingt ihn die Flut.

Kurze Zeit darauf geht auf dem Teufelsberg der Funkbericht ein, daß das verdächtige Flugzeug aus einer Höhe von etwa zweitausend Meter abgestürzt und im Meer unweit der Insel Bornholm versunken sei. Von den Insassen seien eine Dame, ein Inder und anscheinend ein Russe als Leichen geborgen worden. Von einer Mappe mit Plänen, nach der gesucht werden sollte, verlautete nichts.

„Anscheinend ist mein Bruder mit dem Wrack und der Mappe untergegangen“, wendet sich der Generalingenieur an Grete Treuen, die neben ihm an dem riesigen Zielstrahlapparat steht. „Das Meer gibt an der Stelle, wo das Flugzeugwrack versank, nichts mehr

heraus. Die Pläne sind verloren. Nur gut, daß wir davon noch einige Kopien haben. Das Ende meines Bruders ist beklagenswert. Aber besser so. Hätte man ihn lebend ergriffen, so wäre er erschossen worden. Meine Herren“, sagt er dann zu den Umstehenden, „unsere Aufgabe hier ist erfüllt. Ich ersuche Sie nochmals, über diese Vorgänge strengstes Stillschweigen zu bewahren. Leben Sie wohl!“

26

In Genf schilderte der Generalingenieur den vollständig erschienenen Kommissionsmitgliedern der Eurofrika-Union seine Erlebnisse seit seiner Verschleppung nach Indien bis zum Ende des Dramas in der Ostsee kurz und packend, und er wies auf die unberechenbaren Folgen hin, die entstanden wären, wenn es den Verbrechern gelungen wäre, die Originalunterlagen für die Zielkraftmaschinen nach Asien zu schaffen. Man hätte ihnen diese mit allen Mitteln unverzüglich wieder abjagen müssen, und dann wäre der Krieg unvermeidlich gewesen. Solche Spionageakte müßten in Zukunft unmöglich gemacht werden. Es ginge nicht an, daß so wichtige Dokumente einzelnen Personen zugänglich seien, auch wenn sie noch so vertrauenswürdig erscheinen. Unliebsame Elemente müßten unter weit schärferen Maßnahmen als bisher von Europa und Afrika ferngehalten werden. Daß es fünfzig fremden Flugzeugen möglich gewesen sei, bis an den Kongo vorzustößen, daß die Komintern sich sogar einen Stützpunkt auf den Komoren hätte sichern können, beweise, daß es in Südostafrika ein Schlupfloch gäbe. Dies könne nur durch Landesverrat in den eigenen Reihen der Union geschaffen worden sein. Dafür seien die Gouverneure von Madagaskar und Mozam-

bique zur Verantwortung zu ziehen und mit ihrem gesamten Beamtenapparat vor ein Kriegsgericht zu stellen. — Sehr beachtlich sei, daß die Asiaten ebenfalls fernwirkende, steuerbare Kraftmagnetfelder herstellen könnten, und es stehe zu befürchten, daß nach Fertigstellung ihrer großen Kraftwerke auch die Zielkraftwirkungen ihrer Geschütze abgeschwächt oder abgelenkt werden könnten. Er werde deshalb neue Versuche mit Kraftströmen machen, und er werde ein Mittel finden, solchen Möglichkeiten vorzubeugen. Wie der Vorfall im Persischen Golf gezeigt habe, seien nur mit Fernkraftstrom betriebene Flugzeuge nicht unbedingt zuverlässig. Deshalb müßten alle Kriegsmaschinen neben ihrem elektrischen Antrieb mit Aushilfsmotoren ausgerüstet werden. Sörrensens Vorschläge wurden einhellig gebilligt. —

Sörrensens Chauffeur schließt kopfschüttelnd den Wagenschlag wieder, den er dienstbeflissen aufriß, als der Generalingenieur mit Grete Treuen aus dem Portal des Eurofrika-Palastes heraustritt. Ohne ihn zu beachten geht das Paar an ihm vorüber, und er folgt diesem langsam mit dem Wagen. Als aber die beiden in die Bahnhofshalle hineingehen wollen, tritt er rasch an seinen Herrn heran und fragt nach dessen Befehlen.

„Ach so!“ erwidert der Generalingenieur lächelnd. „Sie habe ich ganz vergessen. Fahren Sie den Wagen in die Garage und machen Sie sich einen guten Tag! Ich fahre ein paar Tage nach Berlin, Friedrich — zur Hochzeit.“

„Zur Hochzeit?“ fragt der Chauffeur und sieht seinen Chef verblüfft an. „Darf ich — darf ich gehorsamst gratulieren, Herr Generalingenieur?“

„N — nein, Friedrich, nicht zu meiner eigenen — leider nicht!“ setzt er leise hinzu.

*

Auch in Asien fand eine Konferenz statt — diesmal in Irkutsk am Baikalsee. Die Stimmung der Kominternführer war recht gedrückt. Simonjeff, ihr geistiges Oberhaupt, ist tot. Der Maharadscha von Weihapur fehlt. Der krankt noch immer an der von Freimann erhaltenen Schußverletzung. Der Russe Stronzki führt den Vorsitz. Es ist ein trauriger Rückblick und eine verbissene Reportage, die er hält: „Wieder sind unsere Pläne gescheitert. Es ist, als ob der Teufel seine Hand im Spiele habe. Unsere Flugzeuge waren über Mozambique an Ort und Stelle gelangt. Golkurski überumpelt den Generalingenieur und nimmt ihn gefangen. Nach dem Bericht Ts-fangs geraten bei diesem Unternehmen unsere Flugzeuge in eine Wolkenbank, in der die meisten ohne ersichtliche Ursache abstürzen. Das ist bedauerlich, aber wir hatten den Mann, den wir haben wollten. Dann aber geschah das Wunder, das mir heute noch nicht in den Kopf will. Wo kamen die Leute plötzlich her, die den Generalingenieur heraushauten? Wie konnten fremde Flugzeuge dorthin kommen? Und wie konnte es geschehen, daß die paar Tollkühnen unseren besten Führer töteten, den Maharadscha über den Haufen knallten und unseren Gefangenen mitten aus unserem Nest heraus wieder fortholten? — Wo, frage ich Sie, waren denn unsere Leute? Die Memmen, die herumstanden, ließen sich durch einen Verwegenen einschüchtern. Na — es ist ihnen schlecht bekommen, aber unser wichtiger Gefangener war wieder fort. Es gelang uns aber, die beiden Flugzeuge lahm zu legen. Schon glaubten wir, sie zu haben. Da geschieht wieder ein Wunder. Sie verschwinden vor den Augen unserer Leute. Auch die anderen, die den Flüchtlingen zu Hilfe eilten, zerrinnen wie Schemen in der Luft. Unser Kraftmuttersschiff — unsere Flugzeuge werden serienweise vernichtet. Ja — gegen unsichtbare Gegner kann man nichts ausrichten.“

Diese vermaledeiten Deutschen müssen hexen können. Auch die Geschichte mit den Zielkraftdokumenten ist mysteriös. Auch diese hatten wir schon. Die Flucht unserer Agentin schien zu glücken. Da stürzt ihr Flugzeug in die Ostsee und mit ihm die kostbaren Papiere. Und unsere beste Agentin, die Fürstin, ist tot. Und doch müssen wir diese Zielstrahlgeschütze haben. Die Deutschen werden ja wohl noch Duplikate der Pläne haben. Aber wer soll uns diese jetzt beschaffen?"

„Ich werde das tun“, sagte der Jude Rabindanathan mit steinernem Gesicht, der bisher schweigend zugehört hatte. „Ich werde sie euch beschaffen, auch wenn sie im Mittelpunkt der Erde versteckt wären.“

„Nun — Ihr nehmt den Mund gehörig voll, Genosse Rabindanathan. Nur schade, daß Euch die kleine Sache mit dem Gibraltardamm vorbei gelang. Man würde sonst Euren Worten mehr Glauben schenken.“

„Auch der Damm wird noch gesprengt werden. Verlaßt Euch drauf, Genosse Stronzki!“ erwidert der Jude kühl. „Zwar wird es etwas länger dauern. Aber wir haben Zeit jetzt. Afrika wird auch noch unser. Abessinien ist der Schlüssel, mit dem ich die Pforte zu Afrika öffnen werde.“

„Abessinien? Lächerlich! Abessinien ist Italien und gehört der Union an.“

„Gewiß — und das ist gut so. Deshalb sind die Äthiopier nicht weißer geworden, als sie vor Tausenden von Jahren schon waren. Masr Hansani ist unser Mann dort. Er steht nicht in der Öffentlichkeit, sondern bescheiden im Hintergrund. Und doch kennt ihn jeder Abessinier, und — er ist ein Diplomat, wie man einen solchen unter den Weißen nicht findet. Die sind nur Herren. Wer von ihnen kennt die Psyche dieses Volkes? Hat sich überhaupt jemals ein Weißer mit der Psyche

der schwarzen Rasse beschäftigt? — Nein! Sie wollen nur kultivieren, unterdrücken, herrschen. Im Herzen sind alle Schwarzen rot. Aber die Saat ist noch nicht reif. Es war verfrüht, einen Putsch in Afrika zu versuchen. Es war euer Wille. An diesem Fehler sind unsere Pläne gescheitert. — Ihr habt schon viele Fehler gemacht. Einer der größten war, Dr. Sörrensen gefangenzunehmen und nach Indien zu transportieren. Ihr hättet euch sagen können, daß man einen solch wichtigen Mann nicht ungestraft antasten kann. Es ist gut, daß seine Befreiung durch ein paar seiner Leute gelang, sonst hätten wir ganz Europa auf dem Halse gehabt. Zu Experimenten, wie sie der Genosse Maharadscha mit ihm vorhatte, darf man einen solchen Mann nicht benutzen. Der muß still beseitigt werden. Und das werde ich diesmal in die Hand nehmen. — Laßt mir Zeit, Genossen! Dann werde ich euch auch Afrika noch in die Hände legen.“

27

„Ja, Fräulein Grete, nun sind wir vereinsamt“, sagt Gerth Sörrensen zu seiner Begleiterin, als sie das junge Paar Freimann und Maria — der exotische Name Myrrha hatte dem christlichen Maria weichen müssen — kurz nach dem Hochzeitsmahle zur Bahn gebracht hatten. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Wir wollen in den Wald hinausfahren und den sommerlichen Abend noch ein wenig genießen. Haben Sie Lust dazu?“ — Grete Treuen war gern damit einverstanden. Heute bei der schlichten Hochzeitsfeier war der sonst so wortkarge Mann aus seiner kühlen Zurückhaltung herausgetreten und ihr menschlich nähergekommen. An der Forstschänke im Grunewald ließen sie den Wagen stehen und gingen zu Fuß weiter.

Schweigend gehen sie, jeder seinen Gedanken nachhängend, nebeneinander her. „Nun müssen wir uns wieder trennen“, unterbricht Sörrensens endlich das Schweigen, und über sein durchgeistigtes Gesicht huscht ein Schatten. —

„Ich dachte — Sie sagten doch — Sie könnten mich — als Ihre Mitarbeiterin — nicht mehr entbehren.“

„Ja, das habe ich gesagt, aber“ — plötzlich fragt er lebhaft: „Ja — möchten Sie denn das? Möchten Sie denn gern um mich sein?“

„Ich sagte Ihnen schon einmal, Herr Generalingenieur, daß mich ein solches Vertrauen ehren würde.“ Täuscht sie sich, oder prägt sich wirklich bei ihren Worten deutlicher Unmut in seinen Zügen aus?

„Ich kann Sie doch nicht mit nach Südafrika, oder wer weiß wohin mitnehmen?“

„Und warum nicht? Ich reise gern.“

„Nein — es geht nicht. Es würde auffallen, wenn Sie ständig mit mir reisen würden. Ja — wenn Sie ein Mann wären. Dann ginge das,“ fährt er zerstreut fort, als ihn ihr helles Auflachen erstaunt aufsehen läßt.

„Nein, Herr Doktor — das möchte ich doch nicht sein. — Möchten Sie denn das?“ fragt sie ein wenig kokett — „ich ein Mann?“

Verdutzt sieht er sie an: „Wie kommen Sie darauf? Das ist doch Unsinn“, sagt er schließlich ärgerlich. Sie errötet — aber es ist ihr wohl dabei ums Herz.

„Sie sagten es soeben selbst. Wenn ich ein Mann wäre, ginge das.“

„So? Sagte ich das? — Nun — ich meinte damit, daß dann keine Bedenken beständen. — Aber ich bin froh, daß Sie ein so liebes Mädel sind — Fräulein Treuen.“ Dabei schiebt er sacht seinen Arm unter den ihrigen.

Ohne Zimmerlichkeit läßt sie es geschehen. „Weshalb sagen Sie wieder Fräulein Treuen zu mir — warum nicht mehr Grete?“

„Darf ich Sie denn so nennen?“ fragt er stehengebleibend.

„Sie taten es doch schon öfter.“ — Schweigend schreiten sie weiter.

„Wie darf ich Grete zu Ihnen sagen, wenn ich für Sie immer nur der Herr Generalingenieur bin?“

„Das ist ganz etwas anderes. Sie sind mein Chef, ich aber bin nur ein unbedeutendes kleines Mädchen.“

„Ach — Chef“, brummt er unwillig. „Ich möchte auch mal nur Mensch — nur Mann sein. Na ja, — ich bin ja auch einer — ein alter, verwachsener“, setzt er verbittert hinzu.

„So dürfen Sie nicht sprechen. Daß man zu Ihnen schließlich nicht reden kann, wie zu einem x-beliebigen jungen Mann, ist doch klar. Wie käme ich zu solch unziemlicher Vertraulichkeit?“

„Unziemliche Vertraulichkeit wäre es von meiner Seite, wenn ich meine Stellung als Chef Ihnen gegenüber ausnützen würde. Sie sind eine Frau, die ich mehr schätze als alle Frauen der Welt. Täte ich das nicht und fühlte mich als Chef, dem eine Angestellte gefällt, dann könnte ich wohl die sich bietende Gelegenheit ausnützen, wenn — wenn ich nicht eben ich — und Sie nicht Grete Treuen wären. Zum Kuckuck!“ braust er plötzlich auf. „Ich will nicht immer nur Ihr Chef sein — ich mag nicht immer nur respektiert sein.“ Dabei ist er wieder stehengeblieben und stampft zornig mit dem Fuß auf — und Grete freut sich innerlich über sein mit ihm durchgehendes Temperament. Zornig wie ein junger Liebhaber, denkt sie bei sich. Gleichmut vortäuschend erwidert sie schlicht:

„Wenn Sie nicht nur mein Chef sein wollen, was wollen Sie dann sein? Mein Freund? Oder — soll ich Ihre Geliebte werden?“

„Sie tun mir weh, Fräulein Grete“, unterbricht er sie schmerzlich betroffen. Da faßt sie nach seiner Hand und sagt weich: „Ich wollte Sie nicht kränken. Gut — Sie sollen mein Freund sein — ich werde Gerth zu Ihnen sagen. Zufrieden, Gerth?“ — Der Mann schweigt — preßt nur ihre Hand fester — atmet tief auf: „Nein, Grete — ich bin noch nicht zufrieden. Aber ich fürchte, auch Ihre Freundschaft zu verscherzen, wenn ich weiter spräche.“ — Da er schweigt, sagt sie leise:

„Sprechen Sie weiter, Gerth!“

„Ich bin ein ruheloser Mann. Ich habe Pflichten, die mich bis an mein Lebensende von Ort zu Ort treiben. Ich bin aber nicht nur ein vielbeschäftigter, sondern auch ein viel gehaßter Mann. Ich habe Feinde, die mir ständig nach dem Leben trachten. Darf ein so gehetzter Mann an den Frieden eines eigenen Herdes denken? Darf er einem Mädchen von Liebe sprechen? Gewiß, meine Väter haben es auch getan. Aber mein Geschlecht soll nach dem Willen der Komintern ausgerottet werden. Allein werde ich mich meiner Haut schon zu wehren wissen. Aber einer Frau die Sorge um mich aufbürden — das geht nicht.“

„Falsch, Gerth! — Gerade Sie müßten sich eine Lebensgefährtin suchen, die auch Ihre Kameradin ist, die wacht, wenn Sie an andere Dinge zu denken haben.“

„Zu suchen brauchte ich eine solche nicht mehr. Ich wüßte schon eine. Aber — darf ich sie fragen? Darf ich Ihr Leben an das meine ketten?“

„Natürlich dürfen Sie. — Sie wartet gewiß schon

darauf“, sagt sie leise. — Gerth sieht sie von der Seite an, ergreift ihre beiden Hände — zieht sie an sich und sagt mit bebender Stimme:

„Dich — dich will ich. Ich — liebe dich!“

Da löst sie ihre Hände, schlingt sie um seinen Hals und kann nur jubelnd entgegnen: „Ach Gerth — wie unendlich glücklich bin ich.“

*

Eines Tages wird dem Generalingenieur ein Paket geheimnisvoll zugestellt, das außer der Aufschrift den Vermerk „Geschäftspapiere“ trägt. Als er es öffnet, findet er darin eine lederne Aktentasche, die zu seinem Erstaunen die Geheimakte über die Zielkraftapparate birgt, die damals durch seinen Bruder aus dem Geheimarchiv entwendet wurde. Die Papiere sind zum Teil verwischt und man sieht es ihnen an, daß sie im Wasser gelegen haben. — Hm! Wie kam dieses Paket auf seinen Tisch? Wer hatte sie gesandt? Diese Akten, die man im Wrack des zertrümmerten Flugzeuges auf dem Meeresgrund wühlte und für alle Ewigkeit verloren hielt? — Wie war das zu erklären?

Darüber zerbricht Gerth Sörrensen sich den Kopf. Sollten sie durch irgendeinen Fischer aufgefischt worden sein? Aber dann wären sie ihm doch nicht in so primitiver und doch so geheimnisvoller Weise zugegangen? Dann aber gäbe es nur noch die eine Möglichkeit, daß sein Bruder bei dem Unfall nicht ums Leben kam, sondern irgendwie gerettet wurde. Seine Leiche war ja auch nicht gefunden worden. — Nein, Carlos Sörrensen ist nicht tot. Als er von dem stürzenden Flugzeug absprang, trug ihn der Fallschirm in die Küstennähe der Insel Bornholm, die er dann schwimmend erreichte. Er entledigte sich seines

Fliegeranzuges, nahm die Mappe mit den Plänen unter den Arm, lief landeinwärts, bis er in einer Fischerkate Unterschlupf fand, wo er seine Sachen trocknen konnte. Aus dem einst so schönen, stattlichen Mann war ein gebrochener, verstörter Mensch geworden — ein Niemand, ein Strolch, der sich nirgends sehen lassen durfte, der sich nicht legitimieren durfte. Immer in Angst, in die Hände der Polizei zu geraten und von dieser erkannt zu werden, schlug er sich durch Schweden, Dänemark, über Frankreich nach Spanien durch, wo er bei Verwandten seiner Mutter Obdach und Schutz fand. Den Bemühungen seiner Verwandten gelang es, ihm einen Paß unter dem Namen seiner Mutter zu verschaffen, und nun trieb ihn eine unerklärliche Sehnsucht in die Nähe seines Bruders Gerth. War es Haß — waren es Rachegeleüste, die ihn erfüllten? Er wußte es selbst nicht. Aber die Reue nagt an seinem Herzen, die Reue über seine Dummheit, seinen falschen Ehrgeiz und seine Schwäche, die sein ganzes Leben in Trümmer gehen ließen. — In dem gebückten Mann mit dem schütterten Haar und der schwarzen Brille würde niemand Carlos, als den Bruder des Generalingenieurs, wiedererkannt haben. Und niemand achtete auf ihn, wenn er sich in der Menge seinem Bruder näherte. Bei allen Empfängen, bei jeder Eröffnungsfeierlichkeit war Carlos unter den Zuschauern, von wo aus er seinen strahlenden Bruder bewundernd anstarrte — neiderfüllt — vergrämt, ohne doch den Mut zu finden, sich ihm reuig zu erkennen zu geben. Auch bei dessen Hochzeit hatte er unter den Gaffern gestanden, und da war Grete, die lieblich schöne Braut, plötzlich zusammengezuckt, als sein Blick dem ihren begegnete. Etwas an dem Mann erinnerte sie an Vergangenes, an etwas Häßliches in ihrem Leben — Carlos — zuckte es ihr durchs Gehirn — aber Carlos war ja tot. Gerth hatte sie nichts von dem sonderbaren Ein-

druck gesagt, den der Fremde auf sie gemacht hatte. Die Erinnerung an dieses Erlebnis kam ihr erst wieder, als Gerth mit ihr über das geheimnisvolle Wiederauftauchen der gestohlenen Geheimakte sprach. — Nun wußte sie, daß sie Carlos, den Totgeglaubten, gesehen hatte, und eine heiße Angst beschlich sie. Was wollte der Mann? Will er sich etwa an ihrem Mann rächen. Ist er ein Werkzeug der Komintern? Diesen Mann durfte sie nicht mehr aus den Augen lassen, und sie beschloß, ihn heimlich zu sprechen — heimlich; denn ihrem Mann durfte sie davon nichts sagen. Sie muß erfahren, was Carlos beabsichtigt, warum er sich in der Nähe seines Bruders zeigt. Andere Ereignisse kamen dazwischen. Ihre Übersiedlung nach Neu-Potsdam in ihr neues Heim, ließ sie die neue Sorge zunächst wieder in Vergessenheit geraten. —

Neu-Potsdam, die frühere Oasenstadt Ghadames, im Herzen der Sahara gelegen, ist zur Hauptstadt der deutschen Siedlung geworden. Rund hunderttausend Einwohner zählt sie jetzt schon. Nur die alten historischen Moscheen und Minarets, die sich um die, inmitten eines blühenden Oasenparadieses gelegene heiße Heilquelle gruppieren, erinnern noch an die alte Karawanen- und Oasenstadt. Aus dem Palmenhain leuchtet jetzt die weiße Front des großen Kurhauses, das Jahr für Jahr der Zielpunkt Tausender von Kurgästen ist.

Wo früher gelbbraune Sandwüste sich dehnte, sind fruchtbare Gefilde, blühende Gärten, rauschende Wälder entstanden. Die ehemaligen Karawanenstraßen, auf denen noch vor sechzig Jahren Kamele, von stickigem Staub umhüllt, ihre Lasten schlepten, sind zu herrlichen Autostraßen geworden. Ein gewaltiger Bahnhof vermittelt den Eisenbahnverkehr nach Tripolis — Tunis — Kairo — Addis Abeba — Timbuktu — Kamerun und Ostafrika. Die im Laufe der Zeit auch hier auf-

blühenden Industrien liegen weitab im Umkreis der Stadt. Wolkenkratzerähnliche Gebäude sind vermieden worden. Fast alle Häuser sind niedrig, um den ländlichen Charakter der Stadt zu wahren — und alle diese Häuser haben flache Plattformen als Dächer, die zugleich als Landeplätze für Privatflugzeuge dienen, die keiner Anlaufbahn mehr bedürfen. Hier befindet sich auch der stärkste Sender Afrikas. — In dieser schönen Stadt mit ihrem immer milden, gesunden Klima hat Sörrensens sich sein neues Heim erbaut. Von hier aus kann er mit seinem Blitzflugzeug rasch überallhin gelangen. Selbst nach Berlin braucht er bei gesteigerter Geschwindigkeit nur mehr dreiundeinehalbe Stunde. Mitbestimmend für seinen Entschluß, sich hier niederzulassen, war der Wunsch seiner Frau, die Leitung des großen Senders selbst zu übernehmen. Sie braucht zu dem Zweck nicht mehr, wie früher, in den Diensträumen zu arbeiten, sondern kann von ihrem Hause aus Empfänge und Sendungen kontrollieren. Niemand kennt wie sie die feinsten Schwingungen des Äthers, und sie kann mit ihren hochempfindlichen Apparaten die ganze Welt belauschen. Sie beherrscht alle Codes besser noch als früher. Ihre Späher vermitteln ihr sogar die Kenntnis der asiatischen Geheimcodes, so daß ihr kein Geheimnis auf die Dauer verborgen bleibt. In einem besonderen Abhöramt, das von verlässlichen Funkern bedient wird, werden alle Funksendungen Tag und Nacht registriert. Auf diese Weise hofft die Frau, allen etwa geplanten Intrigen stets so rechtzeitig auf die Spur zu kommen, um sie von vornherein unmöglich zu machen, und ihren Gatten vor drohendem Unheil bewahren zu können. — Sörrensens war bei seinen neuerlichen Versuchen mit Fernkraftströmen zu dem ihm nicht mehr überraschenden Ergebnis gekommen, daß selbst mit schwächeren Magnetfeldern Starkströme auf kürzere Ent-

fernungen in ihrer Wirkung abgeschwächt, im Wechselverhältnis zu Stärke und Stromweg sogar aufgehoben werden konnten. Nur der Millionenvoltstrom Gibraltars ließ sich durch nichts stören. Aber selbst dieser vermochte nicht, die blitzartige Energiewirkung der Zielkraftgeschütze zu beeinträchtigen. Sörrensens neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Flugtechnik und zugleich der Landesverteidigung waren große Flugschiffe, in welche Zielkraftgeschütze kleineren Ausmaßes mit unabhängigen Kraftquellen eingebaut waren. Letztere wurde durch aufgespeicherte Atomzertrümmerungsenergien erzeugt. So konnte die zerstörende Wirkung seiner Zielkraftapparate weit in Feindesland hineingetragen werden, wenn es not tat. Auch diese Luftkolosse waren, ähnlich wie bei den Flugzeugen, mit Vertikalflügelsturbinen ausgerüstet, die ihnen den senkrechten Auf- und Abstieg, sowie das Verharren in jeder Höhenlage gestatteten. Auch diese waren mit Tarnungsmaschinen neuester Konstruktion versehen, und es machte einen unheimlichen Eindruck, wenn man die Ungetüme in der Luft langsam verblassen und bald ganz verschwinden sah. —

Frau Grete begleitete als treue Kameradin ihren Mann jetzt stets auf seinen Reisen und lernte dabei alle noch im Ausbau befindlichen Anlagen kennen. Mit staunender Bewunderung sah sie mitten im Herzen Zentralafrikas am Kongo ein gewaltiges Meer wachsen, sah während eines Besuches bei dem glücklichen Ehepaar Freimann die riesigen Sprengarbeiten des werdenden Verbindungskanals nach dem Tsadseebecken. Sörrensens zeigte ihr die gigantischen Schleusenkammern des Suezkanals, und wie die Ozeanriesen spielend hinauf und hinab geschleust wurden. Sie ließ sich erklären, wie die Überflutung des Schwarzen Meeres reguliert und die Wasserkraft in dem genialen

Galipliwerk nutzbar gemacht wurde. — An dem Tage, an dem das neue Großkraftwerk am Tunisdamm eingeweiht werden sollte, und wieder einmal ein Rundflug um das Mittelmeerostbecken beendet war, schreitet Sörrensen vor dem Festakt am Arme seiner Frau noch einmal auf den Damm hinaus, weist gen Osten auf das Meer und sagt prophetisch:

„Schau, Liebste. — Schon ist der Wasserspiegel auch auf dieser Seite tief hinabgesunken. Unaufhaltsam, von keiner Macht der Erde behindert, wird er sinken, bis das große Werk vollendet ist. — Meine Arbeit ist eigentlich jetzt schon getan. Jeder andere Techniker könnte es zu Ende führen. Der geniale Schöpfer all dieser Wunder der Technik hatte den richtigen Weg beschritten, um die hadernden, mit sich und ihren Nachbarn unzufriedenen Völker des am Abgrunde stehenden Europas zusammenzuführen zu dem gemeinsamen Werk, und damit ein machtvolles Bollwerk gegen die rote, gelbe und schwarze Gefahr zu errichten. Aber weil die durch den Kommunismus verseuchten Asiaten sich offen an Europa selbst nicht heranwagen, so umnagen sie wie rote Ratten Europas Anhängsel, Afrika. Der schwarze Erdteil erscheint ihnen als Brücke zu Europa und als Beute noch erreichbar, solange die Kultur noch nicht bis in seine fernsten Winkel vorgedrungen ist. Wie rote Ratten knabbern sie an den weitläufigen Küsten. Sie nagen sogar an den dünnen Bändern, die Europa mit Afrika verbinden, wie wir es am Gibraltardamm erlebt haben, um das, ihrem Einfluß entzogene Abendland zu vernichten. Fast wäre ihnen dies gelungen. Mit Blut überflutet, aller Kultur entblößt, ohne jede Zivilisation wäre es dann eine Beute dieser roten Rattenpest geworden. Und ich fürchte, es wird nicht ihr letzter Versuch gewesen sein.“

„Weshalb auf einmal so kleinmütig, Gerth? — Du bist ein Großer — bist größer noch als deine Vorgänger. Es gehört mehr als das Genie der Sörrensen dazu, um die Pläne ihres Schöpfers auf einem zwei Erdteile umfassenden Arbeitsgebiet auch durchzuführen. Das vermag nur ein Gottbegnadeter. Mir wird schwindlig im Schatten deiner Größe. Schau hin, wie sie dort deiner warten, die Tausende, die gekommen sind, ihren Sörrensen zu sehen, wie sie harren in schweigender Achtung, um dich in deinen Betrachtungen nicht zu stören. — Komm, Lieber, laß uns sie begrüßen!“

„Du hast recht — wie immer. Ich habe keinen Grund, trübe in die Zukunft zu schauen; denn ich habe ja dich, meinen tapferen Kameraden — meinen Schutzgeist.“

Arm in Arm schreiten sie auf die sich stauende Menge zu. Begeisterter Jubel empfängt sie, als sie durch die Menschenmauern gehen, die sich zu beiden Seiten des Dammes aufgestellt haben. „Heil Sörrensen! — Heil seiner schönen Gemahlin!“

Brausend pflanzt sich der Ruf fort. Enger schließt sich die Gasse um sie. Hoch recken sich die Arme zum Gruß. —

Plötzlich erstirbt das glückliche Lächeln in Gretes Gesicht. Ihr Blick ist in der jubelnden Menge einem Augenpaar begegnet, dessen mordgieriges Funkeln ihrem Gatten gilt. Das Blut in ihren Adern erstarrt. Sie will schreien — ihre Kehle ist wie zugeschnürt. Diese Augen kennt sie. Dieser Tigerblick hat sie einst im Keller der Fürstin erschauern lassen. Und jetzt — jetzt reißt der Mann seine Hand hoch. Einen gellenden, markerschütternden Schrei ausstoßend, springt sie vor Gerth. — Aber noch ein paar andere Augen haben den Blick des Inders gesehen und seine Mordabsicht darin

gelesen. Ein Mann mit schwarzer Brille und schwarzem Schlapphut ist's, der dicht neben Grete steht. Blitzschnell reißt er die Frau beiseite — ist vor Gerth, ihn mit seinem Leibe deckend. — Niemand hat einen Schuß gehört. Man kann nicht fassen, was hier vor sich geht. Aber des Mannes Arme fallen auf einmal merkwürdig unwirklich herab. Langsam gleitet er zu Boden. Gerth fängt ihn in seinen Armen auf — begreift nicht. „Was haben Sie, Mann?“ fragt er verstört. Mit Grauen sieht er, daß sein Arm sich blutig färbt. „Mein Gott! Grete — was ist geschehen?“ Menschen greifen zu — tragen den Mann zu dem wartenden Auto. Ein Arzt macht sich um ihn zu schaffen.

„Nicht! — Nicht! Keine Zeit mehr“, haucht er stockend. Der Hut ist ihm entfallen — die Brille herabgerutscht.

„Oh, Gerth“, wimmert Grete auf. — „Es ist dein Bruder Carlos.“

„Gerth — Gerth — lieber Bruder — gottlob, daß ich — zu rechter Zeit kam. Ich war ein — schlechter — Sörrensen. Vergib mir, Gerth!“ stammelt er leise mit vergehendem Blick zu dem erschütterten Bruder aufsehend, der verzweifelt den Arzt beschwört, ihn zu retten. — Der schüttelt langsam den Kopf: „Zu spät!“

„Gerth — lieber — Bruder — nun kann ich — dich nicht mehr — schützen.“ Das Licht erlischt in seinen Augen — er ist tot. Der ärztliche Befund ergibt, daß der Schuß ihn ins Herz getroffen hat. Er war aus einer Kompressionspistole abgegeben worden. Der Mordbube hat die Erregung der Menge benutzt, um unmerkelt darin unterzutauchen. Niemand hat gesehen, wer eigentlich geschossen hat.

Ende

Eine interessante Neuerscheinung:

MAXIM ZIESE

DER FILM DES DR. WHARTON

Roman einer Weltkatastrophe

Ausstattung G. Gofmann

363 Seiten. In Ganzleinen RM. 4.80

„Das vorliegende Buch ist die Wiedergabe eines Filmanuscripts des verunglückten ehemaligen Gehilfen an der großen Sternwarte auf dem Mount Shasta im Staat Kalifornien, Dr. James Wharton, das nun der Öffentlichkeit vorgelegt wird. Wharton hatte auf der photographischen Platte einer Himmelsaufnahme ein unbekanntes Leuchten entdeckt und als Astronom daraus ein kommendes Unglück für die Menschheit errechnet. Sein Glaube war, daß von einem herantrenden Stern ein Unglück über die Menschheit kommen werde, und er wollte seine Entdeckung beweisen, um die Welt atemlos zu machen vor Aufregung, „damit sie nicht wie die Hämmer in ihren Tod rennen, wenn es dann kommt“. Aber seit das Riesenteleskop auf dem Mount Shasta, mit dem er es gefunden hat, zerstört worden ist, konnte er es nicht mehr beweisen. Denn ein ebenso lichtstarkes Instrument, mit dem man Whartons Photographien und seine Beobachtungen wiederholen könnte, gibt es gegenwärtig nicht auf der Welt. Allein der Guß und der Schliff eines Reflektorspiegels von beinahe fünf Metern Durchmesser dauert mindestens vier Jahre. So unternahm er es, die Welt durch das modernste Mittel der Aufklärung, durch den Film aufzurütteln zu ihrer Rettung. Aber er starb unterwegs bei der Beobachtung einer Sonnenfinsternis in Sibirien. Sein Freund, Jonas Mc. Fergusson, gibt die Aufzeichnung im Auftrag des Toten heraus und es kann nur die Zeit ertwessen, ob hier die Geschichte eines Narren berichtet wird, oder ob der Schneesturm in Sibirien den frühen Schlussspunkt hinter das Schicksal eines Propheten setzte. Der in die Form eines Films gekleidete Bericht, an dem der Herausgeber Maxim Ziese nichts geändert hat, ist außerordentlich fesselnd, aufwühlend und in seltener Weise geeignet, zum Nachdenken anzuregen über Sinn und Schicksal der Erde.“

Sonntagszeitung, Stuttgart

BUCHWARTE-VERLAG BERLIN SW 11

Ein aktueller Wirtschaftsroman:

MARC NORFOLK

DÄMON OEL

250 Seiten. In Ganzleinen RM. 4.50

„... In der Zeit, wo Deutschland beginnt, sich von den Rohstoffmächten unabhängig zu machen, wird dieser Wirtschaftsroman von besonderem Interesse sein.“

Nationalzeitung, Essen

„... Marc Norfolk hat es unternommen, das Problem der Del-Ausbeutung gleichermaßen aus den tieferen psychologischen Gründen her auszudeuten. Er zeigt nicht nur die äußeren Tatsachen, sondern auch die geistigen Anlässe auf, die zu schonungslosen Konkurrenzkämpfen und Sabotagen führen. Zwei Weltmächte kämpfen in diesem Buch um die Ausbeutung eines bestimmten Delgebiets; keine gönnt der anderen die Luft — in der „Hölle von Moreni“, dem Schauplatz des Geschehens, toben sich alle menschlichen Instinkte aus. In das Inferno hinein stellt der Autor einen deutschen Reporter, der das ethische Moment vertritt; aus seinen Erfahrungen und persönlichen Schicksalen an diesem Brandherd kann dieser Beobachter überzeugt bekennen, daß über den finstersten Materialismus doch einmal der schöpferische Geist siegen wird.“

Neue Leipziger Zeitung

„Man fühlt, daß der Verfasser aus der Hölle von Moreni kommt und jenen gewaltigen Sondenbrand miterlebte, der einst die Welt in Atem hielt und Millionenwerte vernichtete...“

Sonntagszeitung, Stuttgart